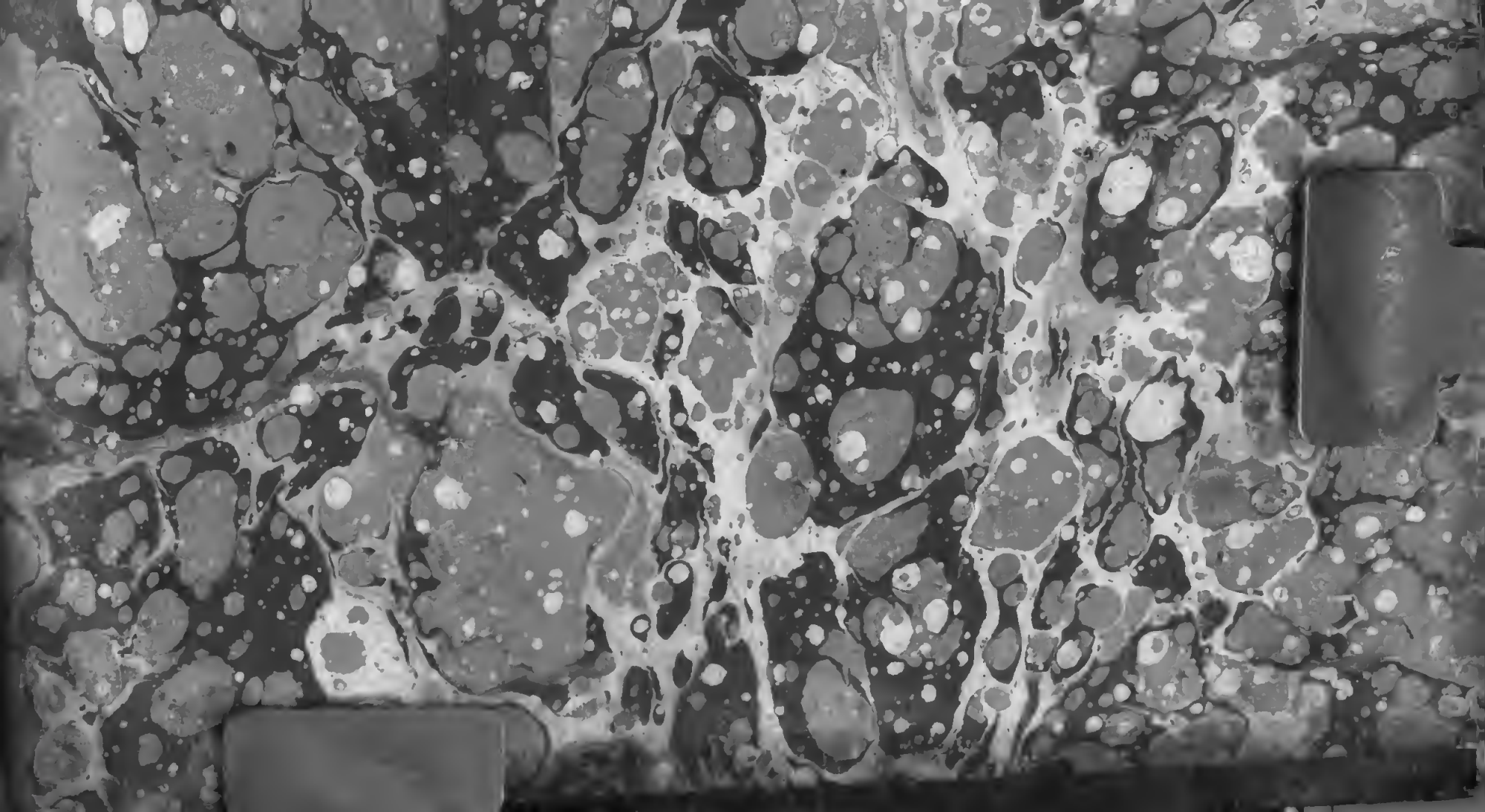
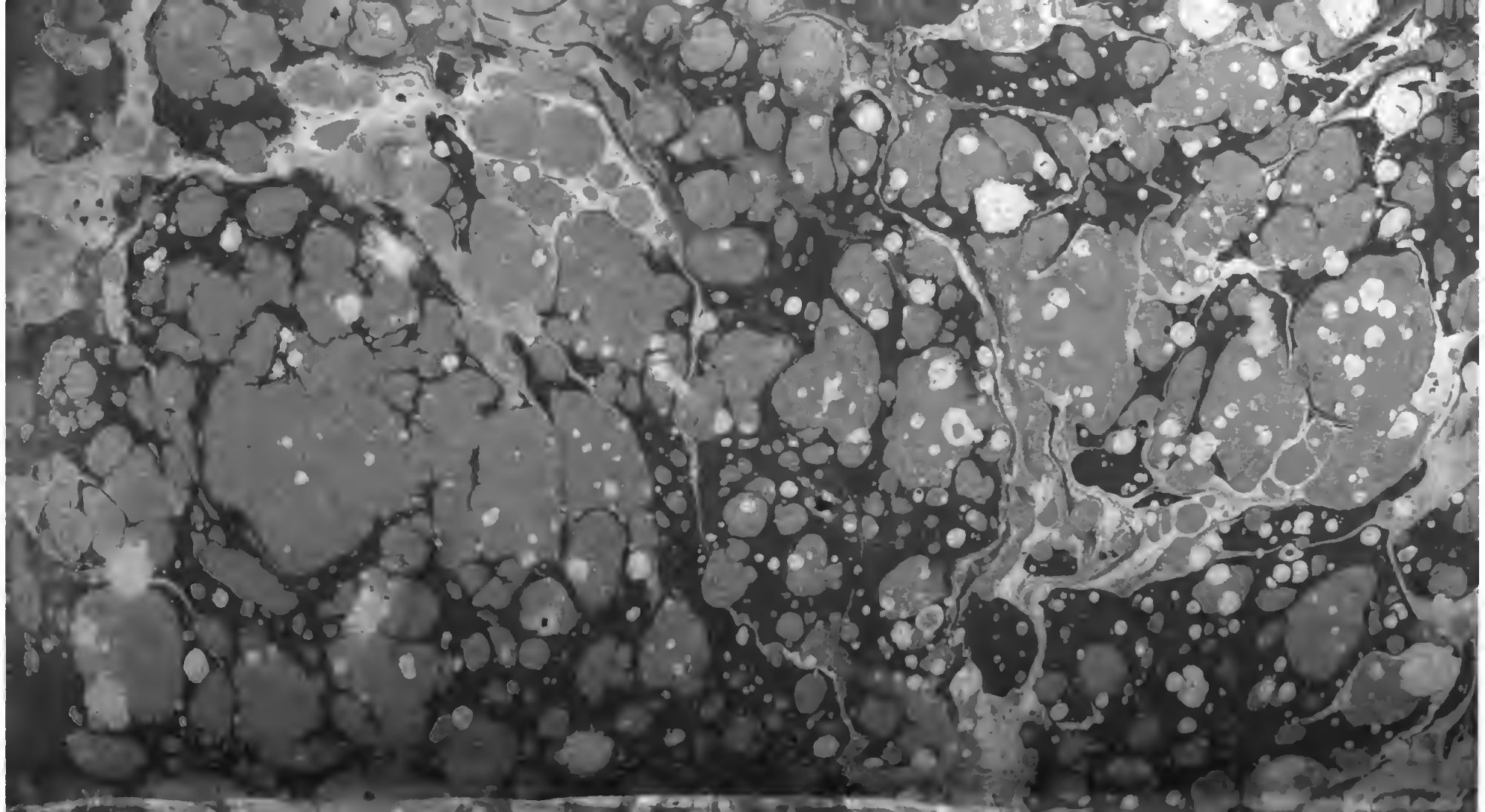




Gall. rcv. 111 K

gall-fr-lio

<36611574110013

<36611574110013

Bayer. Staatsbibliothek

Memoiren

über

die Französische Revolution.

Von

dem Marquis de Bouillé.

Aus dem Englischen.

Nobilitas, opes, omissi gestique honores pro crimine, et ob virtutes certissimum exitium.

TACITUS.

Hamburg, 1798.

bei Benjamin Gottlob Hoffmann.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Einleitung. . . . . S. 1.

Erstes Kapitel.

Ueber die Ursachen der Französischen Revolution. . 6

Zweites Kapitel.

Reise nach England und Holland. — Bemerkungen über die damalige Lage dieser beiden Länder. — Etwas über Friedrich den Zweiten und den Kaiser Joseph. — Der Erstere wünschte, daß der König von Frankreich dem Deutschen Fürstenbunde beitreten möchte. — Frankreichs und Hollands Plane gegen die Englischen Kolonieen in Ostindien. . . . 17.

Drittes Kapitel.

Zustand von Frankreich bei dem Regierungsantritte Ludwigs des Sechzehnten. — Die Herren von Maurepas, von Vergennes und von Calonne. — Plane der beiden letzteren Minister. — Zusammenberufung der Notablen. — Schritte dieser Versammlung, und Wirkungen derselben. — Der Erzbischof von Toulouse, nachher Kardinal Lomenie, tritt an die Spitze der Finanzen, hebt die Versammlung der Notablen auf — wird Premierminister. — Seine Irrthümer und Inkonsequenzen. — Ich werde zum Kommandanten von Metz und den andern Bisthümern (Toul und Verdün) ernannt. — Anfang der Unruhen in Frankreich. — Maßregeln, welche von den Parlementen ergriffen werden. — Diese und die Geistlichkeit verlangen die Zusammenberufung der allgemeinen Stände, welche von der ganzen Nation sehr innig gewünscht wird. — Bemerkungen über die Veränderung in den Sitten und Gewohnheiten der Französischen Nation und Regierung seit dem Jahre 1614, wo die allgemeinen Stände zum letzten male versammelt gewesen waren. 31

Viertes Kapitel.

Der Kardinal Lomenie legt seine Stelle nieder. — Er empfiehlt dem Könige Herrn Necker, der nun zum Finanzminister ernannt wird. — Grundsätze und Projekte des Kardinals Lomenie. — Diese werden von Herrn Necker befolgt. — Eine zweite Versammlung der Notablen. — Ihre Meinung über die Beschaffenheit der allgemeinen Stände. — Beschluß des Parlements von Paris über denselben Gegenstand. — Zusammenberufung der allgemeinen Stände, und ihre Beschaffenheit. — Meine Unterhaltung mit Herrn Necker. — Ich werde wieder an meinen Posten in Metz geschickt. — Getreidemangel. — Ursachen und Wirkungen desselben. . . . S. 46.

Fünftes Kapitel.

Frankreichs Lage im Monath Oktober 1789. — Meine Verhältnisse in Metz. — Eröffnungen, die la Fayette mir macht. — Anfang meiner Korrespondenz mit ihm. — Seine Plane. . . . . 67.

Sechstes Kapitel.

Es entstehen unter den Revolutionisten zwei Partheien. — La Fayette ist an der Spitze der Konstitutionsfreunde — der Herzog von Orleans Oberhaupt der Jakobiner oder Anarchisten. — Charakter dieser beiden Anführer. — Ihre Absichten und Plane. — Ihr Verhalten in Betreff der Armee. — Der König geht am 4ten Februar 1790 in die Nationalversammlung. — Wirkungen dieses Schrittes. — Die Truppen in Metz begehen Excesse, kehren aber wieder zu ihrer Pflicht zurück. . . . . 88.

Siebentes Kapitel.

Der König schreibt, auf la Fayette'ns Zureden, mit eigner Hand an mich, und verlangt, daß ich nach Paris kommen soll. — Ich bitte um Erlaubniß, das Königreich zu verlassen. — Der König schreibt mir zum zweitenmale, um mich von diesem Entschlusse abzubringen, und um mich zu bewegen, daß ich in seinen Diensten bleiben soll. — Föderation der Nationalgarden in meinem Gouvernement mit den regulären Truppen. — Die ersteren wollen mich zu

ihrem General wählen; ich lehne das aber ab. — Verſtändige Reflexionen des Kriegsminiſters, Herrn de la Tour du Pin, über dieſe Sache. . . 101.

Achtes Kapitel.

Ich ſuche la Fayette'n auszuforſchen, und bin Willens, gemeinſchaftlich mit ihm zu handeln, im Falle, daß ich ſeine Abſichten lauter und uneigennützig finden ſollte. — Mein Verſuch ſchlägt fehl. — Allgemeine Föderation der Nationalgarden und der Linientruppen in Paris. — Wirkungen, welche dadurch bei der Armee hervorgebracht werden. — Allgemeine Inſurrektion der Truppen. — Beſondere Umſtände von der unter der Beſatzung von Metz. — Ich werde zum oberſten Befehlshaber der weſtlichen Armee ernannt — Meine Beſorgniſſe vor einem Bürgerkriege, und die Anſtalten, die ich dem gemäß treffe. . . 173.

Neuntes Kapitel.

Vorfall zu Nancy. — Beſondere Umſtände von dieſem Ereigniſſe, und deſſen Folgen. — Ich bereiſe die Provinz, deren Kommandant ich bin. — Stimmung des Volks und der Truppen zu dieſer Zeit. — Mein Plan, dem Könige ſeine Freiheit wieder zu verſchaffen und ihn an die Spitze ſeiner Armee zu ſtellen. — Veränderungen im Miniſterium, und üble Wirkungen dieſer Maßregel. . . . . 138.

Zehntes Kapitel.

Der König thut mir Vorſchläge, ſeine Abreiſe von Paris zu erleichtern, und iſt Willens, ſich nach einer der Gränzſtädte unter meinem Kommando zu begeben. — Meine Bemerkungen über die Gefahr eines ſolchen Schrittes. — Ich verſichere den König meiner Treue und meines Eifers für ſeinen Dienſt. — Mittel, die ich ihm zur Ausführung ſeines Plans vorſchlage. — Ich werde ein Gegenſtand der Eiferſucht und des Mißtrauens — lege das Kommando des Elſaſſes nieder. — Vorſchläge, die Mirabeau mir thut. — Sein Plan, den König und die Monarchie zu retten. — La Fayette'ns Unruhe über dieſe Sache. — Mirabeau's Tod. — In der Meinung und Stimmung des Volkes geht eine Veränderung vor. — Urſachen derſelben . . . . . 187.

Eilftes Kapitel.

Anekdoten von dem Duc de Biron. — Anstalten, welche ich treffe, des Königs Flucht nach Montmedy zu sichern. — Er wird in Varennes angehalten. — Ich eile ihm zu Hülfe, finde aber, daß er schon auf der Rückreise nach Paris ist. — Es wird ein Befehl erlassen, mich in Verhaft zu nehmen. — Ich komme in Luxemburg an. — Dekret der National-Versammlung gegen Alle, welche die Flucht des Königs befördert haben. — Brief des Herrn Beauharnois. . S. 227.

Zwölftes Kapitel.

Allgemeine Auswanderung. — Ich trage der Kaiserin von Rußland meine Dienste an. — Brief des Königs von Schweden. — Ich besuche diesen Monarchen in Aachen. — Sein Plan zum Besten des Königs von Frankreich. — Zusammenkunft mit dem Kaiser, und dem Könige von Preußen. — Pillnitzische Erklärung. — Plane des Kaisers und des Königs von Preußen, die Französischen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. . . . . 270.

Dreizehntes Kapitel.

Brief des Königs von Schweden. — Die Angelegenheiten in Frankreich nehmen eine ungünstige Wendung. — Friedliches Betragen des Kaisers. — Es wird auf eine Landung an der Französischen Küste gedacht. — Tod des Kaisers. — Die Franzosen erklären den Krieg. . . . . 303.

Vierzehntes Kapitel.

Die Franzosen bringen zahlreiche Armeen zusammen. — Wie sie dies bewirkten. — Ermordung des Königs von Schweden. — Einige Nachrichten von diesem Monarchen und von der Verschwörung, durch die er sein Leben verlor. — Ich verlasse die Schwedischen Dienste. — La Fayette'ns Sturz und Verhaftung. — Dumouriez wird sein Nachfolger im Kommando der Französischen Armee. — Longwy und Verdun werden von den Alliirten eingenommen. — Beschluß. . . . . 325.

Einleitung.

Ich war Willens, das nicht bekannt zu machen, was ich Theils über die Französische Revolution geschrieben habe, Theils auch über mancherlei für mich Interessantes unter den Regierungen der beiden letzten Könige von Frankreich, z. B. über den Hof, die Sitten der Zeit, und die wichtigsten Ereignisse, von denen ich Zeuge gewesen bin; wer einmal in den Besitz meiner Papiere käme, sollte sie, je nachdem sein Urtheil darüber ausfiele, entweder drucken lassen, oder ins Feuer werfen. Aber man hat mir sogar den Ruhm eines ehrenvollen Verhaltens streitig zu machen gesucht; und das Bewußtseyn, dieses beobachtet zu haben, ist doch, seitdem ich unter den außerordentlichsten, versuchendsten und gefährlichsten Umständen immer meinem Könige und meiner Pflicht treu geblieben, aber, wie so viele Andre, als ein Opfer meiner Anhänglichkeit an den König, an mein Land, gefallen und zur Flucht genöthigt gewesen bin, der einzige Trost in meinem Unglück.

Die Anarchisten und Jakobiner haben mich einen Verräther genannt und als ehrlos verschrieen; die

Anhänger der ersten Konstitution beschuldigen mich, ich hätte meinen Eid, ihr treu zu seyn, verletzt: (ihr, einem Dinge, das auf einen sandigen Grund gebauet war, daher von selbst einfiel, und die, welche es gemacht hatten, unter seinen Trümmern begrub); ja, selbst die Royalisten, deren Sache ich vertheidigte, haben mich als einen Ränkemacher betrachtet, der nur aus Eigennutz handle und sich nur von Ehrsucht leiten lasse. Die ersteren verachte ich als Mißtrauische oder Wahnsinnige; die letztren darf ich, da sie unglücklich sind, nur bedauern: Unglück macht ja öfters ungerecht. — Gewiß würde ich ganz geschwiegen haben, wenn man nicht diese Lästerung meiner Grundsätze und meines Verhaltens auch in fremden Ländern verbreitet hätte. Englische Schriftsteller z. B., die mit Recht geachtet werden, haben in ihre Werke Verläumdungen gegen mich aufgenommen, die von den wüthendsten Jakobinern erfunden sind *).

*) In dem New annual Register vom Jahre 1791, S. 97., wird, bei Gelegenheit des Vorfalles in Nancy, Folgendes gesagt: „Ein solches Uebereinkommen vertrug sich indeß nicht mit den Absichten des treulosen und blutdurstigen Bouillé. Ohne den Erfolg der Deputation von Nancy abzuwarten, eilte er (wie selbst seine Vertheidiger zugestehen) mit leidiger Hitze, das Dekret vom 16ten zu vollziehen. Er zog alle Truppen, deren er nur habhaft werden konnte, von allen Seiten her zusammen, und noch außerdem auch die Nationalgarden, welche mit Patriotismus lieber dem Gesetze gehorchen, als der Stimme ihres Herzens und ihres Kopfes folgen wollten. Ohne sich darum zu kümmern, daß die Regimenter Chateau-vieux und Mestre de Camp sich zur Unterwerfung erboten, fiel er über sie her, ließ eine Menge Leute niederhauen, schlug sie gänzlich, und machte 400 von ihnen zu Ge-

Je mehr Beweiſe von Achtung und Güte ich von der Engliſchen Nation erhalten habe, deſto mehr iſt es, glaube ich, meine Pflicht, Angriffe gegen meinen moraliſchen Charatter in Schriften, welche zu Materialien für den künftigen Geſchichtſchreiber beſtimmt ſind, zu widerlegen. Um mich zu rechfertigen, mache ich jetzt, und in Engliſcher Sprache, den Theil meiner Memoiren bekannt, welcher eine Ueberſicht der Geſchichte von Frankreich, ſeit meiner Rückkehr aus den Kolonieen im Jahre 1783, bis zum Einmarſch der Preußen und Oeſtreicher in Champagne, enthält.

In dieſen Zeitraum fallen die intereſſanteſten Umſtände meines Lebens, die mit den allerwichtigſten Ereigniſſen in Verbindung ſtehen. Wahrheitsliebe, die immer meine Feder geleitet hat, ſoll Alles, was ich geſehen habe, einer Nation treu darſtellen, deren gute Meinung ich von je her zu verdienen ſuchte, die ich hochſchätzte, als ich noch ihr Feind war, die mir eine Freiſtätte gab, als mein Vaterland mich verbannt hatte, die mir in meinem Unglücke beiſtand, und mich gütig, mit Gaſtfreundſchaft, aufnahm.

fangnen.“ — In eben dieſer Schrift wird (S. 112.) von der Flucht des Königs geredet, und dann hinzugeſetzt: „der treuloſe Bouillé, der bei dem Vorfalle zu Nancy ſeine Hände ſo muthwillig in das Blut ſeiner Mitſoldaten getaucht hatte, war die Hauptperſon bei der Ausführung dieſes Unternehmens.“ Auch das Monthly Magazine (Octob. 1796, p. 727) beſchuldigt mich, ich hätte die Flucht des Königs angeſtiftet.

Möge England lange der Früchte von seiner glücklichen Konstitution genießen und ein Beispiel der weisesten, gemäßigten Regierung bleiben, die von Despotismus und Anarchie gleichweit entfernt ist! Möge es, mitten unter den Reichthümern, mit denen es durch den Handel und die Industrie seines Volkes täglich überschüttet wird, den Gemeingeist behalten, dem es seinen Wohlstand, seine Größe, und den Vortheil verdankt, daß es jetzt (in merkantilischer Rücksicht) der erste unter allen Staaten ist!

Ein Staat, wie England, dem seine Lage Unabhängigkeit verschafft, der durch seine Reichthümer in Stand gesetzt wird, die besten und mächtigsten Armeen in Europa zu unterhalten, und der den Bedürfnissen jeder andren Nation abhilft: ein solcher Staat kann der allgemeine Schiedsrichter seyn und die allgemeine Ruhe sichern; ja, es wäre sein eigner Vortheil, den Frieden in Europa zu erhalten, da hierdurch sein Handel befördert würde. Aber seine Macht müßte, anstatt zu nützen, verderblich werden, wenn er dabei nicht auch Rechtschaffenheit in seinem Verhalten, und Treue gegen seine Verpflichtungen zeigte. Diese Tugenden kommen recht eigentlich dem Mächtigen zu; Falschheit und Treulosigkeit sind nur ein Nothbehelf des Schwachen.

Sollte aber je Verderbtheit die Sitten der Englischen Nation beflecken; sollte ihre Ehrfurcht für die Religion vermindert, ihr Gemeingeist erlöscht, und der Egoismus bei ihr herrschend werden; sollte Habsucht den leidenschaftlichen Patriotismus vernichten, Geist

der Neuerung das Uebergewicht gewinnen, und die Grundgesetze der Konstitution Anfälle von frevelhaften Händen erfahren: so möge die Zerrüttung eines von den blühendsten Reichen in der Welt sich den Augen jedes Britten darstellen und seine Verwegenheit zurückschrecken.

Ich bemerke, daß über das, wodurch Frankreich vernichtet worden ist, ein allgemeiner Irrthum herrscht; man hat die Ursachen mit den Folgen verwechselt: weder der Wurm, der den Leichnam langsam verzehrt, noch der Geier, der gierig an ihm frißt, hat seine Verwesung verursacht. Die Männer, die wir an der Spitze der Revolution gesehen haben, waren nicht die Ursache derselben; im Gegentheil waren solche Männer ihre natürliche Folge.

Ich bin bei den Ereignissen, welche seit den letzten dreißig Jahren in Frankreich vorgefallen sind, öfters mit auf dem Schauplatze, und immer ein aufmerksamer Beobachter gewesen: so kann ich denn die Ursachen, durch welche diese große Katastrophe bewirkt worden ist, vielleicht besser angeben, als mancher Andre. Darf ich es aber hier thun? — Eine, auch nur flüchtig entworfne, Darstellung kann andren Nationen, deren Kräfte noch unverletzt sind, zur Warnung dienen. Die Zergliederung eines Todten ist ja zuweilen für die Gesundheit der Lebenden nützlich.

Erstes Kapitel.

Ueber die Ursachen der Französischen Revolution.

Ludwig der Vierzehnte warf die schwachen Schranken nieder, welche die Macht seiner Vorgänger begränzt hatten, und führte in Frankreich eine unumschränkte Monarchie fast zu eben der Zeit ein, da die letzte Revolution in England der Freiheit des Volkes, und der Macht des Königs eine feste Grundlage gab. Der Französische Monarch ließ zwar keine Beschränkung seines Willens gelten; aber er handelte nach großen Staats-Maximen und Regierungs-Principien, und beobachtete diese unveränderlich während einer langen und glänzenden Regierung, in der ihm das Glück bald lächelte, bald den Rücken zukehrte. Die letzten dreißig Jahre seines Lebens wendete er an, den Nachtheil, den er in seiner Jugend der Religion und der Moralität zugefügt hatte, durch das musterhafteste Verhalten wieder gut zu machen.

Der Regent, den dieser Fürst einen „Großsprecher im Laster" zu nennen pflegte, streuete durch seine Sittenlosigkeit den ersten Samen des Verderbnisses aus,

Dieser Same faßte tiefe Wurzeln; doch konnte er bei der weisen Administration des Kardinals Fleury, der in den ersten zwanzig Jahren unter Ludwigs des Funfzehnten Regierung an der Spitze der Geschäfte stand, nicht zur Reife kommen. Nach dem Tode dieses Ministers gab der schwache, weibische König, dem er gedient hatte, sich und sein Reich in die Hände seiner Maitressen; diese überließen dann beides Ministern, welche großen Theils keine Fähigkeiten hatten, und sämmtlich ihre Stellen der Intrigue verdankten. Einige, wie z. B. der Duc de Choiseuil, stürzten unbesonnen, leichtsinnig und verwegen, schnell das ganze, moralische sowohl als politische, Regierungs-System um, das Ludwig der Vierzehnte, mit Hülfe der größten Staatsmänner in seinem Zeitalter, gegründet hatte; und von jetzt an zeigte sich zuerst der Revolutions-Keim, der das Königreich bedrohte.

Choiseuil war es, der die Verderbtheit des Hofes dadurch vollendete, daß er seine Zuflucht zu Bestechungen nahm; und eben dieses Mittels bediente er sich, den Adel der Provinzen, den er an den Hof gezogen hatte, herabzuwürdigen: er lehrte ihn bald, eignen Vortheil und Intrigue der Ehre, diesem heiligen, von dem Adel so lange erhaltenen Erbtheile, vorzuziehen. Auch die Armee vergiftete er mit eben dem Geiste, und veränderte ihre Verfassung, die so außerordentlich war, und eben dadurch die Armee zu einer der besten in Europa machte. Anstatt die Parlemente in die Gränzen einzuschränken, welche ihnen von der suveränen, unter Ludwig dem Vierzehnten begründe-

ten, Gewalt vorgeschrieben waren, bemühete er sich, unter allen Ministern zuerst, ihren Geist zu verderben; und es gelang ihm. Die Magistratspersonen legten die strengen Sitten, die äußere Würde ab, welche ihre Väter gehabt, und welche die Französischen Magistratspersonen von je her ausgezeichnet hatte. Choiseuil änderte auch den Geist und den Charakter der höheren Geistlichkeit, da er die ersten Würden der Kirche dem jungen Adel zutheilte. Er erschütterte das politische System von Frankreich dadurch, daß er mit dessen altem Feinde, dem Hause Oestreich, eine Allianz schloß; er beförderte die Unruhen, die in den Englisch-Amerikanischen Kolonieen entstanden waren; und endlich beschützte er die gefährliche Sekte von Philosophen und Gelehrten, und erlaubte ihnen, ihre verderblichen Grundsätze ungehindert auszubreiten. So betrug sich dieser Minister während der zwölf Jahre, die er Frankreich regierte.

Ludwig der Funfzehnte schien indeß gegen das Ende seiner Regierung aus seiner Lethargie zu erwachen, und die Augen über das Unglück zu öffnen, das sein Reich schon drückte, und von dem sich voraus sehen ließ, daß es noch größer, noch drohender werden würde. Seine Maitresse lebte damals mehr im Vergnügen, als in ehrsüchtigen Planen, und überließ die Regierung des Königreiches entschloßneren und einsichtsvolleren Ministern. Diese bemüheten sich, die weitere Ausbreitung des Uebels zu verhindern; sie rotteten es aber nicht mit der Wurzel aus. Freilich hatte es auch schon zu weit um sich gegriffen, als daß

dieſes ſo leicht geſchehen konnte. Die Parlemente gingen ſchon damals mit dem Plan um, Frankreich in eine Ariſtokratie zu verwandeln und mit an der ſuveränen Gewalt Antheil zu bekommen. Der Kanzler Maupeou, ein Mann von großem Charakter, war nicht im Stande, ſie wieder zum Gefühl ihrer Pflicht zurückzubringen, und faßte nun den gewaltſamen, aber nothwendigen, Entſchluß, ſie aufzuheben. Der Abbe Terray ſuchte den Unordnungen im Finanzweſen abzuhelfen, und zwar durch einen genauen, nachdrücklichen Plan, welcher der Raubſucht der Financiers einen Zaum anlegte. Der Duc d'Aiguillon war in den Grundſätzen ſeines Großoheims, des Kardinals Richelieu, erzogen, und ſchien das neue politiſche Syſtem, welches das vorige Miniſterium eingeführt hatte, ändern, auch bei der Armee die alten Einrichtungen und den ehemaligen Geiſt wieder herſtellen zu wollen. Zuletzt zeigte die Regierung den Wunſch, die Frechheit der Schriftſteller zu unterdrücken und das Volk wieder zu der Ehrfurcht und dem Gehorſam zu bringen, welcher der höchſten Gewalt zukommt.

Hätte der Fürſt, von dem ich hier rede, einige Jahre länger gelebt und dieſelben Miniſter beibehalten, oder wären ihre Nachfolger bei gleichen Grundſätzen geblieben: ſo würde die Exiſtenz der Monarchie vielleicht noch eine lange Zeit fortgedauert haben; denn Montesquieu hat, glaub' ich, Recht mit der Behauptung, daß eine Regierung ſich nur durch Maximen und Mittel erhalten kann, welche dem Grundſatze, auf dem ſie beruhet, angemeſſen ſind, und daß eine un-

umschränkte Monarchie sich zu ihrem Verfalle neigt, sobald das Ansehen des Monarchen nur im geringsten vermindert wird.

Ludwig der Funfzehnte starb, und sein Nachfolger war ein junger, unerfahrner Fürst mit allen den Tugenden, welche den Charakter eines Privatmannes zieren, aber mit keiner von denen, die in einer so kritischen Lage nöthig waren. Anstatt die Minister seines Vorgängers beizubehalten, entließ er sie alle ohne Ausnahme, und wählte zu seinem Rathgeber und Führer einen siebzigjährigen Greis, der als ein Jüngling Minister geworden war, und sich dann in der Blüthe und vollen Kraft seines Lebens von seinem Amte zurückgezogen hatte. Dieser Mann, ohne Entschlossenheit, ohne Tugenden, aber dabei sanft, freundlich und gefällig, sollte jetzt, in der Kindheit seines hohen Alters, einen jungen Monarchen leiten und ein Königreich regieren! Er stellte Leute an, die ihren Aemtern keinesweges gewachsen waren, und sich mehr durch Rechtschaffenheit, als durch Talente, auszeichneten, ja von denen einige, besonders Herr Turgot, durch ihren System-Geist äußerst gefährlich wurden.

Die Französische Nation konnte bei der Verderbtheit, in die sie gesunken war, nicht mehr anders regiert werden, als durch ein festes, starkes Scepter *), wie Ludwig der Vierzehnte es geführt hatte; das war

*) Im Texte steht: ein eisernes Scepter; unter den Uebersetzungsfehlern wird aber die oben stehende Lesart angegeben. Es ist wohl kein Zweifel, daß der Verfasser eigentlich das Erstere geschrieben hat.
A. d. Ueb.

aber für Ludwigs des Sechzehnten Hände zu schwer. Sein alter Rathgeber empfahl Milde anstatt der Strenge, und konnte den König leicht überreden, daß Liebe seines Volkes ihm mehr werth seyn müsse, als Furcht. Dieser Mann vergaß ohne Zweifel, seinen Monarchen von der Wahrheit des großen Grundsatzes zu überzeugen, daß Gerechtigkeit die Güte eines Monarchen ausmacht. Hätte der König das geglaubt, so würde er Ordnung und Regelmäßigkeit in den verschiednen Theilen seiner Besitzungen vorgeschrieben, und der zahlreichsten, nützlichsten Klasse seiner Unterthanen, den arbeitsamen Armen, Erleichterung verschafft haben. Diese waren damals sehr gedrückt; nicht allein die Hofleute machten sie durch Hab- und Raubsucht unglücklich, sondern auch der unzählige Anhang derselben, von dem Einige durch Intrigue das der Nation Geraubte unter sich theilten, Andre aber, durch die Vorrechte ihres Standes oder ihrer Lage geschützt, die ganze Schwere der allgemeinen Last auf die niederen Stände wälzten.

Die Minister überredeten erst sich, und dann ohne Mühe auch den König, daß die aufgeklärte (überverfeinerte), aber zugleich auch rastlose, eifersüchtige, unersättliche und verderbte Menschen-Klasse, welche am Hofe, in Paris und in den andren großen Städten lebte, die Masse des Volkes ausmache. Diese war aber im Grunde nur ein sehr kleiner Theil der Nation, und zwar in seiner Moralität der verderbteste, so wie durch den unruhigen Geist, der sie trieb, der gefährlichste. Von jetzt an diente die Meinung dieses

Theils vom Publikum der Regierung zu einer sehr unsichren Führerin. Der König suchte durch seine Güte, die Königin durch ihre Grazie, und die Minister durch Nachgiebigkeit nur diesen Menschen zu gefallen und sie einzunehmen. Dieser Wunsch veranlaßte die Wiederherstellung der Parlemente, ohne daß ihnen auch nur die Mittel benommen wurden, die gesetzmäßige Autorität in der Folge zu beleidigen, ja ohne daß man sich nur gegen den verderblichen Plan sicherte, den sie einige Zeit vorher unter sich verabredet hatten und den sie nun nach Belieben wieder hervorsuchen und wirklich ausführen konnten *). In eben dieser Absicht wurde der öffentliche Schatz erschöpft und dessen Reichthümer unter die raubgierige Menge vertheilt, die den Hof ausmachte, oder umgab. So entstand Unordnung in den Finanzen, obgleich die Abgaben binnen wenigen Jahren um ein Viertel erhöhet wurden. Aus eben dem Grunde entzogen der König und die Königin dem Throne die Majestät, die ihn umgab und die bis dahin dem Volke Achtung und Ehrfurcht eingeflößt hatte. Um dem Publikum zu gefallen, genehmigte man Lehren, die der Moralität, der Religion und dem Ansehen des Suveräns entgegen liefen; man erlaubte Philosophen und andren Schriftstellern, sich der öffentlichen Meinung zu bemächtigen, sie nach ihrem Belieben zu lenken, sie in ein Tribunal zu verwandeln und die Handlungen, das

*) Im Jahre 1763 hatten die Parlemente eine Union unter sich errichtet, und nannten einander: eine Abtheilung des National-Parlements.

Verhalten der Regierung vor ihr Gericht zu ziehen. In eben dieser Absicht stand man den Amerikanischen Kolonieen bei, als sie sich gegen den Englischen Hof empörten, ließ sich in einen verderblichen Krieg ein, um ihre Unabhängigkeit zu sichern, und duldete die republikanische Lehre von Volks-Souveränetät, ja erlaubte, daß sie sich durch das ganze Königreich verbreitete, um nur die Augen des Publikums nicht auf der Ungerechtigkeit der vertheidigten Sache verweilen zu lassen. Kurz, man sah so wenig auf die Grundsätze der Staatsklugheit und Moralität, daß die öffentliche Denkart schon demokratisch war, als die Monarchie noch existirte. Nun konnte, als die Unordnung in den Finanzen den König nöthigte, die Notablen zu berufen, damit sie Hülfsmittel vorschlügen, diese Versammlung keine Dienste leisten; auch konnten die allgemeinen Stände, die in ihre Stelle traten, nichts Wirksameres ausrichten. Alle Säfte des ungeheuren politischen Körpers erlitten eine Gährung. Die Magistratspersonen waren voll Ehrsucht, die Geistlichkeit eifersüchtig auf ihre Vorrechte. Unter dem Adel herrschte ein Geist der Empörung, und auch bei der Armee, vorzüglich bei den Befehlshabern, fehlte es gänzlich an Subordination. Die mittleren Klassen im Staate lebten in Ausgelassenheit und Frechheit, während daß die unterste das äußerste Elend erfuhr und die Reichen sich dem unbegränztesten Luxus überließen. Die Regierung war ohne Kraft, der Hof verachtet, und die Großen herabgewürdigt. Irreligion und Immoralität hatten sich unter den ersten Ständen,

Rastlosigkeit und Mißvergnügen unter allen verbreitet. Der Schatz war erschöpft, der öffentliche Kredit zu Grunde gerichtet, und alle gewöhnlichen Hülfsquellen vertrocknet. Die allgemeinen Stände, welche bald bei dem Volke beliebt wurden, führten eine Krisis herbei, doch ohne sie verursacht zu haben; diese Krisis war vielmehr die natürliche, unvermeidliche Folge von der Verderbtheit des Volkes, und von der Schwäche des Monarchen.

Man kann schwerlich glauben, daß Frankreich, wie England nach der Revolution im letzten Jahrhundert, und nach der so genannten Restauration, mit größerer Kraft, als vorher, wieder aus dem Abgrunde emporkommen werde. England war damals im Besitze seiner Moralität und seiner Religion geblieben; Frankreich hat Beides hingegeben: und doch kann ohne diese nothwendigen Bande der Mensch nicht im gesellschaftlichen Zustande leben, noch weniger aber eine große Nation regiert werden, oder sich selbst regieren.

Das Schicksal von ganz Europa steht mit Frankreichs Schicksal in Verbindung, und ich trage kein Bedenken, zu behaupten, daß die einzige, noch übrig bleibende Hoffnung sich auf die Rückkehr der moralischen und religiösen Ideen gründet, welche schon jetzt, mitten unter den schrecklichsten Unordnungen, nach und nach wieder zu ihrer Herrschaft gelangen. Es ist sogar wahrscheinlich, daß der vernünftige Theil der Französischen Nation, jetzt, da Unglück ihn belehrt hat, wohl nicht abgeneigt seyn möchte, das wohlthätige

Joch einer guten Regierung wieder auf sich zu nehmen. Wenn das aber nur eine Täuschung wäre; wenn die Ungeheuer, die Frankreich in seinem Schooße hat, noch länger das Uebergewicht behielten, oder es aufs neue erlangten: dann würde dieses unglückliche Land ein Schauplatz des Verderbens und der Verwüstung seyn; dann würden seine Bewohner ein barbarisches, wildes, ihren Nachbarn gefährliches Volk werden, und zuletzt unter ihren eignen wüthenden Händen fallen.

Wenn aber Italien in eine Republik verwandelt würde — was müßte dann aus ganz Europa werden! Und wenn auch Spanien, das schon von dem Gifte des Französischen Jakobinismus angesteckt ist, — nur die moralischen und religiösen Grundsätze des dortigen Volkes hindern dieses Gift hervorzubrechen — wenn auch Spanien eine Revolution erführe, was würde die Folge davon seyn? Die nördlichen Nationen, denen ihre natürlichen Gränzen gleichsam zu einer Schutzwehr dienen, sollten sich jetzt fester als jemals an ihre Verfassungen, ihre Religion, ihre Gesetze und selbst an ihre alten Gebräuche anschließen, und die genaueste, von Großbritanniens sämmtlicher Macht zusammengehaltene, Vereinigung stiften. Geschieht dies nicht, so wird Europa, wie ehemals ein Theil von Asien und Afrika, in eine Barbarei gestürzt werden, die dann seinen Boden unfruchtbar machen und seine Einwohner vernichten muß.

Möge wenigstens England, das den Ocean beherrscht, durch den es von der übrigen Welt abgeson-

dert ist — möge es dieser Sündfluth entgehen, und in seiner Mitte jede Tugend nähren, um sie nachher über die Erde verbreiten, um die Menschen besser, und eben dadurch auch glücklicher, machen zu können! Dies ist der letzte Wunsch, den ein Mann ohne Verbindung und ohne Vaterland für seine Mitgeschöpfe thun kann *).

*) Der Verfasser mag mehrere Behauptungen in diesem Kapitel vor der gesunden Vernunft verantworten. Unübersetzt durfte es nicht bleiben, da es so auffallend zeigt, an welchen grundfalschen Ideen ein Theil der Französischen Emigrirten noch immer hängt, und da in demselben ein erklärter Royalist so offenherzig gesteht, daß nur die Regierung von Frankreich an der Revolution Schuld sey.

A. d. Ueb.

Zweites Kapitel.

Reise nach England und Holland. — Bemerkungen über die damalige Lage dieser beiden Länder. — Etwas über Friedrich den Zweiten und den Kaiser Joseph. — Der Erstere wünschte, daß der König von Frankreich dem Deutschen Fürstenbunde beitreten möchte. — Frankreichs und Hollands Plane gegen die Englischen Kolonieen in Ostindien.

Während des ganzen Amerikanischen Krieges war ich oberster Befehlshaber der Französisch-Westindischen Inseln gewesen, und kam nun im May des Jahres 1783 nach Frankreich zurück. Der König hatte mich mit Gnadenbezeigungen überhäuft, mich zum Generallieutenant ernannt und mir den Orden des heiligen Geistes ertheilt; überdies war ich in der vollen Blüthe des Lebens, und Besitzer eines ansehnlichen Vermögens. Jetzt, da ich sechs beschwerliche Jahre in einem entfernten und gefährlichen Klima zugebracht hatte, fand ich mein Vaterland freilich in seinen Sitten, und sogar in seinen Gewohnheiten, sehr verändert; ich versprach mir indeß in Paris den vollen Genuß aller von dieser Hauptstadt dargebotnen Reitze und

und Vergnügungen, so lange, bis Umstände, die ich nicht wünschte, mich vielleicht aufs neue zum Dienste meines Königs und meines Vaterlandes riefen. Doch bald entschloß ich mich, Paris zu verlassen, und in verschiedne Länder von Europa zu reisen, weil die ewige Frivolität und Zerstreuung der Hauptstadt mir widrig wurde, und weil Wißbegierde mich antrieb.

Besonders wünschte ich, Großbritannien zu sehen. Die vortreffliche Seemacht desselben; sein Wohlstand und sein ausgebreiteter Handel; der Gemeingeist, durch den es sich so sehr auszeichnet; seine unerschöpflichen Hülfsquellen und die Energie seiner Regierung: das alles erregte bei mir ein lebhaftes Verlangen, die vorzüglichsten Triebfedern, durch welche es in Bewegung gesetzt wird, kennen zu lernen. Auch wollte ich mich gern belehren, was beinahe ein Jahrhundert hindurch England zum glücklichen Rival von Frankreich, und etwa seit dreißig Jahren gewissermaßen zum Schiedsrichter von Europa gemacht hätte.

Ich wünschte ferner, Friedrich den Zweiten vor seinem Tode zu sehen — die Ueberreste von einem der größten Männer, die jemals den Schauplatz der Welt betreten haben. Nicht weniger war mir daran gelegen, die Preußische Armee kennen zu lernen, die so viel zu seinem Glück und Ruhme beigetragen hatte. Auch wünschte ich, den Kaiser Joseph kennen zu lernen — den Rival Friedrichs II an Macht, den größten Bewunderer seiner Talente, und den Nachahmer seines Verhaltens. Dies waren die Gegenstände meiner ersten Reise.

Zu Anfange des Februars 1784 ging ich nach England ab. Ich blieb ungefähr fünf Monathe dort, und erfuhr während dieser Zeit eine sehr günstige Aufnahme von dem Könige, den vornehmsten Personen, und dem Publikum im Allgemeinen. Die Plantagen-Besitzer und die nach Westindien handelnden Kaufleute gaben mir sehr schmeichelhafte Beweise ihrer Dankbarkeit. Ich hatte gegen die Einwohner der Englischen Kolonieen, welche während des Krieges unter dem Schutze meines Suveräns gewesen waren, nur gerecht gehandelt; und sie ertheilten meinem Verhalten ein Lob, das ich keinesweges verdiente, ob es gleich meinem Herzen sehr wohl that *).

Bei meinem Verhalten gegen die Brittischen Kolonieen befolgte ich nur das Beispiel vieler Englischen Befehlshaber, besonders des Generals Melville, der, als Gouvernör von Grenada, die Einwohner der eroberten Französischen Inseln in Westindien mit der ausgezeichnetsten Humanität behandelte, wofür sie ihm denn bei jeder Gelegenheit ihre Dankbarkeit bezeigten. — Nächst dem Beifalle unsres eignen Bewußtseyns, ist ja der Beifall eines Feindes, den wir achten, der angenehmste Lohn einer guten Handlung, und der einzige, dessen wir uns auch noch dann, wenn die Leidenschaften ihre Stärke verloren haben, mit Vergnügen erinnern können.

Ich sah die Englische Nation in einem Augen-

*) Das Nähere hiervon ist aus dem Buche des Herrn von Archenholz: England und Italien, bekannt.
A. d. Ueb.

blicke der Spannung, die eine natürliche Folge der Freiheit ist, die aber ein gebildetes und aufgeklärtes Volk mit Klugheit mäßigt, und die eine entschloßne, standhafte Regierung wieder zu heben weiß. Die Majorität des Brittischen Parlements schien die Königlichen Vorrechte zu bedrohen; aber diese wurden, als eine von den vorzüglichsten Grundlagen der Verfassung, von der ganzen Nation mit eben dem Eifer vertheidigt, den seitdem ein andres Volk in der Vernichtung derselben gezeigt hat.

Die Nation war so eben von einem Kriege befreiet worden, während dessen sie, außer mit ihren sich empörenden Kolonieen, mehrere Jahre hindurch auch mit den vereinigten Kräften von Frankreich, Spanien und Holland hatte kämpfen müssen. Ich sah sie nach diesem außerordentlichen Kriege eben so reich, mächtig und furchtbar, wie zuvor, obgleich Amerika und drei Millionen fleißiger Menschen für sie verloren gegangen waren.

Die Religion wurde geachtet und ihre heiligen Geheimnisse gegen die Angriffe anmaßender Philosophen geschützt. Ich sah Moralität unter dem Volke verbreitet, und bei den Reichen und Vornehmen durch den Einfluß der öffentlichen Meinung aufrecht erhalten. Die Reichthümer einzelner Personen waren das Werkzeug, durch welches das allgemeine Glück, und das Wohl des Ganzen befördert wurde. Dem Luxus hing man mit Mäßigung nach, und er diente dem allgemeinen Besten, ohne, wie anderswo, eines elenden Zustandes zu spotten, von dem man hier kaum

einen Begriff hatte. Wohlthätigkeit und Menschenliebe waren Züge des National-Charakters; und das stolzeste Volk in der Welt war zugleich das edelmüthigste und humanste. Zeigten sich mir ja einige Mängel in den untergeordneten Theilen der Brittischen Regierung, so dachte ich doch, eine im Inneren glückliche und außerhalb mächtige Nation müsse ohne Zweifel die bestmöglichen Einrichtungen haben; und ich that die lebhaftesten Wünsche, daß sie sich in ihrer ursprünglichen Reinheit erhalten möchte: wobei ich zugleich bedauerte, daß ihre Grundsätze den benachbarten Nationen unbekannt geblieben waren.

Als ich England verlassen hatte, kam ich auf meiner Reise nach den Preußischen Staaten durch Holland, und fand die dortigen Einwohner in einer ganz entgegengesetzten Stimmung. Die Mängel und die Schwäche ihrer Regierung hatten sie zur Zeit einer drohenden Gefahr genöthigt, dem obersten Befehlshaber ihrer Armee, der auch die erste Magistratsperson in dieser aristokratischen Republik geworden war, seine erbliche Gewalt zu vergrößern. Er behielt eben diese Macht auch noch dann, als die Gefahr nicht mehr drohete; ein Theil der Nation wünschte aber, dem Hause Oranien diese übermäßigen Vorrechte zu entziehen und die jetzige Regierungsform mit einer andren, an welcher das Volk mehr Antheil hätte, zu vertauschen. Diese Parthei wurde von Frankreich unterstützt, durch welches sie Einfluß und Macht genug bekommen hatte, um, gegen den Willen des Erbstatthalters und der aristokratischen Parthei, die General-

ſtaaten in einen Krieg mit England zu verwickeln. Kurz, die vereinigten Provinzen ſtanden damals im Begriff, eine Revolution in ihrer Regierung zu erleiden, die, ſo verderbt oder fehlerhaft ſie auch ſeyn mochte, bisher doch im Stande geweſen war, ihnen Ruhe, Wohlſtand und Reichthümer zu ſichern. Doch dies ſind ja Segnungen, die eben ſo wenig ganze Völker, als einzelne Perſonen, zu genießen oder zu erhalten wiſſen! — Holland wurde um dieſe Zeit auch von dem Kaiſer Joſeph bedrohet, der ſeine, allen beſtehenden Traktaten zuwider laufenden, Forderungen durch eine Armee geltend machen wollte und ſie ſchon an den Gränzen zuſammenzog. Frankreich beſchützte bei dieſer Gelegenheit die vereinigten Niederlande; doch einige Jahre ſpäter verließ es ſchimpflich die demokratiſche Parthei, welche es vorher beſeelt, aufgemuntert und bewaffnet hatte.

Bei den Holländern zeigten ſich, als ich durch ihr Land reiſte, noch Ueberreſte von ihrem Glanze; wohin das Auge blickte, traf es auf Ueberfluß und Reichthümer. Noch wurden auch häusliche Tugenden geübt; aber der Gemeingeiſt hatte ſich verloren. Die Regierung war verderbt; und ein ehemals ſo berühmtes, induſtriöſes Volk erinnerte ſich kaum, wie groß es einſt geweſen war. Die Quellen ſeiner Macht und ſeines Wohlſtandes vertrockneten; kurz, Holland würde von ſelbſt in ein Nichts verſunken ſeyn, wenn auch nicht außerordentliche Ereigniſſe ſeinen Untergang beſchleunigt hätten.

Die Preußiſchen Staaten zeigten mir ein ganz ver-

schiedenes Schauspiel: eine militärische Regierung, unter welcher jeder Mann ein Soldat war. Hier lag unbeschränkte Gewalt in den Händen des Suveräns: die ganze Nation war eine Armee, der Hof ein Lager, und der Monarch ein General. Von seinen Verdiensten, Tugenden und Talenten hing der Ruhm und der Wohlstand seines Volkes, so wie die Sicherheit seiner Besitzungen, ab. Diese Regierung erinnerte an die alten Einwohner ihres Landes, die Gothen und Vandalen, die das Römische Reich umstürzten und ihre Regierung dann von den Ufern der Elbe nach Italien, Afrika und dem Tago brachten *).

Friedrich war damals in seinen Staaten die größte Merkwürdigkeit für einen Reisenden, seine furchtbare Armee ausgenommen, deren Disciplin und Geschicklichkeit dieser große Mann zu einer bis dahin noch nie erreichten Höhe gebracht hatte. Ich fand in dem Helden, dessen Thaten einst ganz Europa anstaunte, nur einen Fürsten, dem es am Herzen lag, das Glück seines Volkes zu befördern, das Uebergewicht, das seine Armee sich verschafft hatte, zu erhalten, die Ruhe in seinen eignen Staaten zu behaupten, und sie auch in dem übrigen Europa fester, als bisher, zu gründen. Zu der Zeit, von welcher ich hier rede, bemühete sich Friedrich der Zweite, den Deutschen Fürstenbund zu Stande zu bringen, welcher nach seinem Tode der Ehrsucht des Hauses Oestreich Schranken

*) Diese Stelle ist in mehr als Einer Rücksicht unrichtig. Es lohnt aber nicht der Mühe, darüber mit dem Verfasser zu rechten. A. d. Ueb.

setzen sollte: einer Macht, die durch das neuerlich von ihr angenommene militärische System und durch die unermeßlichen Hülfsquellen, die sie in ihrer Volksmenge hatte, mit jedem Tage bedeutender wurde.

Friedrich nahm mich so auf, daß ich alle meine Erwartungen dadurch übertroffen fand. Ich hatte Gelegenheit, mich ihm öfters in den Stunden seiner Einsamkeit zu nähern; und hier zeigte sich der Held seines Zeitalters, von Größe und Majestät entkleidet, nur als ein Mann, der Andre durch glänzenden Verstand und Seelenstärke eben so weit übertraf, als er durch seinen hohen Rang über sie hervorragte. Seine Theorie wurde durch Erfahrungen in der Kunst Menschen zu regieren berichtigt. Er wußte jede Leidenschaft zur Sicherheit und zum Wohl des Staates, an dessen Spitze er stand, zu benutzen, und zeigte mehr wahre Weisheit, als jene Philosophen, welche die Leidenschaften dem Scepter der Vernunft unterwerfen wollten, aber, anstatt dessen, die gesellschaftliche Ordnung umstürzten, welche nur durch das Ansehen des Fürsten und die Macht der Gesetze erhalten werden konnte.

Mit den wesentlicheren Tugenden eines Beherrschers verband dieser König auch die liebenswürdigsten Eigenschaften. Keiner von Allen, welche durch die besten Gesellschaften in Europa gebildet waren, hatte mehr Feinheit, mehr Affabilität, und einnehmendere Sitten. Kein Philosoph oder Gelehrter war besser unterrichtet, oder hatte einen größeren Umfang von Kenntnissen. Seine belehrende und interessante

Unterhaltung wurde durch glänzende Einfälle, und oft auch durch epigrammatiſchen Spott belebt. Zwangloſigkeit, Freiheit, vermehrte die Reitze einer Geſellſchaft noch, in welcher es jedem freiſtand, zu der allgemeinen Unterhaltung beizutragen. Wer ſich einige Stunden mit Friedrich unterhalten hatte, verließ ihn mit einer weit höheren Meinung von ſeinem eignen Kopfe, als er vorher gehabt; denn bei Friedrich konnte man alle ſeine Verſtandeskräfte offen zeigen, und fühlte ſich gewiſſermaßen durch ihn elektriſirt. — Dieſer Fürſt war ohne Zweifel nicht frei von Fehlern; ja, ſelbſt Laſter hat man ihm vorgeworfen: aber wo wäre ein Mann, an dem man die nicht bemerkte, beſonders wenn er dazu beſtimmt iſt, eine glänzende Rolle auf dem Schauplatze der Welt zu ſpielen?

Aus den Preußiſchen Staaten wollte ich nach Böhmen gehen. Bei meiner Abreiſe hatte der König die Güte, mich einzuladen, daß ich im folgenden Jahre wiederkommen möchte. Er ließ mir dies durch den Abbé Baſtiani ſagen, der ſein vertrauter Freund war; denn dieſer König gehört zu den wenigen, die vielleicht wirkliche Freunde hatten. Der Abbé Baſtiani, der mir ſchon viele Beweiſe ſeines Vertrauens gegeben, ſagte mir auch des Königs Plan, einen Deutſchen Fürſtenbund zu ſtiften. Er verſicherte mir: der König wünſche ſehr ernſtlich, daß Frankreich beitreten möchte; und bat mich, dies dem Herrn von Vergennes zu ſagen, was ich denn auch zu thun verſprach.

Der Kaiſer Joſeph zog um dieſe Zeit ein Lager bei Prag zuſammen; auch der König von Preußen

ließ mehrere in verschiedenen Gegenden seiner Staaten aufschlagen: und Beide thaten das in gleicher Absicht (ihre Truppen zu üben). Ich will keine Vergleichung zwischen den Armeen dieser Monarchen anstellen. Die militärische Disciplin war in beiden so vollkommen, daß ihre Ueberlegenheit bloß von dem Befehlshaber, der sie anführte, abhangen mußte.

Nach meiner Ankunft in Prag wurde ich Joseph dem Zweiten vorgestellt. Die Tugenden, die Fehler und Inkonsequenzen dieses Monarchen sind allgemein bekannt. Als ich ihn sah, war er gerade beschäftigt, das Feudal-System und die alten monarchischen (aristokratischen?) Formen in dem größten Theile seiner Staaten zu vernichten. Unter dem Vorwande, sein Volk von der Leibeigenschaft zu befreien, suchte er dem Adel und den Vornehmen die Rechte zu entziehen, durch die sie zu Suveränen wurden, und mehr seine Vasallen, als seine Unterthanen, waren. Er änderte die alte Verfassung jener reichen Provinzen, welche noch ihre repräsentirenden Versammlungen hatten, und suchte in allen eine militärische Regierung, nach Art der Preußischen, einzuführen. Um den Aberglauben zu vernichten, griff er die in seinen Staaten herrschende Religion an; und um die unter der Geistlichkeit eingerissenen Mißbräuche zu verbessern, bemächtigte er sich ihrer Reichthümer.

Zu eben der Zeit, da er den Plan entworfen hatte, Bayern gegen die Niederlande einzutauschen, wo durch seine Neuerungen eine starke Gährung entstanden, und wo auf seinen Befehl alle Festungen geschleift waren,

wollte er Holland in einen Krieg verwickeln, bei dem wahrscheinlich alle großen Mächte in Europa nicht gleichgültig bleiben konnten; ja, er richtete seine ehrsüchtigen Absichten sogar auf die Gränzen der Türkei.

Alle diese verschiedenen Plane wollte der Kaiser zu gleicher Zeit ausführen; und alle schlugen ihm fehl. Bei seinem Tode, einige Jahre später, mußte er sehen, daß seine schönsten Provinzen sich empörten, seine Truppen vertrieben, und ihm den offnen Krieg erklärten, während daß auch die übrigen bereit schienen, dieses Beispiel zu befolgen. Das Einzige, was ihm gelang, war die Bildung einer vortrefflichen Armee, und die Gründung einer furchtbaren militärischen Macht.

Zu Ende des Jahres 1784 kehrte ich nach Frankreich zurück, und benutzte die erste Gelegenheit, dem Herrn von Vergennes vorzustellen, was für Vortheile sich vielleicht erwarten ließen, wenn Frankreich die immer mehr schädliche als nützliche Allianz mit dem Hause Oestreich aufgäbe, und dem großen, von Friedrich dem Zweiten entworfenen, Fürstenbunde beiträte. Er stimmte mir bei, sagte aber: es würde noch immer Zeit genug seyn, einen Traktat mit Preußen zu schließen. Ich sprach gegen die Verzögerung, und stellte vor, welche nachtheilige Folgen sie haben könnte: besonders die, daß der König von England dadurch Gelegenheit bekommen würde, dem Bunde beizutreten; auch setzte ich hinzu: ich wüßte, daß schon Schritte in dieser Absicht geschehen wären. Er wurde durch diese Aeußerung überrascht, und sagte mit der Miene

der Ueberzeugung: „glauben Sie mir, es kommt nicht auf mich an.“ Gerade eben das hatte der Abbé Baſtiani, als ich in Potsdam war, gegen mich geäußert; er war nehmlich für die Schwäche unſrer Regierung und die Intriguen unſres Hofes beſorgt. Ich fand indeß Gelegenheit, die Sache gegen den König zu erwähnen, und hatte mit ihm eine lange Unterredung darüber. Er antwortete mir anders, als ſein Miniſter; was er ſagte, verrieth Klugheit, geſunden Verſtand, und Kenntniß der politiſchen Verhältniſſe. Wie es mir ſchien, liebte er den Kaiſer nicht, und fürchtete den König von Preußen.

Im folgenden Sommer (1785) ging ich wieder nach den Preußiſchen Staaten, und war Willens, von da nach Rußland zu reiſen. Herr von Vergennes äußerte den Wunſch: ich möchte dem Abbé Baſtiani verſichern, daß der König, ſein Herr, die günſtigſten Geſinnungen hätte, und daß dieſe ſich zeigen würden, ſo bald die Umſtände es erfordern ſollten. Aber noch immer war die vorige Abneigung, ſich in einen Traktat einzulaſſen, an ihm zu bemerken. Ich fand den Abbé in Sansſouci, wo er den Winter mit dem Könige zugebracht hatte. Wir ſprachen lange mit einander, und zwar vor einem Privat-Diner, zu welchem ich von dem König eingeladen worden war. Der Abbé ſagte mir: die abſchlägige Antwort, oder vielmehr die Zögerung, des Franzöſiſchen Hofes hätte den König bewogen, die Anträge des Engliſchen anzunehmen, und der Lord Cornwallis würde jede Stunde mit der Vollmacht, einen Definitiv-Traktat abzuſchlie-

ßen, erwartet. Dies hatte ich schon vermuthen können, und ich wurde also natürlicher Weise nicht sehr dadurch überrascht.

Des Königs Betragen gegen mich blieb übrigens sowohl bei der Tafel, als während der ganzen Zeit, die ich an seinem Hofe zubrachte, vollkommen eben so, wie bei meinem vorigen Besuche. Er war eben so affabel und herablassend, wie ehemals, sagte aber von Zeit zu Zeit Scherze über unsren Hof, in die er gelegentlich Komplimente für die Französische Nation einmischte.

Gerade zu der Zeit, da ich Anstalten zu meiner Abreise nach Rußland machte, bekam ich von der Regierung Befehl, sogleich zurückzukehren. Nach meiner Ankunft machten die Minister mich mit einem Plane bekannt, der sich auf Ostindien bezog. Er lief darauf hinaus, daß die Französische und die Holländische Macht, mit einander vereinigt, die dortigen Besitzungen der Engländer angreifen, daß die Landesfürsten die ihnen von diesen entrissenen Provinzen wiederbekommen, und daß jenen beiden Mächten Faktoreien und Handelsplätze verschafft und gesichert werden sollten, um alsdann der ganzen Welt offen zu stehen. Die Mittel, durch welche man den glücklichen Erfolg dieser Unternehmung zu sichern dachte, waren eine Armee von 18,000 Mann (die schon in Ostindien befindlichen Garnisonen ungerechnet), zwanzig Millionen in baarem Gelde, und eine Flotte, die es mit der Englischen in Ostindien aufnehmen könnte. In Trincomale auf der Insel Ceylan sollten die Truppen sich sammeln und die Maga-

zine für ſie angelegt werden. Ein Drittheil der Truppen ſowohl, als der nöthigen Summen, ingleichen alle Arten von Vorräthen und Proviſionen, ſollten die Holländer liefern. Dieſe hatten gebeten, daß mir das Kommando der Unternehmung anvertrauet werden möchte, und es wurde mir, dem zufolge, angetragen. Ich übernahm es, doch unter der Bedingung, daß ich nicht unter der Holländiſchen Handelsgeſellſchaft ſtehen, ſondern daß die Generalſtaaten eine militäriſche Kommiſſion ernennen müßten, welche Alles, was den beſchloſſenen Krieg beträfe, anzuordnen und zu leiten hätte. Dieſer Plan, von dem ich hier nur die Umriſſe angebe, war in ſeinen einzelnen Theilen ſehr umfaſſend; doch die Zeit zur Ausführung ſchien noch ziemlich entfernt zu ſeyn. Ich ſah weder Anſtalten zum Kriege, noch Urſachen, derentwegen man ihn erklären konnte, blieb aber nun in Frankreich, um zu erwarten, ob dies Ereigniß eintreten würde.

Im Jahre 1787 brach die Revolution in Holland aus; ſie wurde aber durch den Einmarſch einer Preußiſchen Armee unter dem Kommando des Herzogs von Braunſchweig ſchnell wieder unterdrückt. Die Franzöſiſche Parthei war muthlos; die Ariſtokraten gewannen wieder die Oberhand, das Haus Oranien ſeinen alten Einfluß, und der Erbſtatthalter ſeine Vorrechte und ſeine ehemalige Gewalt. Alle Banden, welche Frankreich und Holland vereinigten, wurden aufgelöſt, da das erſtere ſeinen Alliirten ſo ſchändlich verließ; und ſo zerfiel der große Plan, Oſtindien zu erobern, von ſelbſt in ein Nichts.

Drittes Kapitel.

Zuſtand von Frankreich bei dem Regierungsantritte Ludwigs des Sechzehnten. — Die Herren von Maurepas, von Vergennes, und von Calonne. — Plane der beiden letzteren Miniſter. — Zuſammenberufung der Notablen. — Schritte dieſer Verſammlung, und Wirkungen derſelben. — Der Erzbiſchof von Toulouſe, nachher Kardinal Lomenie, tritt an die Spitze der Finanzen, hebt die Verſammlung der Notablen auf — wird Premierminiſter. — Seine Irrthümer und Inkonſequenzen. — Ich werde zum Kommandanten von Metz und den andern Bisthümern (Toul und Verdün) ernannt. — Anfang der Unruhen in Frankreich. — Maßregeln, welche von den Parlementen ergriffen werden. — Dieſe und die Geiſtlichkeit verlangen die Zuſammenberufung der allgemeinen Stände, welche von der ganzen Nation ſehr innig gewünſcht wird. — Bemerkungen über die Veränderung in den Sitten und Gewohnheiten der Franzöſiſchen Nation und Regierung ſeit dem Jahre 1614, wo die allgemeinen Stände zum letzten mal verſammelt geweſen waren.

Im Jahre 1787 fing die Revolution, welche ſchon in den Geſinnungen, den Sitten und Gewohnheiten der Nation vorgegangen war, auch an, ſich in der Regierung zu zeigen. Ich habe die entfernteren Urſachen dieſer Revolution ſchon angegeben, und will nun auch die, welche ſie unmittelbarer herbeiführten, nebſt einem Theile der dadurch veranlaßten Ereigniſſe, erwähnen.

Der Herr von Maurepas hatte das Königreich während der ersten Jahre nach Ludwigs des Sechzehnten Thronbesteigung als Premierminister regiert, aber, anstatt den Unordnungen im Staate abzuhelfen, sie vielmehr vergrößert. Schon oben habe ich seines Leichtsinnes und seiner Nachlässigkeit erwähnt. Er war aufmerksamer auf die kleinen Hof-Intriguen, als auf die großen Angelegenheiten einer Nation, mehr bedacht auf seine eigne Gemächlichkeit und seinen Genuß, als auf die Sicherheit des Staates.

Es läßt sich leicht begreifen, welche traurige Wirkungen ein Mann von solchem Charakter auf die Administration eines großen Königreiches, ja selbst auf die Gewohnheiten und Entscheidungen eines jungen Fürsten thun mußte, der durch seinen gesunden Verstand und sein reines Herz das Glück seines Volkes gesichert haben würde, wenn ihn in der ersten Zeit seiner Regierung ein Mann von mehr Tugend und Fähigkeit, als dieser Minister, geführt hätte.

Bei dem Tode des Herrn von Maurepas gab der König sein Vertrauen dem Herrn von Vergennes, der mehr einen gewissen Einfluß auf ihn hatte, als ihn leitete. Dieser von Natur furchtsame Mann scheuete sich, bei dem Hofe und den Vornehmen anzustoßen. Es fehlte ihm an Kraft und Genie; übrigens aber war er ein Mann von gesundem und auch gebildetem Verstande.

Die kritische Lage, worin das Reich sich befand, machte ihn unruhig, und er stellte sie dem Könige vor. Dabei äußerte er: es sey unter den jetzigen Umstän-

den

den unumgänglich nothwendig, daß man seine Zuflucht zu außerordentlichen Maßregeln nehme und einen neuen Administrations-Plan festsetze, wenn eine gewaltsame Katastrophe vermieden werden solle.

Die unmittelbarste, obgleich nicht die größte, Noth unter allen, durch die Frankreich litt, war die Unordnung in den Finanzen, welche eine lange Reihe von Verschwendungen veranlaßt und der Amerikanische Krieg noch vermehrt hatte, da dieser zwölf hundert Millionen Livres kostete. Die alten Hülfsquellen waren gänzlich erschöpft, und es wurde, um dem Uebel abzuhelfen, irgend eine neue erfordert. Der Finanzminister, Herr von Calonne, hatte einen großen, kühnen Plan entworfen und ihn dem Herrn von Vergennes mitgetheilt. Der König, dem der Plan nun vorgelegt wurde, gab demselben Beifall, und versprach, ihn mit seiner ganzen Kraft zu unterstützen.

Dieser Plan änderte das alte System der Finanz-Administration gänzlich, ohne die Grundgesetze der Französischen Monarchie anzugreifen, und ohne die höchste Autorität des Suveräns im mindesten zu beschränken. Er war darauf angelegt, alle Fehler von Grund aus zu verbessern. Die größten unter diesen rührten von dem Mißbrauche der Privilegien her, welche die reichste Klasse der Kontribuenten hatte: nehmlich nicht nur die Großen des Königreiches, und die Personen in Aemtern, sondern überhaupt die ersten Stände, ja auch ganze Provinzen und Städte, so daß die schwere Last der Abgaben auf dem zahlreichsten,

aber dürftigsten Theile der Nation lag, welcher von ihr zu Boden gedrückt wurde.

Der Plan des Herrn von Calonne hing auch mit den Provinzial-Administrationen zusammen, welche an die Stelle der von den Intendanten willkührlich getroffnen Einrichtungen treten sollten. Er sollte durch eine Versammlung von Notablen unterstützt werden und diese zum Gegengewichte der Parlemente dienen. Diese Maßregeln schienen dem Könige um so annehmlicher, da sie die Absicht hatten, den theuersten Wunsch seines Herzens, die Erleichterung der zahlreichsten und dürftigsten Volksklasse, zu erfüllen.

Die Notablen des Reiches wurden auf den 29sten Januar 1787 zusammenberufen, und ich war ein Mitglied dieser Versammlung, die man seit dem Jahre 1626, unter Ludwig dem Dreizehnten, nicht wieder gehalten hatte. Damals leitete der Kardinal Richelieu, als Premierminister, alle ihre Bewegungen, und machte, daß sie seinen eignen Absichten und Planen untergeordnet seyn mußte; dies sollte aber in dem gegenwärtigen Falle nicht geschehen.

Die Versammlung der Notablen wurde nicht eher als am 22sten Februar eröffnet. Während dieser Zwischenzeit starb Herr von Vergennes, so daß Herr von Calonne seinen Gehülfen und seine Stütze verlor. Eine andre üble Folge der Verzögerung war die, daß sie den Notablen und dem Publikum Zeit gab, sich von ihrer ersten Ueberraschung zu erholen. Nun erhielten die Ränkemacher auch Gelegenheit zur Aus-

führung der von ihnen entworfnen Plane, die Absichten der Regierung zu vereiteln.

Die Versammlung der Notablen bestand aus den angesehensten Personen der Geistlichkeit, des Adels, der Magistratur, und der Municipalitäten in den vornehmsten Städten; es ließ sich daher sehr natürlich vermuthen, daß diese sich der Abschaffung von Mißbräuchen, durch welche sie gewannen, widersetzen würden. Nur der erste Antrieb des Enthusiasmus konnte sie bestimmen, die großen Aufopferungen zu machen, die man von ihnen erwartete. Die Adeligen, die Deputirten der Städte, und die Mitglieder der Magistratur, welche auch im königlichen Staatsrathe saßen, machten indeß die Majorität der Versammlung aus, und waren sehr geneigt zu den Anordnungen, die man beabsichtigte; sie würden die Gegenparthei gewiß auf ihre Seite gebracht haben, wenn nicht die Ränke der Geistlichkeit, die der Erzbischof von Toulouse, nachmaliger Kardinal de Lomenie, sehr listig lenkte, es verhindert hätten. Auch dieser Mann war unter den Notablen, und strebte nach der Stelle eines Premierministers. Ihn unterstützten die vornehmsten Staatsbeamten, die Königin, welche den Herrn von Calonne persönlich haßte, und die Mitglieder der Magistratur; so fand er denn Mittel, die gute Stimmung der Notablen zu vernichten. Dieses Corps bot nun alle seine Kräfte auf, den Minister, der es zusammen berufen hatte, zu stürzen. Er wurde von dem Könige verlassen, fiel in Ungnade, und mußte in aller Eil aus dem Lande gehen, um die Rache derer, die

durch seine Plane hatten verlieren sollen, zu vermeiden.

Der Kardinal de Lomenie wurde nun als oberster Aufseher der Finanzen angestellt, und bald nachher hatte er die Verwegenheit, die Zügel des Reiches zu übernehmen, welche der König ihm unvorsichtiger Weise anvertrauete, da er ihn zum Premierminister ernannte. Sein erster Schritt bestand darin, daß er die Notablen entließ, ob er sie gleich mit seinen Intriguen, durch die er bisher so vielen Einfluß auf sie gehabt, sehr nützlich hätte brauchen können.

Bei der Aufhebung dieser Versammlung wurde ich zum Kommandanten der Stadt Metz und der Bisthümer ernannt, und reiste sogleich ab, um meinen Posten anzutreten. Der neue Minister war, weil die Notablen ihn nicht unterstützten, bald der Gnade der Parlemente überlassen. Er sammelte einige Bruchstücke aus dem Plane des Herrn von Calonne, der vortreffliche Sachen enthielt, und gab Mittel an, wie man den gegenwärtigen Verlegenheiten einstweilen abhelfen könnte; doch ein hartnäckiger Widerstand von Seiten der Parlemente hinderte ihn, sie auszuführen. Um diese zu bestrafen, wurden einige nachdrückliche Schritte gethan, auf die aber immer wieder Schritte, welche Schwäche verriethen, folgten. Die Parlemente erneuerten ihre Verbündung, und begründeten durch ihre Beschlüsse eine Parlements-Aristokratie, an der sie standhaft hingen. Dieser Zeitpunkt ist der eigentliche Anfang der Unruhen in Frankreich. In Bretagne brachen sie zuerst aus. Nach dieser Provinz mußte

die Regierung Truppen marſchiren laſſen, die der Marſchall von Stainville kommandirte, von denen man indeß keinen Gebrauch machen konnte, da ſich unter ihnen ſelbſt, vorzüglich unter den Officieren, der Geiſt des Widerwillens zeigte. In Paris wurden die Mißvergnügten unter dem Volke durch partheiſüchtige Mitglieder des Parlements aufgemuntert und begünſtigt; nun zeigten ſie ſich in offenbarer Empörung, welche man nothwendig durch militäriſche Gewalt unterdrücken mußte. Dieſer kurze Triumph der Regierung brachte indeß das Parlement nicht aus ſeiner Faſſung. Es rief den Marſchall von Biron, Befehlshaber der Franzöſiſchen Garde, und den Kommandanten von Paris, vor ſeine Schranken, damit ſie von ihrem Verfahren Rechenſchaft ablegen ſollten. Der erſtere weigerte ſich, zu erſcheinen, und entkam wegen ſeines hohen Ranges und der großen Achtung, in der er ſtand; der andre wurde abgeſetzt, weil die Regierung mit allzu vieler Schwäche nachgab.

Zu Anfange des Jahres 1788 wurden die Unruhen noch immer größer. In vielen Provinzen, welche vor der Regierung Ludwigs des Vierzehnten ihre Provinzial-Stände hatten, waren dieſe von der Regierung wieder hergeſtellt, in andern aber Provinzial-Verſammlungen niedergeſetzt worden. Dieſe Maßregel beruhete zwar auf guten Gründen; doch diente ſie mehr dazu, die Gährung zu vergrößern, als zu vermindern, welche, beſonders in dem Dauphiné, zu einem fürchterlichen Grade geſtiegen war. Auch in dieſe Provinz marſchirten, ſo wie nach Bretagne,

Truppen; aber da der größte Theil von ihnen sich weigerte, gegen das Volk zu handeln, so machten sie, anstatt zu nutzen, die Regierung nur verächtlich, da man nun einen solchen öffentlichen Beweis von ihrer Schwäche sah.

Der Kardinal de Lomenie wurde des Widerstandes, den die Parlemente ihm entgegensetzten, müde, und beredete den König zu dem romanhaften Plan einer Cour plenière, welche diesen Kollegien alle Hoffnung benehmen sollte, an der gesetzgebenden Gewalt den Antheil zu erlangen, den sie sich wünschten.

Um ihre ehrsüchtigen Plane zu verbergen und ihren Einfluß auf das Volk zu behalten, gewiß aber in der Meinung, man würde ihre Forderung nie bewilligen, verlangten sie, daß die allgemeinen Stände des Königreiches zusammenberufen werden sollten: ein Gedanke, zu welchem die Versammlung der Notablen veranlaßt hatte. Aus eben den Bewegungsgründen, und in gleicher Ueberzeugung, vereinigte sich mit ihnen auch die Geistlichkeit zu diesem Verlangen; und die Regierung beging den noch größeren Fehler, daß sie versprach, es zu erfüllen.

Jetzt waren seit der letzten Zusammenberufung der allgemeinen Stände beinahe zwei Jahrhunderte verflossen, und seitdem hatten die Denkart, die Gebräuche, der Charakter und die Regierung der Französischen Nation solche große Veränderungen erlitten, daß dieses Ereigniß nothwendig eine allgemeine Bewegung hervorbringen mußte.

In früheren Zeiten waren zu den allgemeinen

Ständen aus der Geiſtlichkeit nur ſolche zugelaſſen worden, welche Pfründen hatten; aus dem Adel nur Beſitzer von Lehnen; und aus dem dritten Stande nur Deputirte, die von großen Städten, unter ihren Municipal-Beamten oder den vornehmſten Einwohnern, gewählt wurden. Sie waren immer nur bei außerordentlichen Gelegenheiten, z. B. inneren Unruhen, oder auswärtigen Kriegen, verſammelt worden. Kaum hatte die Zuſammenberufung derſelben je etwas Gutes, und einmal, in Paris, ſogar große Unordnungen veranlaßt. Dies geſchah unter Karln dem Sechſten, als dieſer König wahnſinnig war, als Frankreich durch einen innerlichen Krieg, wie durch einen äußeren, zerrüttet wurde, und als die Engländer ſich eines groſſen Theiles von dem Königreiche bemächtigt hatten.

Die Anzahl von Repräſentanten, welche die allgemeinen Stände ausmachten, war nie genau beſtimmt; ſelten betrug ſie über fünfhundert, und zuweilen nicht über zweihundert. Es kam auch nichts darauf an, ob ein Stand mehr Deputirten ſchickte, als der andre; denn die Stimmen wurden damals nach Ständen, Balleien (Baillages), oder ſogar nach Nationen *) geſammelt. Die Mitglieder der verſchiednen Parlemente ſaßen, wenn ſie gewählt waren, einzeln unter dem dritten Stande. In den Ausſchreiben gab der König den Gegenſtand an, deſſentwegen die allgemeinen Stände zuſammenkommen ſollten, und

*) Dies war zu jener Zeit eine von den Benennungen, nach denen man Frankreich eintheilte, wie in der Folge: Gouvernement.

er entließ sie nach Belieben wieder. Den verschiednen Ständen, so wie den einzelnen Provinzen, welche beinahe alle ihre Provinzial-Versammlungen hatten, erlaubte er, ihre Beschwerden, oder so genannten doléances, vorzulegen, welchen er dann, so wie er es rathsam fand, abhalf. Damals genoß aber die Geistlichkeit großer Ehrfurcht; der Adel war äußerst mächtig, und der dritte Stand, dem es für sich selbst an Kraft fehlte, gehorchte dem Antriebe der beiden höheren Stände.

Seit der Versammlung der Stände im Jahre 1614, hatten die Parlemente die Formen und Grundsätze derselben angenommen; doch übrigens war jede Spur der alten Regierung verschwunden, und auch sogar die Bestandtheile (wenn ich mich so ausdrücken darf) der allgemeinen Stände nicht mehr dieselben geblieben. Die Geistlichkeit wählte die Bischöfe und Aebte zuerst aus ihrer Mitte, und schlug sie dann dem Volke zur Genehmigung vor. Nach dem Concordat unter Franz dem Ersten wurden sie gemeiniglich aus Männern gewählt, die sich durch Moralität, Frömmigkeit und Kenntnisse am meisten auszeichneten, weshalb denn das Publikum sie auch mit der größten Ehrfurcht betrachtete. Doch da man diese Würden seitdem dem jungen Hof- und Provinzial-Adel zutheilte, so verlor dieser Stand viel von seiner Achtung, besonders da auch die Ehrfurcht für die Religion selbst sich sehr vermindert hatte.

Mit dem Adel waren noch größere Veränderungen vorgegangen. Er hatte nicht allein seinen alten

Glanz, sondern sogar seine Existenz verloren und war gänzlich herunter gekommen. Es gab in Frankreich ungefähr 80,000 adelige Familien. Ueber diese Zahl darf man sich nicht wundern, da 4,000 Civil-Stellen den Adel gaben, und da der König fast täglich Adelsbriefe bewilligte, mit denen man im Successions-Kriege auch so verschwenderisch umging, daß sie das Stück zu 2,000 Kronen verkauft wurden. Unter dieser großen Anzahl gab es ungefähr tausend Familien, deren Ursprung sich in die entferntesten Zeiten der Französischen Monarchie verlor; doch von diesen waren kaum zwei- oder dreihundert dem Unglück und dem Mangel entgangen. Man hörte am Hofe noch Namen, durch die man an die großen Männer erinnert wurde, welche sie ehemals berühmt gemacht hatten; aber die Nachkommen dieser Männer erinnerten selten an die Tugenden derselben. Auch in den Provinzen gab es Familien, deren Ansehen sich noch erhielt, entweder weil sie die Besitzungen ihrer Vorfahren behalten, oder weil sie den Verlust ihres Vermögens durch Mißheirathen wieder ersetzt hatten. Der Ueberrest des alten Adels schmachtete in Armuth: er glich den alten, ehrwürdigen Eichen, die von der Zeit gelitten haben, und von denen nur noch ein kahler Stamm übrig ist. Die alte Verfassung dieses Standes war gänzlich verloren gegangen, da er nicht mehr zum Kriegesdienste aufgeboten, und eben so wenig zu den Provinzial- als zu den allgemeinen Ständen zusammenberufen wurde. Einige alte und ausgezeichnete Familien führten noch ehrende Titel; aber selbst diese theilten sie mit einer

Menge Neuadeliger, die sich durch ihre Reichthümer das Recht erworben hatten, dergleichen nach Willkühr anzunehmen. Der beträchtlichste Theil der großen Güter war das Eigenthum von Financiers und Kaufleuten, oder ihrer Nachkommen geworden, und die Lehne befanden sich vorzüglich in den Händen der Bürgerschaften. Kurz, der Adel hatte nichts, was ihn von den übrigen Klassen im Staate auszeichnete, nur die Gnadenbezeigungen ausgenommen, die der Hof ihm zutheilte, und Befreiung von den Auflagen, die aber weniger vortheilhaft für ihn, als lästig für den Staat, und dem Volke verhaßt war. Er hatte von seiner ehemaligen Würde und seiner Bedeutung sonst nichts mehr übrig, als den Haß und die Eifersucht der Gemeinen.

In dieser Lage befand sich der Adel zu der Zeit, von der ich hier rede; doch muß ich den in Bretagne ausnehmen, dem, vermöge seiner besondern Regierung, noch seine ehrenvollen Vorrechte übrig geblieben waren.

Was aber der Adel und die Geistlichkeit an Reichthümern, Macht und Wichtigkeit eingebüßt, hatte der dritte Stand gewonnen. Seit der Regierung Heinrichs des Vierten, folglich seit der letzten Versammlung der allgemeinen Stände im Jahre 1614, waren von Frankreich Kolonieen in Amerika gestiftet, Seehandel begründet, Manufakturen angelegt, und ganz Europa, nebst andern Weltgegenden, seiner Industrie gewissermaßen zinsbar gemacht worden. Die unermeßlichen Reichthümer, welche auf diese Art in

das Königreich flossen, fielen gänzlich in die Hände der gemeinen Klasse, da der Adel sich durch Vorurtheile abhalten ließ, Handel und mechanische oder auch freie Künste zu treiben. Der Zufluß dieser Reichthümer hatte, da durch ihn die Menge des baaren Geldes vermehrt wurde, sogar den Erfolg, daß er den Adel, und die Landbesitzer überhaupt, ärmer machte. Die Städte wurden übrigens beträchtlich vermehrt, und Handelsplätze, z. B. Lyon, Nantes, Bordeaux und Marseille, angelegt, welche den Hauptstädten mancher benachbarten Länder gleichkamen. Paris wuchs zu einer beunruhigenden Größe an; und während daß der Adel seine Landsitze verließ, um in der Hauptstadt sein Eigenthum zu verschwenden, fanden eben daselbst die geringeren Klassen des Volkes durch ihre Industrie neue Quellen des Reichthums. Alle kleinen Provinzial-Städte trieben mehr oder weniger Handel; und fast alle zeichneten sich durch irgend eine besondere Manufaktur oder Waare aus. Alle waren von Bürgern bevölkert, die entweder selbst, oder deren Väter vor ihnen, als sie noch keine großen Spekulationen machen konnten, Mittel gefunden hatten, sich durch Verwaltung oder Pachtung von den Lehnen und Gütern großer Landbesitzer oder Adeliger zu bereichern. Sie hatten meistens eine Art von Erziehung bekommen, die sie auch nöthiger brauchten, als die Adeligen, von denen Einige, ohne Verdienste oder Talente, durch ihre Geburt und ihre Reichthümer, die ersten Stellen im Staate erhielten, während Andre ihr Leben in den Subalternen-Stellen der Armee zubringen mußten.

So war denn in Paris, und in allen großen Städten, der Handelsstand dem Adel an Reichthum, Talenten und persönlichem Verdienst überlegen. Auch in den Provinzial-Städten hatte er eben diese Vorzüge. Er wußte dies sehr wohl, wurde aber dennoch bei allen Gelegenheiten auf eine demüthigende Art behandelt. Durch die Militärreglements sah er sich von allen Stellen in der Armee ausgeschlossen; gewissermaßen konnte er auch an den höheren geistlichen Würden keinen Theil haben, da die Bischöfe immer aus dem höchsten Adel, und auch die General-Vikarien gemeiniglich aus Mitgliedern dieses Standes gewählt wurden. Eben so konnte der dritte Stand in viele Dom-Kapitel nicht aufgenommen werden. Ferner war er von den höheren obrigkeitlichen Kollegien ausgeschlossen, da die meisten nur Adelige in ihre Mitte aufnahmen. Selbst zu dem Amte eines maitre des requêtes, der ersten Stufe zu dem Staatsrathe, welche zu dem hohen Posten eines Surintendant führte und einen Colbert, Louvois und so viele andre berühmte Männer zu den höheren Departements des Ministeriums gebracht hatte, wurden in neueren Zeiten Beweise des Adels erfordert. So war denn der alte Adel der Vorrechte beraubt, die in einer Monarchie nothwendig sind, und hatte dagegen Privilegien, welche der bürgerlichen Gesellschaft den größten Nachtheil bringen.

Solche Veränderungen waren in der Nation vorgegangen, als man die Zusammenberufung der allgemeinen Stände einstimmig und so laut forderte, daß die Regierung — die schwächste, welche seit langer

Zeit existirt hatte — sich genöthigt sah, sie zu bewilligen. Ich will hier nicht von der öffentlichen Denkart reden, die sich in den kleinen und größeren Städten, besonders aber in Paris, und in vielen Provinzen sogar unter den Bewohnern des Landes, zur Irreligion und Ausgelassenheit hinneigte. Bei allen Klassen des Volkes bemerkte man Widerwillen gegen die gesetzliche Autorität, und Verachtung der Personen, denen die Erhaltung derselben anvertrauet war. Hieraus läßt sich beurtheilen, was die Zusammenberufung der allgemeinen Stände bewirkt haben würde, wenn es möglich gewesen wäre, sie in eben der Form, wie ehemals, zu versammeln. Auch wird hieraus begreiflich, welche Energie und Geschicklichkeit unter solchen Umständen von Seiten der Regierung erforderlich war, um nicht nur die Arbeiten der Versammlung auf nützliche Gegenstände zu richten, sondern sie auch zu hindern, daß sie nicht alles von Grund aus umkehrte.

Viertes Kapitel.

Der Kardinal Lomenie legt seine Stelle nieder. — Er empfiehlt dem Könige Herrn Necker, der nun zum Finanzminister ernannt wird. — Grundsätze und Projekte des Kardinals Lomenie. — Diese werden von Herrn Necker verfolgt. — Eine zweite Versammlung der Notablen. — Ihre Meinung über die Beschaffenheit der allgemeinen Stände. — Beschluß des Parlements von Paris über denselben Gegenstand. — Zusammenberufung der allgemeinen Stände, und ihre Beschaffenheit. — Meine Unterhaltung mit Herrn Necker. — Ich werde wieder an meinen Posten in Metz geschickt. — Getreidemangel. — Ursachen und Wirkungen desselben.

Der Kardinal Lomenie erschrak über die Lage, in die er Frankreich gebracht sah, noch mehr indeß über seine eigne, und legte die Ministerstelle nieder, welche er achtzehn Monathe lang gehabt und worin er eine falsche Maßregel und eine Unvorsichtigkeit auf die andre gehäuft hatte. Er rieth dem Könige, seine Zuflucht wieder zu Herrn Necker zu nehmen, in den das Publikum großes Vertrauen setzte. Der unglückliche Ludwig dachte anders; doch überließ er Herrn Nekker nicht nur die Regierung seines Reiches, sondern vertrauete ihm auch sein Scepter und sein Schicksal.

Dieſer unbehutſame, ehrſüchtige Mann, dem es gänzlich an dem Charakter und den Geſchicklichkeiten fehlte, die zur Leitung einer großen, jetzt vielleicht unvermeidlich gewordenen, Revolution in der Regierung erforderlich waren, befolgte die Grundſätze ſeines Vorgängers im Amte.

Man erlaube mir, die Umriſſe des Plans anzugeben, den dieſe beiden Männer entworfen hatten, und den nun der letztere ausführte. — Die Irrthümer der Staatsmänner ſind ja bisweilen ihren Nachfolgern nützlich, da ſie dieſen die Klippen zeigen, an welchen jene ſcheiterten.

Außer dem Unglücke, in welches der Kardinal Lomenie während der kurzen Zeit, die er in ſeinem Amte blieb, das Königreich gebracht hatte, ließ er bei ſeinem Abdanken den Samen zu noch größerem zurück; und dieſer kam unter der Adminiſtration ſeines Nachfolgers zur Reife. Er fachte nicht nur die Gluth, die ohnedies ſchon in dem Publikum glimmte, dadurch an, daß er den Gelehrten die Frage zur Beantwortung vorlegte: welche Formen und Grundſätze den allgemeinen Ständen, wann ſie zuſammenkämen, am beſten angemeſſen wären; ſondern er machte ſich auch eines noch ſchädlichern Vergehens ſchuldig, da er die Tugenden Ludwigs des Sechzehnten benutzte, um ein philoſophiſches Regierungsgebäude aufzuführen, deſſen moraliſche Grundlage nicht auf religiöſem Gottesdienſte, dem ſtärkſten von allen geſellſchaftlichen Banden, ſondern auf der bloßen, in ſeinen Augen zur Belehrung des Volkes über ſeine Pflichten hinreichen-

den, Vernunft, und deren politische auf Gleichheit beruhen sollte.

Um seine Absicht zu erreichen, suchte er alle Gelegenheiten auf, den König den ersten Ständen im Staate abgeneigt zu machen, mit denen derselbe, und vielleicht nicht ohne Ursache, ohnedies schon unzufrieden war. Er zeigte dem Könige den mannichfaltigen Nachtheil, der aus den übermäßigen Vorrechten der Geistlichkeit entspränge; ferner die Raubsucht der Großen und seiner Hofleute, welche die besten Kräfte seines Volkes verzehrten; den Mißbrauch, den der Adel von seinen Privilegien machte, und eben so gewisse Provinzen, welche sich seinem Plane, die Unterthanen durch eine gerechte Vertheilung der Auflagen zu erleichtern, widersetzten. Auch erinnerte Herr Necker ihn an die Widerspänstigkeit seiner Parlemente, an ihre ungemessenen Ansprüche, und an die Gefahr, welche sich von ihrer Ehrsucht befürchten ließe, wenn sie von der öffentlichen Meinung unterstützt würden. Es war nicht schwer, dem Könige zu beweisen, daß die Rechte, die Prärogativen, und selbst der Geist dieser Kollegien, seinen überwiegenden guten Eigenschaften, Nachsicht und Wohlwollen, Hindernisse in den Weg legten. Man hätte ihm aber zugleich auch zeigen sollen, daß sie die Grundstützen der Monarchie wären, die nur auf ihnen beruhe, und daß, so nothwendig auch die eingeschlichenen Fehler und Mißbräuche verbessert werden müßten, es doch höchst gefährlich seyn würde, jene Rechte gänzlich aufzuheben.

Solche

Solche Vorurtheile erregte Herr Necker bei dem Könige, nicht nur, so lange er im Amte war, sondern auch nachher, da er durch sein Ansehen bei der Königin, deren Vertrauen er zu gewinnen gewußt, großen Einfluß behalten hatte. — So mußten die moralischen und religiösen Tugenden Ludwigs des Sechzehten den laxen Grundsätzen eines Philosophen, eines Atheisten, dienen!

Necker hatte zwar eine strengere Moral, doch eben die politischen Grundsätze; und in diesen war er durch Erfahrungen, die er in seiner ersten Administration gesammelt, bestärkt worden. Während dieser Periode hatte er, bei der Ausführung seiner Plane zu einer Reform in den Finanzen, Widerstand von den Parlementen und den privilegirten Ständen erfahren, und war zuletzt, als ein Opfer der Hofkabalen, gefallen. Nun glaubte er, jetzt sey ein günstiger Augenblick, die ersten Stände im Staate zu demüthigen, oder sogar zu vernichten. Ohne Zweifel dachte er, die mittlere Klasse des Volkes, welche über ihre Zurücksetzung unwillig, und auf die Vorrechte der höheren Stände eifersüchtig war, würde das, was die Regierung nicht zu unternehmen wagte, leicht vollenden.

Um die Gewalt, welche die Parlemente sich neuerlich angemaßt hatten, zu unterdrücken, war weiter nichts nöthig, als daß in der bevorstehenden Versammlung der allgemeinen Stände die Bürgerlichen überwiegenden Einfluß bekämen, und daß man diese Versammlungen in der Folge periodisch hielte. Necker bildete sich ein, er könnte die allgemeinen Stände,

wenn sie dann eine bloße Volksversammlung würden, als Werkzeuge seiner Ehrsucht, und als Stützen seines Planes zur Wiederherstellung der Finanzen, brauchen. Er betrachtete Frankreich mit den Augen eines Bürgers von Genf. Ludwig, der schon eingenommen war, sah es durch die Augen seines Ministers, und nahm ohne Schwierigkeit Neckers unglückliches System an. Der Monarch selbst stellte sich an die Spitze einer Verschwörung gegen die Monarchie, und opferte diese auf, weil er glaubte, daß er seine Unterthanen dadurch glücklicher machen würde; denn nie liebte ein Fürst sein Volk mehr, als Ludwig, so wie nie ein Fürst größere Undankbarkeit von seinem Volke erfuhr.

Franzosen! wenn ich an die Verbrechen denke, mit denen ein großer Theil von euch sich befleckt hat, so fällt mir die Feder aus der Hand. Mit welcher wilden Barbarei habt ihr den menschlichsten, wohlwollendsten Fürsten und den besten Mann behandelt! Welche Opfer hat er gebracht — wenn nicht zu eurem Glücke, doch wenigstens zur Erfüllung eurer Wünsche!

Sind diese Opfer aus eurem Gedächtnisse verschwunden, so will ich euch wieder daran erinnern. Bei seiner Thronbesteigung wünschtet ihr mit Sehnsucht die Wiederherstellung der Parlemente, welche Ludwig der Funfzehnte aufzuheben genöthigt gewesen war; und er bewilligte sie. Die Minister, die er wählte, schienen ihm die klügsten, rechtschaffensten und geschicktesten Männer, und solche suchte er während seiner ganzen Regierung immer. Irrte er bisweilen, so

leitete ihn die öffentliche Meinung falsch. Er schaffte die Frohndienste *) ab, und verbesserte die alten Kriminalgesetze, worin sich noch zu viele Spuren von der Unwissenheit und Barbarei eurer Voreltern fanden. Er machte zuerst einen Versuch mit Provinzial-Administrationen, die er in dem ganzen Königreiche anzuordnen wünschte, um Oekonomie bei Erhebung der Abgaben einzuführen, und Partheilichkeit bei dem Vertheilen und Auflegen derselben zu verhüten. Er schaffte wenigstens den Mißbrauch der lettres de cachet ab, da eure Vorurtheile den mäßigen Gebrauch derselben noch nothwendig machten. Er leerte die Staatsgefängnisse, in denen sich bald nur Leute befanden, die der Gesellschaft gefährlich und aus Gründen der Menschenliebe verhaftet waren. Er dachte ohne Unterlaß auf das Wohl und Glück seines Volkes, und rief die Notablen des Königreiches zusammen, um die Mittel zur Ausführung seiner Absichten vorzubereiten. Ihr habt gesehen, mit welchem heißen Verlangen er die Abschaffung der Salzsteuer (gabelle) und andrer eben so drückender Auflagen wünschte; es war nicht seine Schuld, daß sie nicht zu Stande kam.

Mitten unter den verderbtesten Hofleuten behielt er die reinste Moralität, mitten unter Irreligion und Atheismus eine sanfte, aufgeklärte Religiosität, mitten unter dem ungemessensten Luxus persönliche Spar-

*) Wie bekannt, mußten die Landleute mit eignen Händen und eignem Vieh die Landstraßen ausbessern, ohne die geringste Belohnung dafür zu bekommen.

samkeit. Mit immer gleicher Güte, und mit immer gleicher Bereitwilligkeit eure Wünsche zu erfüllen, gab er gern seine Einwilligung zur Versammlung der allgemeinen Stände, welche seine Vorgänger aus Politik, oder vielmehr sehr klug und weise, seit langer Zeit nicht zusammenberufen hatten. Er legte seine suveräne Autorität in die Hände eurer vom Freiheitsdunste vergifteten Repräsentanten, und wünschte, nur so viel davon zu behalten, als zur Sicherung eures Glückes nothwendig war. Aber selbst auch dieses Wenige wurde ihm genommen, während ein frecher, unlenksamer Pöbel ihn insultirte und seinen Pallast bedrohete. Man denke nur an den 14ten Julius, und den 5ten Oktober, wo man noch frecher und wüthender kam, ihn mit Gewalt aus seiner Residenz zu reißen. Er wurde dringend aufgefordert, sich an die Spitze seiner Truppen zu stellen, um dieser Wuth zu entgehen und sie zu unterdrücken. Dies konnte er thun, und dadurch alle Plane der Verschwörer, die euch mit in ihre Schuld verwickelt haben, zerrütten; aber aus Gründen der Menschenliebe weigerte er sich. Er wurde, gleich einem Verbrecher, nach eurer Hauptstadt geschleppt, und dort der Pallast seiner Ahnherren in sein Gefängniß verwandelt. Man überhäufte ihn mit Hohn und Beleidigungen; sein und seiner Familie Leben stand unaufhörlich in Gefahr; man machte ihm und ihr die bittersten Vorwürfe, und stieß die unanständigsten Schmähungen gegen sie aus. Endlich täuschte er die Wachsamkeit der Bösewichter, die auf seinen Tod sannen, und rettete sich aus ihren Hän-

den, weil er wünschte, daß sie an noch größeren Verbrechen gehindert werden möchten. Fern von Paris suchte er einen Zufluchtsort, wo er euch die Stimme der Vernunft hören lassen und euch euren wahren Vortheil zeigen könnte. Aber er wurde als ein Flüchtling angehalten, wieder in sein Gefängniß gebracht, und von da, nachdem man ihn erst seines Scepters und seiner Krone beraubt hatte, nach einem langen und strengen Verhaft, auf das Blutgerüst geführt. Sein erhabnes Haupt fiel unter den Händen des Henkers; und eben dieses Schicksal erwartete auch den Theil seiner Familie, der noch der Barbarei seiner blutdurstigen Richter ausgesetzt blieb. — Die Athener, denen ihr ehemals an Artigkeit, Geschliffenheit der Sitten, und Feinheit des Witzes glicht, denen ihr aber jetzt weit mehr an Leichtsinn und Grausamkeit gleicht, ließen Sokrates, den weisesten Mann, den Giftbecher trinken, und bereueten es; ihr habt dem tugendhaftesten Könige das Leben geraubt, und feiert noch jährlich den Tag, welcher der Französischen Nation einen Flecken gegeben hat, den keine Zeit auslöschen, den alle Lorbeern eurer siegreichen Heerführer vor den Augen der staunenden und erschreckten Nachwelt nicht verbergen können. Beweiset wenigstens durch Reue, daß nicht Alle das Verbrechen einiger Wenigen begingen; zeiget, daß die Französische Nation nur von den Tyrannen, ihren damaligen Beherrschern, deren Verbrechen die göttliche Rache schon bestraft hat, gefesselt, und nicht Mitschuldige ihrer unnatürlichen Grausamkeiten, sondern das leidende Werkzeug, oder vielmehr das Opfer, ihrer blutigen Ehrsucht war.

Ich komme nun wieder auf die Ereigniſſe, welche zu dieſer großen, ſchrecklichen Kataſtrophe führten.

Entweder, weil Necker noch Bedenken trug, den von ihm entworfnen oder angenommenen Plan auszuführen; oder, weil er die Gefahr deſſelben vorausſah; oder auch, weil er noch vor der Zuſammenberufung der allgemeinen Stände von ihrer Beſchaffenheit und Form unterrichtet zu ſeyn wünſchte: berief er die vorige Verſammlung von Notablen aufs neue, und legte ihr verſchiedne Fragen über die Zuſammenberufung, über die Form derſelben, u. ſ. w., zur Erörterung vor.

Die Notablen, welche bei ihrem erſten Zuſammenſeyn nicht das mindeſte Gute gethan hatten, verurſachten jetzt viel Unheil. Doch widerſetzten ſie ſich der doppelten Repräſentation des dritten Standes, welche die Gemeinen ſo gebieteriſch verlangten; weil dieſe Repräſentation ohne Zweifel ein großes Uebel war. Die Notablen beſtanden aus ſieben Abtheilungen, welche man Bureaux nannte; und nur in Einer derſelben, der nehmlich, worin Monſieur den Vorſitz hatte, wurde dieſe Maßregel, doch auch nur mit der Majorität einer einzigen Stimme, gebilligt. Die Verſammlung nahm die demokratiſche Form für die National-Repräſentation an, da ſie allen Mitgliedern der drei Stände, ohne Rückſicht auf Eigenthum oder Beſitzungen, das Recht zugeſtand, als Wahlherren (Electeurs) oder wirkliche Mitglieder gewählt zu werden. Dieſe Meinung der Notablen wurde durch das Parlement von Paris unterſtützt, welches zuerſt verlangt

hatte, daß die Form der allgemeinen Stände nach eben den Grundsätzen, wie im Jahre 1614, bestimmt werden sollte, dann aber am 7ten December, fast in eben dem Augenblicke, da die Versammlung der Notablen aus einander zu gehen im Begriff stand, einen Beschluß erließ, worin Grundsätze aufgestellt waren, die das gerade Gegentheil der früher von ihm behaupteten enthielten. Es verlangte die periodisch wiederkehrende Versammlung der allgemeinen Stände, und die Verpflichtung von Seiten der Regierung, ohne die Einwilligung derselben keine neuen Auflagen zu fordern; ferner sollten die allgemeinen Stände mit den Parlementen in Verbindung gesetzt werden, und diese sich zur Vollziehung der von den ersteren gegebenen Gesetze anheischig machen. Es verlangte auch, daß die lettres de cachet abgeschafft, die Minister — nicht nur den allgemeinen Ständen, sondern auch den General-Sollicitören der Parlemente — verantwortlich gemacht werden, und daß die Presse frei seyn sollte. Sonderbar war es an diesem Beschlusse, daß darin gesagt wurde: das Parlement maße sich nicht an, die Form, worin die allgemeinen Stände zusammenzurufen wären, oder die Anzahl der Deputirten, vorzuschreiben, sondern überlasse das der Weisheit und dem Gutbefinden Sr. Majestät; es wolle nur bemerken, daß auf die Veränderungen, welche seit dem Jahre 1614 in der Regierung, den Sitten und sogar in den Gewohnheiten der Nation vorgegangen wäre, Rücksicht genommen werden müsse.

Es befremdet unstreitig, daß die Parlemente bei

dieſer Gelegenheit in ihrem Verhalten gerade das Gegentheil von dem zeigten, was ſie vorher gethan hatten; aber ſie waren in zwei Partheien getheilt: die älteren Mitglieder wünſchten eine Revolution in der Regierung, wodurch die ehrſüchtigen Abſichten ihres Kollegiums erreicht und demſelben ein Antheil an der geſetzgebenden Gewalt verſchafft würde; die jüngeren hingegen wünſchten eine allgemeine Revolution, bei der ſie ihre perſönliche Ehrſucht befriedigen könnten. Die letzteren gewannen in dem gegenwärtigen Falle die Oberhand, und der Beſchluß vom 7ten December wurde in einem, unter dem Nahmen Enragés bekannten Klub vorbereitet, den der Duc d'Orleans in dieſem Jahre geſtiftet und zu dem er die partheiſüchtigſten Mitglieder der Parlemente gezogen hatte. Unter andern wußte Orleans im Anfange ſeiner Verſchwörung die Herren Despremenil, Dupont, Semonville, St. Fargeau u. ſ. w. mit Glück zu gebrauchen; doch, als ſein Plan bald zur Ausführung reif war, warf er ſie, als unnütz, und ſelbſt als hinderlich, wieder weg. Daß der erwähnte Beſchluß nur von den jüngeren Mitgliedern des Pariſer Parlements durchgeſetzt worden iſt, davon überzeugt mich eine Unterredung zwiſchen mir und Herrn d'Ormeſſon, erſtem Präſidenten dieſes Kollegiums, einem Manne von der ausgezeichnetſten Tugend, der noch Reinheit der Sitten, das charakteriſtiſche Merkmahl der alten Franzöſiſchen Magiſtratsperſonen, behalten hatte.

Wenige Tage nachher, als der erwähnte Beſchluß erlaſſen war, fragte ich ihn: wie die Mitglieder dieſes

Kollegiums dazu kämen, einen so inconsequenten, unvernünftigen, und so viel Unheil drohenden Schritt zu thun. Er versicherte mir: „alle älteren Mitglieder des Parlements wären darüber in Verzweiflung; sie hätten sich mit ihrer ganzen Kraft dagegen gesetzt, wären aber durch die Majorität und Raserei der jüngeren, in dem Kollegium herrschenden, Mitglieder überwältigt worden. Das Parlement sey jetzt eine bloße Demokratie, die von jungen Leuten regiert werde.“ So läßt sich denn das Verfahren, das die Magistratur beobachtet hat, entschuldigen.

Während der Zeit legte Necker, den die Zustimmung des Königs, so wie die Meinung der Notablen, der Parlemente und des Publikums, unterstützte, am 17ten December dem Staatsrathe seinen Plan zu einer neuen Form der allgemeinen Stände vor. Dieser Plan wurde gebilligt, und der erste März zur Eröffnung der Versammlung bestimmt. Die Wahlen sollten im Monath März seyn, und die allgemeinen Stände nach Versailles berufen werden. Herr Necker hatte Paris zum Orte ihrer Sitzungen vorgeschlagen: aber die Minister zogen aus vielen Gründen Versailles vor; und dies war die einzige Veränderung, die sie in seinem Plane machten. Einige von Neckers Freunden, würdige und einsichtsvolle Männer, suchten ihm zu zeigen, welche Nachtheile die von ihm in Betreff der allgemeinen Stände angegebenen Grundsätze hätten. Sie schlugen mehrere nützliche Abänderungen und Modifikationen vor; er verwarf diese aber standhaft, entweder aus Mangel an Einsicht, oder aus Hartnäckig-

keit. Man rieth ihm, sich seines Einflusses bei den Wahlen zu bedienen, damit die Regierung doch einige Anhänger in der Versammlung hätte; aber diesen Schritt wollte er, als unmoralisch, nicht thun. Aus eben dem Grunde verwarf er den ihm bald nachher gemachten Vorschlag, einige von den heftigsten Mitgliedern der Versammlung zu gewinnen.

Necker war ehrsüchtig; doch halte ich ihn keinesweges für einen Mann von unmoralischen Grundsätzen: er kannte nur die Menschen nicht, und maß sie alle mit einem philosophischen Maßstabe *).

*) Neckers großer Fehler lag unstreitig darin, daß er den König von der Versammlung der allgemeinen Stände ausschloß, anstatt ihn zum Schiedsrichter in derselben zu machen. Er hätte ferner in dem Patent, wodurch sie berufen wurden, den Gegenstand ihrer Zusammenkunft angeben sollen. Auch mußte er (was sehr leicht war) die Schwierigkeiten, welche sich sehr wahrscheinlich erwarten ließen, voraussehen und ihnen abhelfen. Die Hauptpunkte waren: die Vollmachten der Deputirten zu verificiren, und dann zu bestimmen, ob die drei Stände gemeinschaftlich, oder von einander abgesondert, berathschlagen sollten. Den ersten von diesen beiden Punkten mußte man der Regierung überlassen; und in Betreff des zweiten waren die Fälle anzugeben, in denen die Versammlung vereinigt, und in denen sie wieder nach Ständen zu berathschlagen hätte. Dies wäre dem Wesen, der Beschaffenheit der allgemeinen Stände vollkommen angemessen gewesen. — Uebrigens sollte Necker den König wenigstens überredet haben, bei Eröffnung der Versammlung alles zu bewilligen, was die Nothwendigkeit ihm gebot, da alle Deputirten ohne Ausnahme von ihren Kommittenten angewiesen waren, zu verlangen, daß der königlichen Gewalt billige Gränzen gesetzt, und daß die eingerissenen Mißbräuche abgeschafft werden sollten. Endlich hätte der König schon am 4ten May 1789 die

Eine Unterredung, die ich im Januar 1789 mit diesem Minister hatte — die letzte, da ich ihn seitdem nicht wieder gesehen habe —, bestärkte mich in meinen Vermuthungen über seine Plane, und über die Folgen, die er davon erwartete. Ich stellte ihm mit Nachdruck und mit aller Kraft der Wahrheit vor, wie gefährlich es seyn würde, die allgemeinen Stände auf die von ihm beabsichtigte Weise zu versammeln. Unter andern sagte ich ihm: er bewaffne das Volk gegen die ersten Stände im Staate; und diese würden, wenn sie so, unbewaffnet, Preis gegeben wären, bald Wirkungen von der Rache desselben empfinden, welche die zwei thätigsten Leidenschaften des menschlichen Herzens, Eigennutz und Selbstliebe, in Bewegung setzten. Ich ließ mich weitläuftiger hierüber aus; er blickte aber gen Himmel, und antwortete mir ganz kalt: man müsse sich auf die moralischen Tugenden des menschlichen Geschlechtes verlassen. Nun erwiederte ich: dies sey ein schöner Traum; er werde ein

Erklärung erlassen müssen, die ihm am 23sten Jun. gewissermaßen abgezwungen wurde. In solchen Umständen ist es eine große Kunst der Regierung, bei guter Zeit das zu bewilligen, was sie nicht länger verweigern kann; das freiwillig einzuräumen, was man ihr sonst in Kurzem mit Gewalt entreißen wird. Es ist äußerst schwer, den rechten Augenblick zu solchen Opfern zu treffen; und einem Mangel an richtiger Beurtheilungskraft hierin kann man beinahe alle Revolutionen zuschreiben. Diese lassen sich verhüten; sind sie aber einmal angefangen, so ist es in der That fast unmöglich, ihre Fortschritte aufzuhalten. Möge die Französische Regierung das letzte Beispiel von der Wahrheit dieses Grundsatzes seyn!

schreckliches, blutiges Trauerspiel sehen, und ich gebe ihm den Rath, die Katastrophe zu verhüten. Hierzu lächelte er, und Madame Necker sagte mir: meine Besorgnisse wären allzu groß.

Zu Anfange dieses Jahres trug mir der Schwedische Ambassadör, Baron von Stael, auf Verlangen seines Suveräns, der mit Rußland Krieg führte, eine Befehlshaberstelle im Schwedischen Dienste an. Ich war bereit, sie zu übernehmen, vorausgesetzt, daß ich die Einwilligung meines Königs erhalten könnte.

Der Baron von Stael war Herrn Neckers Schwiegersohn. Der letztere sowohl, als seine Anhänger, an deren Spitze la Fayette und die Lameths standen, mochten wahrscheinlich fürchten, daß ich mich ihren Revolutionsplanen widersetzen würde, wie ich es in der letzten Versammlung der Notablen, und in den Unterredungen, die ich vorher in dem Hause der Frau von Stael mit ihnen gehabt, auf eine sehr offne und nachdrückliche Art gethan hatte. Sie sahen mich sehr ungern an der Spitze einer Armee, und als Befehlshaber von Metz, einer wohlbefestigten, ungefähr siebzig Französische Meilen von Paris entfernten Stadt, und einem der vorzüglichsten Waffenplätze im Königreiche; ohne Zweifel gaben sie nun dem Schwedischen Ambassadör das erwähnte Mittel, mich zu entfernen, an die Hand. Ich an meinem Theile sah ein schreckliches Ungewitter bereit, über dem Königreiche auszubrechen, und fürchtete die Folgen; nun wünschte ich, nicht mit in die Unruhen, die mir unvermeidlich schienen, verwickelt zu werden. Besonders fürchtete ich einen bür-

gerlichen Krieg, an den ich mit Entsetzen dachte. Außerdem wußte ich, daß ich mir durch die Anhänglichkeit, welche ich in der letzten Versammlung der Notablen an die alten Grundsätze der Monarchie gezeigt, gewissermaßen das Mißvergnügen des Königs und der Königin zugezogen hatte. Aus diesen Ursachen war mir denn eine Gelegenheit, Frankreich mit Ehren zu verlassen, sehr willkommen. Ich hoffte, auf solche Art den Unannehmlichkeiten und den mannichfaltigen Leiden zu entgehen, die ich damals befürchtete und seitdem erfahren habe.

Ungefähr vierzehn Tage nachher, als Frau von Stael mir den erwähnten Antrag gemacht hatte, erhielt ich, wie alle andren Kommandanten der Provinzen, Befehl, am 1sten März wieder in meinem Gouvernement zu seyn, um während der Zeit, da die Deputirten zu den allgemeinen Ständen gewählt würden, die Ruhe zu erhalten. Ich gehorchte diesem Befehl, und hörte nun nichts mehr, weder von dem Schwedischen Ambassadör, noch von seinem Monarchen.

Necker blieb seinen Grundsätzen treu; er gab zu, daß durch fliegende Blätter, die man in den Provinzen verbreitete, und die das Publikum zu einer Revolution stimmen sollten, eine Gährung unter dem Volke erregt wurde. Die allgemeinen Stände hatten Mitglieder, die zur Ausführung seiner Absichten sehr gut dienen konnten. Die geistlichen waren größten Theils aus der niederen Klasse, ohne Pfründen, ohne Eigenthum, und thaten der geringeren Anzahl aus der höheren Klasse Widerstand. Unter den Repräsentanten

des Adels befanden sich viele von jenen verschlagenen, kühnen, unternehmenden Männern, welche sich in der Absicht, diesen Stand zu verderben und zu entzweien, Plätze in der Versammlung verschafft hatten; und dem dritten Stande endlich war eine doppelte Repräsentation bewilligt.

Die Versammlung stand auch der in Frankreich so zahlreichen und so gefährlichen Klasse von Leuten offen, die von ihren Talenten, ihren litterarischen Geschicklichkeiten und ihrer Industrie lebten, und die ihre Wichtigkeit durch die Schwäche und Leichtgläubigkeit der Menschen bekamen. Rechtsgelehrte, besonders von der untersten Klasse, Aerzte, Künstler, Schriftsteller von keinem oder von geringem Werthe: solche Leute repräsentirten jetzt die Französische Nation, oder konnten doch zu Repräsentanten gewählt werden *), und bemüheten sich nun, die ohnedies schon glühenden Leidenschaften des Volkes noch stärker anzuflammen.

Und nun ging die Revolution an, zu der die immer größer werdende Verderbtheit der Sitten so lange den Weg gebahnt hatte.

In der ersten Zeit meines Aufenthaltes in Metz beschäftigte ich mich, während daß die Hauptstadt und

*) Von 300 Mitgliedern, welche die Geistlichkeit repräsentirten, hatten 280 keine Kirchenwürde. Von den 600 Repräsentanten des dritten Standes waren 374 Rechtsgelehrte. Unter dieser Anzahl gab es freilich einige, die sich schon vor der Revolution durch ihre Verdienste und Geschicklichkeiten bekannt gemacht hatten, z. B. die Herren Mounier und Malouet, die sich Beide durch Klugheit und Mäßigung auszeichneten.

die Provinzen von Unruhen und Unordnungen zerrüttet waren, gänzlich damit, die Ruhe in meinem Gouvernement nicht stören zu lassen, wo indeß alle meine Bemühungen öftere Insurrektionen dennoch nicht verhindern konnten. Auch ließ ich es mir angelegen seyn, die Truppen in Disciplin und ihrem Suverän treu zu erhalten; und beides gelang mir.

So lange ich Kommandant von Metz war, wurde daselbst nicht Eine Person ermordet; das Eigenthum, in den Städten sowohl als auf dem Lande, blieb unverletzt; nicht Ein Schloß wurde in Brand gesteckt, auch litt kein Edelmann oder Gutsbesitzer durch die Wuth des Volkes, die sich nur in leeren Drohungen äußerte. In den ersten zwölf Monathen der Revolution war ich so glücklich, bei den zwanzigtausend Mann, die unter meinem Befehle standen, eben die Stimmung und Denkart, wie vorher, zu erhalten.

Im April und May 1789 zeigte sich in Paris, und beinahe in allen Provinzen, Mangel an Lebensmitteln. Unter der Administration des Kardinals de Lomenie hatte man die Ausfuhr des Getreides aus dem Königreiche erlaubt; und die Ernte war im vorigen Jahre schlecht ausgefallen. Ohne Zweifel hatte man künstliche Mittel angewendet, um zu verhüten, daß die verschiedenen Provinzen einander nicht mit Getreide aushülfen, und um das Monopolium der Lebensmittel zu unterstützen.

Die Schuld hiervon haben Einige dem Duc d'Orleans zugeschrieben; Andre aber Herrn Necker selbst, indeß, wie ich glaube, mit Unrecht. Bei dieser Gelegenheit

muß ich übrigens einen merkwürdigen Umstand anführen. Ich hatte in Metz und in meinem ganzen Gouvernement so viel Getreide, daß es für zwanzigtausend Mann auf achtzehn Monathe hinreichte. Als nun das Volk, dessen Vorräthe beinahe gänzlich erschöpft waren, und noch mehr die administrirenden Kollegien, die demselben unmöglich etwas verschaffen konnten, in mich drangen, schlug ich der Regierung vor, die Hälfte dieses Getreides unter die Städte und Dörfer zu vertheilen, doch auf die Bedingung, daß es nach der folgenden Ernte zurückgegeben würde. Dies konnte ohne allen Nachtheil geschehen; es wurde aber verweigert. Ungeachtet dieser abschlägigen Antwort von Seiten des Ministeriums, entschloß ich mich dennoch, meinen Plan auszuführen; und dafür dankte Herr Necker in der Folge mir selbst, ob er gleich zuerst seine Einwilligung zu der Maßregel versagt hatte.

Die Seltenheit des Getreides, die dem Volk eine Hungersnoth drohete, wurde als die Ursache der Insurrektionen angegeben, welche von der Eröffnung der allgemeinen Stände an bis zum 14ten Jul. und bis zum Rückzuge der unter dem Marschall Broglio in der Gegend von Paris versammelten Truppen, in dem ganzen Königreiche ausbrachen. Nachher schrieb man diese Insurrektionen freilich ganz andren Gründen zu. Furcht vor einer Contre-Revolution von Seiten der Aristokraten, von denen die Angesehensten schon in andre Länder geflohen waren; Besorgniß, daß fremde Armeen in Frankreich einrücken möchten: dies war der Vorwand, dessen man sich bediente, das Volk in

Unruhe

Unruhe und in beständiger Bewegung zu erhalten. Von jetzt an griff man in allen Gegenden von Frankreich zu den Waffen, und formirte sich, unter dem Nahmen Nationalgarden, in Kompagnieen, Bataillone und Regimenter. Die Regierung hielt es nicht für rathsam, dem Strome entgegen zu schwimmen, sondern vertheilte Gewehre, ja selbst Kanonen, aus den Zeughäusern unter das Volk, weil sie auf eine Art verlangt wurden, die sehr deutlich zeigte, daß man sich keine abschlägige Antwort würde gefallen lassen.

Ich hatte mich bisher standhaft geweigert, Waffen aus den beträchtlichen Zeughäusern, die unter mir standen, zu vertheilen. Jetzt befand ich mich in einer sehr kritischen Lage, und schrieb daher an den Minister um eine Instruktion für mein künftiges Verhalten. Der neue Kriegsminister (um diese Zeit war nehmlich eine Veränderung im Ministerium vorgegangen), Herr de la Tour du Pin, antwortete mir Folgendes:

Versailles, den 16ten Aug. 1789.

„Mein Herr,

„Ich habe den Brief, mit dem Sie mich beehrt, am 12ten d. M. erhalten, und bin Ihnen für die specielle Nachricht, die Sie mir von dem Zustande der Angelegenheiten in dem Gouvernement der Bisthümer geben, sehr verpflichtet. Ihr Verhalten verdient in jeder Rücksicht das größte Lob. Es ist leicht einzusehen, daß Sie in allen Fällen so gehandelt haben, wie die Umstände es geboten, und daß alle Ihre Schritte von den strengsten Regeln der Klugheit ge-

leitet worden sind. Ich kann Sie nur bitten, dieselbe Vorsicht und Sorgfalt fortzusetzen, die öffentliche Ruhe zu erhalten, und das gute Vernehmen zwischen den Bürgern und dem Militair nicht stören zu lassen. Seyn Sie versichert, mein Herr, daß ich alle Briefe, die ich von Ihnen bekomme, Sr. Majestät sorgfältig vorlege; aber in den jetzigen Umständen ist es unmöglich, Ihnen positive Instruktionen zu geben. Der König überläßt es gänzlich der Klugheit der Kommandanten in den verschiednen Provinzen, auf die bestmögliche Art zum Vortheile seines Dienstes zu handeln. Ein Umstand ist wesentlich, und Sie werden leicht einsehen, wie viel auf ihn ankommt: nehmlich in dem Vertheilen der Waffen äußerst vorsichtig zu seyn. Unmöglich kann in dem, was diesen Punkt, oder den Dienst überhaupt, betrifft, etwas Besseres geschehen, als es gänzlich Ihrem Diensteifer und Ihrer Klugheit zu überlassen. Ich bin ꝛc.

La Tour du Pin.

Dieser Brief autorisirte mich, Waffen unter das Volk zu vertheilen, schrieb mir aber keine Regeln über mein Verhalten im Allgemeinen vor. Ich beschloß nun, mich von den Umständen leiten zu lassen, und geduldig zu warten, bis ich Gelegenheit hätte, mit Nachdruck und Wirksamkeit zu handeln.

Fünftes Kapitel.

Frankreichs Lage im Monath Oktober 1789. — Meine Verhältniſſe in Metz. — Eröffnungen, die la Fayette mir macht. — Anfang meiner Korreſpondenz mit ihm. — Seine Plane.

Während der Zeit ging die Revolution mit reißenden Schritten fort, und warf dabei alles nieder, was ſie hindern konnte, die Monarchie umzuſtürzen und die ganze geſellſchaftliche Ordnung aufzulöſen. Das alte Feudalſyſtem war vernichtet, jeder Grundſtein der eingeführten Regierungsform erſchüttert. Am 5ten Oktober wurde, auf Anſtiften der Hauptanführer in der National-Verſammlung, der König in ſeinem Pallaſte beſtürmt, ſeine Garden zerſtreuet oder ermordet, er ſelbſt aber als Gefangner nach Paris gebracht und in die Tuilerieen eingeſperrt, wo er täglich den Hohn des Pöbels erdulden mußte. Ganz Frankreich war in Waffen. Der Adel ſah ſich, da ſeine Vaſallen ihn verfolgten, zur Flucht genöthigt; er verließ ſeine Schlöſſer, ſein Eigenthum, und mußte ſehen, daß ſie von

Flammen verzehrt oder geplündert wurden. Die Geistlichkeit erwartete, bestürzt und erschrocken, das Urtheil, das sie zur Vernichtung verdammen sollte. Die obrigkeitlichen Personen sahen sich mit Erstaunen um ihr Ansehen gebracht, die Gesetze umgestoßen und ihre Gewalt vernichtet. Jede Triebfeder in der Administration war zerbrochen, und die Sanscülotten regierten im Nahmen der Nation, der Konstitution, und der Versammlung, die an jedem Tage alte Gesetze aufhob, und dafür neue gab, welche die Faktionisten in ihrer Mitte ihr vorschrieben. Endlich wurden auch die Rechte des Menschen zur Sprache gebracht und öffentlich gelehrt *). Durch die Art, wie das Volk diese Lehre anwendete, (eine Anwendung, die man sehr natürlich erwarten konnte), wurden alle Bande der gesellschaftlichen Ordnung aufgelöst; und eben diese Folgen wird sie in jeder Regierung haben, wo man nicht kräftige Mittel ergreift, ihre verderblichen Wirkungen zu verhüten.

Necker selbst, der die Zügel der Regierung aus den Händen gelassen, wurde der Spott aller Partheien. La Fayette, der die Verbrechen des Herzogs von Orleans zu benutzen gewußt hatte, war Herr von des Königs Person, und gewissermaßen Suverän von Paris

*) Die Frage über die Rechte des Menschen wurde von den dreißig Bureaux, in welche die Versammlung getheilt war, in Erwägung genommen; und acht und zwanzig verwarfen sie. Der Deputirte Bouche schlug hierauf vor, daß der Gegenstand von der ganzen, vereinigten Versammlung diskutirt werden sollte; und nun wurde er bloß von den Gallerieen durchgesetzt.

geworden, wo er an der Spitze einer zahlreichen Miliz ſtand und über die Verſammlung, welche in die Mauern dieſer Stadt eingeſchloſſen war, nach Willkühr hätte gebieten können. Nicht weniger groß war ſein Anſehen in allen Provinzen, und ſelbſt bei einem Theile der Armee. In dieſer Lage befand ſich Frankreich im November 1789, ſechs Monathe nach der Zuſammenberufung der allgemeinen Stände.

Während dieſer Vorfälle blieb ich ununterbrochen in Metz, wo das Volk mich zwar haßte, wo ich mich aber vollkommen auf die Truppen verlaſſen konnte, weil ich zwiſchen ihnen und den Einwohnern der Stadt eine immerwährende Eiferſucht erhielt, und zugleich Verachtung gegen die geringere Volksklaſſe bei den erſteren zu erregen ſuchte. Ich wurde in meinem Verhalten durch nichts geleitet, da die Regierung für ſolche Umſtände zu ſchwach war, und mir, wie man leicht denken kann, weder Befehle, noch Inſtruktionen gab. Die Abſichten des Königs blieben mir unbekannt; doch mußten ſie, nach dem, was ich erfahren hatte, ſich ſehr weſentlich verändert haben. Weil ich mich zu keiner Parthei ſchlug, mit keiner in Verbindung, und mitten in der Revolution als ein Gegenſtand der Furcht und des Mißtrauens iſolirt war, ſo wurde ich als ein Feind der Konſtitution angeſehen. Ich hatte mich geweigert, den vorgeſchriebnen Eid zu ſchwören, doch, auf des Königs Verlangen, ihn den Truppen vorgelegt. Da ich ſah, daß es unmöglich war, dem nun einmal verurſachten Uebel abzuhelfen; und da ich gemeinſchaftlich mit denen zu handeln wünſchte,

die Neigung, Kraft, Muth und Geschicklichkeit hätten, die Monarchie auf einer, den jetzigen Umständen angemessenen, Grundlage wieder herzustellen: so beschloß ich, wenn ich das nicht bewirken könnte, Frankreich zu verlassen und ein andres Land zu suchen. So waren damals meine Lage und meine Absichten.

Ich wurde in meinem Entschlusse noch mehr bestärkt, da man mich der Versammlung täglich als einen Aristokraten denuncirte. In Ansehung meines Verhaltens beruhigte mich indeß nachstehender Brief des Ministers, dem ich meine Besorgnisse entdeckt hatte.

Versailles, den 29sten Oktober 1789.

„Mein Herr,

„Der Brief, mit dem Sie mich beehrt haben, ist am 22sten d. M. richtig in meine Hände gekommen. Die Anklage, die man in der National-Versammlung gegen Sie angebracht hat, war ein bloßer Streich Ihrer Feinde; es ist auch weiter gar keine Rücksicht darauf genommen worden, und Sie können in diesem Stücke vollkommen ruhig seyn. Die kluge und weise Art, mit der Sie Sich, seitdem Sie zum Kommandanten von Metz ernannt sind, immer betragen haben, die Sorgfalt, die Sie angewendet, um Ruhe und Ordnung in Ihrem Gouverment zu erhalten, und der Umstand, daß selbst die Comittee von Metz Ihnen hat Gerechtigkeit widerfahren lassen, sind sowohl dem Könige, als der Nation, eine sichre Bürgschaft für Ihr Verhalten, da sie keinen Zweifel an Ihrer Liebe zum

Vaterlande, und an Ihrem Eifer für das allgemeine Wohl übrig laſſen.“

Ich habe die Ehre ꝛc.

La Tour du Pin.“

In dieſer Unruhe und Ungewißheit befand ich mich, als der Marquis von Chaſtelet (ein wohl bekannter Mann, der mir ſchon ſeit langer Zeit verpflichtet und ergeben, jetzt aber Herrn la Fayette'ns Freund und Adjutant war) nachſtehenden Brief ohne Datum an mich ſchrieb.

„Herr General, man hat mir einen Auftrag an Sie gegeben, und ich habe es gewagt, mich für den guten Erfolg zu verbürgen, da ich Sie zur Unterſtützung einer Maßregel auffordern ſoll, deren Bewegungsgrund ſehr ehrenvoll iſt, und die zu dem allgemeinen Beſten leiten kann. Es fehlt Ihnen gewiß nicht an hinlänglich genauen Korreſpondenten, und Sie ſind alſo von dem, was ſich ereignet hat, unterrichtet. Sie wiſſen, daß la Fayette auf den Gipfel der Macht erhoben worden iſt, und daß er ſich durch ſeine Standhaftigkeit ſo eben des Herzogs von Orleans entledigt hat. Aber ungeachtet ſeines Glückes gegen die furchtbarſte der Faktionen, glaubt er, daß wir noch viel, von innerlichen Erſchütterungen und vielleicht auch von auswärtigen Angriffen, zu befürchten haben. Nun iſt er der Meinung, daß jetzt alle rechtſchaffne Franzoſen ſich zur Vertheidigung des Königs und der Konſtitution vereinigen ſollten; und er zweifelt nicht, im

Nothfalle auf Ihre willige Mitwirkung rechnen zu können. In Kurzem wird er selbst an Sie schreiben, und ich hoffe, daß sein Verhalten allen Verdacht, den Sie etwa gegen seine Aufrichtigkeit haben möchten, entfernen wird. Ich selbst hatte Zweifel über ihn; allein ich habe sein Verfahren bei jeder Gelegenheit sorgfältig beobachtet, und halte ihn nun aus guten Gründen für einen vollkommen rechtschaffnen Mann. Als vor einiger Zeit befürchtet wurde, daß die Feinde der Freiheit Unterstützung von fremden Mächten bekommen könnten, warf man Zweifel auf: ob es auch rathsam wäre, Ihnen das Kommando der Armee anzuvertrauen; ich sagte aber: sucht sein Wort zu bekommen; und dann stehe ich mit meinem Leben dafür, daß er es halten wird. Eben das sage ich Ihnen jetzt von la Fayette. Ich wünsche recht sehr, daß meine Meinung bei Ihnen von einigem Gewichte seyn möge, da ich glaube, daß die Sicherheit des Staates gänzlich von einer genauen Verbündung zwischen Ihnen und Herrn de la Fayette abhängt; aber, was auch der Erfolg seyn mag, Sie kennen mich, wie ich hoffe, hinlänglich, um den Gesinnungen, die mich zu meinem Schritte bewegen, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen."

Dieser Brief befreiete mich noch gar nicht aus meiner peinlichen Lage. La Fayette war mein naher Verwandter; ich hatte ihn von seiner Kindheit angekannt, und ihn, seit seinem Eintritt in das öffentliche Leben, beobachtet. Seinen argwöhnischen, zur Verstel-

lung geneigten Charakter fürchtete ich mehr, als seine Ehrsucht; denn diese würde ich mit dem größten Vergnügen befriedigt gesehen haben, wenn er den Wunsch gehabt hätte, die weiteren Fortschritte der Revolution zu hindern, die Regierung auf eine für Frankreich passende und dem Genius der Nation angemessene Art zu gründen, und so den König, die Monarchie und sein Vaterland zu retten. Dies konnte la Fayette thun: denn damals hatte er allein die Macht und die Mittel dazu; aber es fehlte seiner Ehrsucht an leitendem Genie oder an Kraft. Sein einziges Verlangen bestand darin, auf dem Schauplatze der Welt eine Rolle zu spielen und ein Gegenstand der Unterhaltung zu seyn. Er war weder ohne Grundsätze, noch von verderbten Sitten, aber nicht groß genug für die hohe Stufe, auf die er sich gestellt sah. Ich stand nicht bei ihm in Gunst; denn ich hatte öfters sehr freimüthig mit ihm gesprochen, und ihm ein oder zwei Jahre früher Vorwürfe über seine revolutionnären Grundsätze gemacht, wobei ich ihm zugleich sagte: sie würden wahrscheinlich erst großes Unglück über sein Vaterland bringen, und dann unvermeidlich auch ihn selbst in das Verderben stürzen.

Ich überlegte erst einige Zeit, und schickte dann Herrn du Chastelet eine Antwort auf seinen Brief. Ob ich gleich nur in allgemeinen Ausdrücken redete, so waren meine Eröffnungen doch hinlänglich, la Fayetten — wenn er wirklich den Wunsch hatte, daß ich gemeinschaftlich mit ihm handeln möchte — zu zeigen, daß er mir seine Plane, und die Mittel zur Ausfüh-

rung derſelben, (im Falle daß er dergleichen hätte) anvertrauen könnte.

Metz, den 30ſten Oktober 1789.

„Ich bitte Sie um Verzeihung, mein Herr, daß ich nicht eher auf Ihren Brief geantwortet habe. Doch der Gegenſtand, den er betrifft, iſt ſo wichtig, daß er reifliche Ueberlegung erforderte, ehe ich antworten konnte. Ich halte Sie für einen redlichen, dem Könige treuen Mann; ſo will ich mich denn mit Zutrauen gegen Sie erklären.“

„Schon lange ſeufze ich über das Unglück, unter dem mein Vaterland leidet; und ſchon lange habe ich es vorausgeſehen. Daran werden Sie nicht zweifeln, wenn Sie Sich an einige von unſern Unterredungen im vorigen Winter erinnern. Ob ich gleich den Despotismus eben ſo ſehr haſſe, wie Sie und Herr de la Fayette ſelbſt: ſo befürchtete ich doch, daß Unordnung und Anarchie aus der Form der allgemeinen Stände entſpringen würden, da nun unmöglich Gemeingeiſt unter ihnen herrſchen konnte. Meine Beſorgniſſe ſind eingetroffen; das Königreich iſt ſeinem Verderben nahe gebracht. Eine Verbündung der rechſchaffnen, Einfluß habenden und muthigen Leute kann es vielleicht noch retten; aber wenigſtens müſſen ſie ihre letzten Kräfte aufbieten. Das iſt der Grundſatz, nach welchem in dieſen unglücklichen Umſtänden mein Verhalten ſich richten ſoll. So mögen ſich denn Männer zeigen, die bei lauteren und geraden Abſichten auch Kraft und

den nöthigen Muth beſitzen: ich will mich gern mit ihnen vereinigen; und erliegen ſie, ſo will ich mit ihnen erliegen.“

„Ich habe ſeit einiger Zeit geglaubt, daß der Herzog von Orleans und Herr de la Fayette das Schickſal von Frankreich in ihren Händen hätten. Von dem erſteren dachte ich, er müßte, bei ſeiner Geburt und ſeinem Range, die Erhaltung und das Glück deſſelben wünſchen; aber ſein Verhalten, das bei den neueſten Ereigniſſen offenbar genug geweſen iſt, hat mir die Augen geöffnet, und mich überzeugt, daß man von ihm nichts Gutes mehr erwarten darf. Nun bleibt alſo nur Herr de la Fayette übrig, deſſen Macht noch größer geworden iſt. Ich kenne ſeine Grundſätze nicht; aber er entdecke ſie mir: und ſind ſie ſo, wie ich ſie wünſche, und wie ſie mir von Ihnen angekündigt werden, ſo will ich gern mit ihm gemeinſchaftliche Sache machen, um das Vaterland zu retten. Weg mit Ehrſucht, dem Privatvortheil, und ſelbſt der Eigenliebe! Er, und jeder Andre, der jenen großen Zweck vor Augen hat, kann auf meinen Muth, meine gänzliche Ergebenheit für das allgemeine Beſte, und auf meine Treue in der Erfüllung meiner Verpflichtungen rechnen.“

„Aber noch einmal: ich will zwar nicht die Rückkehr der willkührlichen Gewalt, unter der ich geboren bin und bis jetzt gelebt habe; doch eben ſo wenig die Unordnung und Anarchie, die gegenwärtig herrſchen. Ich will unter einer Regierung ſtehen, die zu gleicher Zeit Ruhe im Innern, und Sicherheit von außen ge-

den kann; folglich muß die Freiheit in vernünftige Gränzen eingeschränkt seyn. Dies war vor einigen Monathen möglich; und ist es vielleicht noch jetzt."

„Hier, mein Herr, haben Sie mein Glaubensbekenntniß. Sie können es Herrn de la Fayette mittheilen. Wenn seine Denkungsart sich mit der meinigen verträgt; und wenn er sie mir mit der Offenheit, die unser Beider Charakter seyn muß, entdecken will: so werden wir bald vereinigt seyn, alle die kleinen Vorurtheile, die uns trennten, zu Boden treten, und mit der Harmonie, die zwischen zwei gleich stark von dem allgemeinen Besten beseelten Männern herrschen muß, zu Einem Zwecke wirken; denn solche Männer dürfen nur den Ehrgeitz haben, das Vaterland aus seiner Gefahr zu retten. Mein Betragen gegen Herrn de la Fayette soll sich also nach dem seinigen richten; und ich bitte Sie, ihm das zu sagen."

„Nehmen Sie, mein Herr, noch die Versicherungen der unverletzlichsten Ergebenheit an, mit denen ich bin" ꝛc.

„Der Marquis de Bouillé."

Ich hörte mehrere Tage nichts von Herrn de la Fayette. Nun schrieb ich an ihn, um einige Soldaten, die unter den Truppen von Paris Dienste genommen hatten, zu reklamiren, und um die Waffen und andre Montirungsstücke des Regimentes Nassau zurückzufordern, deren sich das Volk von Paris, als dieses Regiment im Julius d. J. nach Versailles geschickt worden war, bemächtigt hatte. In diesem Briefe

nahm ich Gelegenheit, la Fayetten an die Mittel zu erinnern, die er in seiner Lage zur Rettung des Vaterlandes hätte. Ich sagte ihm: es würden eine Menge Leute, wenn man sie aufforderte, in einer solchen Sache weitere Schritte thun und ihn schaarenweise unterstützen. Er schwieg noch immer. Nun äußerte ich in einem Briefe an seinen Freund meine Verwunderung, und warf ihm vor: er habe mich hintergangen, und bei mir den Verdacht erregt, daß sein Schritt ohne Vorwissen des Herrn de la Fayette geschehen sey. Hierauf erhielt ich nachstehende Antwort, welche einen ziemlich guten Begriff von dem letzteren giebt, und die Ursachen seines äußerst großen Mißtrauens erklärt, das ich niemals habe besiegen können. Es stehen übrigens auch einige besondre, sehr interessante Umstände in dem Briefe.

Paris, den 10ten November 1798.

„Ihr Brief, Herr General, verpflichtet mich, Ihnen von meinem Verhalten gegen Sie und Herrn de la Fayette, und von der Beschaffenheit meiner Verbindung mit dem letzteren, eine besondre Nachricht zu geben. Es verhält sich damit auf nachstehende Weise. Ich hatte Herrn de la Fayette von meiner Kindheit an in Amerika und in Paris gekannt, stand aber keinesweges auf einem vertrauten Fuße mit ihm, und machte mir, nach dem öffentlichen Rufe, keine sehr günstige Vorstellung von der Reinheit seiner Grundsätze. Die Gleichheit unsrer Denkungsart über den gegen-

wärtigen Zuſtand der Angelegenheiten brachte mich indeß während des vorigen Winters öfters zu ihm, und ſein Verhalten ſchien mir damals vollkommen ehrenvoll. Nach dem Ausbruche der Revolution im Julius wünſchte ich, die Ruinen der Baſtille zu ſehen, und bat ihn um Erlaubniß dazu. Er war gerade auf dem Hôtel de ville in einem geheimen Ausſchuß, und ſchlug mir vor: ich möchte unter dem Vorwande, daß ich ſein Adjutant wäre, da bleiben. Um ſeine Artigkeit zu erwiedern, hielt ich es für meine Pflicht, ihn an dieſem und dem folgenden Tage zu Pferde zu begleiten. Nachhen ſagte ich ihm: da jeder Andre ihm eben ſo nützlich ſeyn könnte, wie ich ſelbſt, ſo würde ich nun nicht länger in ſeinem Gefolge ſeyn. Ich wäre zwar immer bereit, meinen Degen zur Vertheidigung der Freiheit zu ziehen, aber nicht, meine Zeit auf eine langweilige Art für ſie zu verſchwenden. Seitdem habe ich häufige Gelegenheiten gehabt, Herrn de la Fayette zu ſehen. Ihn beſeelt, wie ich glaube, gänzlich das Verlangen, ſich an die Spitze der Revolution zu ſtellen und der Waſhington von Frankreich zu werden, doch ohne ſich Mittel zu erlauben, die nicht zu rechtfertigen wären. Er ſcheint viel Gegenwart des Geiſtes, kalte, ruhige Vernunft, und große Thätigkeit zu haben, ob er gleich in der Wahl ſeines Poſtens nicht viel Beurtheilungskraft gezeigt hat. Ich glaube, er iſt ſehr geſchickt, Umſtände zu benutzen; aber es fehlt ihm an Genie, ſie ſelbſt zu ſchaffen. Kurz, ich halte ihn für einen Mann von guten Grundſätzen und von Verdienſt, aber keinesweges für einen

großen Mann. Da ich so von Herrn de la Fayette dachte, so war es mein sehnlicher Wunsch, eine Vereinigung zwischen Ihnen Beiden zu stiften; ich glaubte überdies, daß Intriguen-Macher absichtlich gegenseitiges Mißtrauen bei Ihnen erregt hätten. Nicht lange nachher, als ich mir vorgenommen hatte, das Erwähnte zu versuchen, erfuhren wir, daß Preußische Truppen in das Bisthum Lüttich einrückten. Diese, glaubte ich, wären dazu bestimmt, gegen uns zu marschiren. Ich äußerte das gegen Herrn de la Fayette, und er war eben der Meinung. Da er in seiner Lage gewissermaßen über das Kommando der Armee gebieten kann, so fragte ich ihn: was seine Absichten in diesem Punkte wären. Seine Antwort war: er würde Herrn von Rochambeau zu dem Kommando befördern, ob er gleich den zu diesem Posten viel weniger tauglich fände, als Sie. Aber, ich glaube, setzte er hinzu, es wäre sehr gefährlich, die Armee einem Manne anzuvertrauen, der in seinen Grundsätzen so weit von dem Volke im Ganzen abweicht, wie Herr von Bouillé; ich fürchte, er könnte das Beispiel des Generals Monk befolgen. Hierauf erwiederte ich: Ihre Grundsätze wären dem Despotismus nicht günstig; ich wüßte aber zuverlässig, daß Sie in keinem Falle das etwa in Sie gesetzte Vertrauen mißbrauchen könnten. Dabei versicherte ich ihm: ich wäre hinlänglich mit Ihrem Charakter bekannt, um dreist zu behaupten, daß Ihr Wort die beste Sicherheit für Ihr Verhalten seyn würde.“

„Am Ende dieser Unterredung wurde verabredet:

ich sollte mich aufmachen, um zu erfahren, ob Sie in dem Falle, daß sich eine Armee zusammenzöge, geneigt wären das Kommando zu übernehmen. Seitdem hat Herr de la Fayette öfters den Wunsch gegen mich geäußert, mit Ihnen zu einer offenen Erklärung zu kommen. Als zu Anfange des vorigen Monaths das Volk von Paris den König aus Versailles, wo ich mich damals befand, wegholen wollte, sah ich, daß die Parthei des Herzogs von Orleans großes Uebergewicht hatte, und zweifelte gar nicht, daß man den König sowohl als Herrn de la Fayette unterweges ermorden würde. Ich ging nach Rambouillet, wo sich dreihundert Jäger von dem Regimente Lothringen befanden, und suchte sie nach meinen besten Kräften zu überreden, daß sie sich zu der Parthei schlagen möchten, welche sich der Faktion Orleans widersetzen sollte. Der König kam indeß unverletzt nach Paris. Auch ich ging wieder dahin, und besuchte bald Herrn de la Fayette, der mir gestand, daß seine Feinde mächtiger wären, als er. Ich rieth ihm, sie ohne Zeitverlust zu zerstreuen, die Herrschaft der Vernunft mit Gewalt wieder herzustellen, und sich nun die Konstitution, wie vorher die Revolution, angelegen seyn zu lassen. Ein so großer Plan überstieg seine Fähigkeiten; er wünsche, sagte er mir, jedes Mittel zu versuchen, ehe er zum Aeußersten greife, und denke darauf, den Herzog von Orleans zu schrecken, oder zu erkaufen. Ich stellte ihm vor: dies würde nur ein Palliativ seyn, und überdies nicht so schnell oder so sicher wirken, wie der Plan, den ich so eben erwähnt hätte. Er schien durch

das,

das, was ich sagte, überzeugt zu werden, und trat sogleich diesem Plane bei. Den folgenden Tag ließ er mich bitten, zu ihm zu kommen. Er erzählte mir Alles, was gerade vorgegangen war, und sagte mir dann: Sie würden, wie er hoffe, sein Verhalten billigen. Die gegenwärtigen Umstände sollten ihm Gelegenheit geben, Ihnen einige Vorschläge zu machen; ich möchte aber zuerst an Sie schreiben, und er selbst würde es dann in einigen Tagen thun. Als ich Ihr Schreiben erhielt, schickte ich es, Ihrem Verlangen gemäß, zu ihm. Er sprach mich noch denselben Abend, und theilte mir das Specielle seiner Antwort mit. Ich mußte nun auf das Land gehen. Als ich etwa nach vier oder fünf Tagen zurückkam, sagte er mir: da er nichts von Ihnen gehört habe, so besorge er, daß sein Brief nicht richtig bestellt, oder vielmehr untergeschlagen, wäre; denn er habe Gründe, Betriegereien auf der Post zu vermuthen. Er hätte, setzte er hinzu, aufs neue an Sie geschrieben; und er zeigte mir auch einen vier Seiten langen Brief. Gestern erhielt ich das Schreiben, mit dem Sie mich unter dem 14ten d. M. beehrt haben. Nun sagte ich ihm, daß sein Stillschweigen Verdacht bei Ihnen erregt hätte. Er schien mir sehr unruhig über das Schicksal seiner Briefe. Ich rieth ihm, einen neuen unter der Adresse Ihres Sohnes abgehen zu lassen, weiß aber nicht, ob es damit besser gegangen ist. Hier, mein Herr, haben Sie eine treue Nachricht von meinem ganzen Verhalten, und ich denke, es verdient den Argwohn gar nicht, den Sie gegen mich gefaßt zu haben

scheinen. Ich nehme mir die Freiheit, noch Eins hinzu zu setzen. Es wird mit jedem Tage nothwendiger, daß Ihr Sohn auf eine kurze Zeit nach Paris geht, damit Sie erfahren, wie Sie in Betreff mehrerer wichtigen Gegenstände handeln müssen; besonders in Ansehung des Krieges: denn, daß wir den bekommen werden, glaube ich fester als jemals."

„Ich bin" ꝛc.

Endlich erhielt ich nachstehenden Brief von la Fayette selbst. Ich verschone aber die Leser mit zwei langen Seiten, welche bloß die Deserteurs, ingleichen die Waffen und die andren Montirungsstücke des Regements Nassau betrafen. Dieses war der scheinbare, aber nicht der wirkliche, Gegenstand meines Briefes.

Paris, den 14ten November 1789.

— — — — — — —

„So viel, lieber Vetter, von besondern Angelegenheiten; es giebt auch eine allgemeine, welche allen guten Bürgern wichtig ist, und sie alle vereinigen muß, was auch ihre politischen Meinungen gewesen seyn mögen. Wir liebten Beide die Freiheit; nur brauchte ich eine stärkere Dosis, als Sie, und wünschte diese für das Volk, und mit demselben. Die Revolution ist geschehen; und Sie müssen darüber um so weniger unzufrieden seyn, da Sie daran gar keinen Theil haben nehmen wollen. Jetzt aber fürchten wir einerlei Uebel: Anarchie, innere Zwietracht,

Auflösung aller öffentlichen Kräfte; und wünschen einerlei Gutes: Wiederherstellung des Kredits, Befestigung einer konstitutionsmäßigen Freiheit, Rückkehr der Ordnung, und eine nachdrückliche Maßregel von Seiten der vollziehenden Gewalt. Eine Gegenrevolution ist glücklicher Weise unmöglich, und Versuche dazu wären überdies ein Verbrechen, da sie gewiß einen Bürgerkrieg verursachen und die Ermordung der schwächeren Parthei nach sich ziehen würden. Die rechtschaffnen Leute, die Bürger von lauteren Gesinnungen, können daher nichts Besseres thun, als die Konstitution aufrecht erhalten. Der König ist von dieser Wahrheit überzeugt, und mich dünkt, daß alle rechtschaffnen Leute sich ebenfalls davon überzeugen sollten. Die National-Versammlung, welche in Versailles zerstörte, bauet nun in Paris wieder auf. Sie wird um so gemäßigter seyn, da aller Vorwand zum Mißtrauen aus dem Wege geräumt werden soll; und je besser Sie, lieber Vetter, es mit der neuen Konstitution meinen, desto mehr Mittel werden Sie haben, der öffentlichen Sache zu dienen."

„Was mich betrifft, der ich durch Umstände und das Vertrauen des Volkes auf eine Stufe gestellt bin, wo meine Verantwortlichkeit viel größer ist, als meine Talente; so glaube ich, bewiesen zu haben, daß ich Faktionen eben so sehr hasse, als die Freiheit liebe, und erwarte mit Ungeduld den Zeitpunkt, wo ich auch zeigen kann, daß nie Bewegungsgründe des Eigennutzes in mein Herz gekommen sind. Ich habe Ihnen dieses Herz mit Vertrauen offen gezeigt, lieber

Vetter. Es hält sich mit Verlangen an alle die Aeußerungen in Ihren Briefen, die es Ihnen näher bringen, und es wünscht zu erfahren, ob dieser Brief Ihren Beifall hat. Leben Sie wohl, lieber Vetter."

La Fayette.

N. S. „Tausend freundschaftliche Komplimente an Ihren Sohn. Ich habe Ihnen schon einige Worte geschrieben; aber ich fürchte, daß sie verloren gegangen sind."

Dieser Brief erregte freilich kein großes Zutrauen bei mir, und der von Herrn du Chastelet noch weniger. Ich schrieb la Fayetten nachstehende Antwort, die, ohne mich allzu offen zu zeigen, ihm doch hinlänglichen Muth machen konnte, mir seine Plane, wenn sie uneigennützig und auf das allgemeine Beste berechnet waren, mitzutheilen.

Metz, den 29sten November, 1798.

„Vielen Dank, lieber Vetter, für die Nachrichten, die Sie mir in Betreff unsrer Deserteurs, ingleichen über die Waffen und die andren Montirungsstücke des Regiments Nassau, gegeben haben. Ich schrieb Ihnen vor Kurzem über diese Angelegenheit, und ich hoffe, daß der Officier, dem ich meinen Brief anvertrauete, ihn bestellt haben wird. Auf diesen Brief beziehe ich mich, und Sie werden nun beurtheilen, was möglich, und was rathsam ist."

„In Betreff der großen politischen Angelegenheit,

deren Sie in Ihrem Briefe erwähnen, will ich Ihnen offenherzig gestehen, daß ich den Despotismus eben so sehr hasse, als Sie es nur immer thun können, ob ich schon vielleicht nicht übermäßig in die Freiheit verliebt bin, und, nach Ihrem eignen Ausdrucke, eine nicht so große Dosis davon brauche, wie Sie. Ich glaube nehmlich ganz fest, daß alles, was übertrieben wird, oder die Gränzen der Mäßigung überschreitet, nicht von langer Dauer seyn, und daß hingegen eine vernünftige und gemäßigte Freiheit Jahrhunderte hindurch bestehen kann. Uebrigens, mein lieber Vetter, seyn Sie, alle eigennützigen Bewegungsgründe bei Seite gesetzt, versichert, daß Sie und alle rechtschaffne Franzosen mich bereitwillig finden sollen, ihre Absichten zu unterstützen, wenn sie die Wohlfahrt und das Glück der Nation, oder die Vernichtung der willkührlichen Gewalt, von welcher Art diese auch seyn mag, betreffen. Sie müssen meine Grundsätze wohl kennen, und ich hoffe, Sie sollen in der Folge noch näher damit bekannt werden. Eine genaue Kenntniß derselben wird dann, wie ich nicht zweifle, Ihnen zeigen, daß ich zu Ihrem Vertrauen berechtigt bin."

„Leben Sie wohl, lieber Vetter. Mögen Sie so glücklich seyn, das allgemeine Wohl zu befördern, wozu Ihre Lage Ihnen so gute Gelegenheit giebt!"

Da ich nur den Wunsch hatte, dem Könige zu dienen und die Monarchie, die mir ihrer Auflösung nahe schien, zu erhalten: so mochte ich mich nicht für irgend eine Parthei erklären, wenigstens nicht eher,

als bis ich versichert wäre, daß sie mit mir einerlei Absicht hätte. Es war auch nöthig, mit la Fayetten behutsam umzugehen, da er damals die Hauptrolle spielte. Ich hatte den Plan, mir meine Truppen und die unter meinem Befehle stehenden Festungen nicht nehmen zu lassen, meine Position in Metz zu behaupten, dort mit Geduld die weiteren Ereignisse abzuwarten, und die erste günstige Gelegenheit, die sich in dem Fortgange der Revolution zeigen würde, zu benutzen. Diesen Vorsatz behielt ich immer im Auge. Doch alle meine Plane wurden durch die Unvorsichtigkeit des Königs, oder vielmehr seiner Rathgeber, zerrüttet; ob ich gleich gern zugebe, daß auch mein und la Fayette'ns gegenseitiges Mißtrauen, und seine äußerst große Sorglosigkeit in Ansehung der Jakobiner, nicht wenig dazu beitrugen, diese Plane zu vereiteln.

Ich hörte nun beinahe in drei Monathen nichts von la Fayette, und schwieg auch meiner Seits sowohl gegen ihn, als gegen Herrn du Chastelet. Während dieser Zeit bekam ich einen Privatbrief von dem Kriegesminister Herrn de la Tour du Pin, der in mich drang, daß ich der Konstitution schwören sollte, was ich bisher noch nicht gethan hatte, weshalb ich denn von dem Volke sehr gehaßt wurde. Herr de la Tour du Pin stellte mir vor, daß ich in meiner Lage, und da ich das Vertrauen der Truppen hätte, dem Könige sehr nützlich seyn könnte. Er sagte mir: ich müßte äußerst vorsichtig handeln, da die Mittel, die in meinen Händen wären, mir vielleicht einmal Gelegenheit gäben, Sr. Majestät wesentliche Dienste zu

leisten. Noch setzte er hinzu: in eben diesem Betracht hätte er sein gegenwärtiges Amt übernommen. (Er war erst nach der Revolution Kriegesminister geworden, und es ist ein außerordentlicher Umstand, daß man einen so tugendhaften Mann auf einen so wichtigen Posten gestellt hatte.)

Seine Absichten waren meinen eignen vollkommen gemäß. Er hatte eben die Anhänglichkeit für seinen Suverän und für die Monarchie, ja, ich darf auch wohl sagen, eben die Mäßigung in seinen Gesinnungen. Ich erwiederte das Vertrauen, welches er in mich setzte, und nie hatte ich Ursache, das zu bereuen. Während der ganzen Zeit, da er Kriegesminister blieb, richteten wir unsre Kräfte gemeinschaftlich, und mit der vollkommensten Einigkeit, auf einen und eben denselben Gegenstand. Da er es verlangte, so schwor ich den Eid; und nun bekam ich denn einige Popularität, obgleich eben nicht viel.

Sechstes Kapitel.

Es entstehen unter den Revolutionisten zwei Partheien. — La Fayette ist an der Spitze der Konstitutions-Freunde — der Herzog von Orleans Oberhaupt der Jakobiner oder Anarchisten. — Charakter dieser beiden Anführer. — Ihre Absichten und Plane. — Ihr Verhalten in Betreff der Armee. — Der König geht am 4ten Febr. 1790 in die National-Versammlung. — Wirkungen dieses Schrittes. — Die Truppen in Metz begehen Excesse, kehren aber wieder zu ihrer Pflicht zurück.

Es gab jetzt in Frankreich zwei Partheien, die Anfangs vereinigt waren, dann aber sich trennten und die erbittertsten Feinde wurden. Die heftigste und unternehmendste von beiden gewann die Oberhand. Necker hatte alles zusammengebracht, was eine Revolution befördern konnte: Philosophen, andre Schriftsteller, Leute mit vielem baarem Gelde; und diese wurden nun durch unruhige Köpfe, Ränkemacher und Ehrsüchtige unterstützt und in Bewegung gesetzt. Ich weiß nicht gewiß, ob Necker selbst den Plan hatte, die Regierung umzustürzen; aber wenigstens gab er zu, daß es geschah, und machte auch nicht einmal

Versuche, es zu hindern. Er selbst war nur ein philosophischer Banquier, und hatte in Kurzem weder eine Parthei, noch Anhänger.

La Fayette wurde gewissermaßen sein Nachfolger. Er war einer von den Oberhäuptern, erst der Revolution, dann der Konstitution, und in der Folge der bloße Verfechter der letztern. Alle Anhänger derselben machten, unter dem Nahmen Konstitutionisten, eine Parthei aus, welche von der Majorität der National-Versammlung, und, wenigstens dem Anscheine nach, von dem Könige selbst unterstützt wurde. Außerdem hatte sie auch einen großen Theil des Volkes, die Municipalitäten und die Nationalgarden zu Freunden.

Die Plane, welche die Anführer dieser Parthei durchzusetzen suchten, liefen darauf hinaus, eine demokratische Monarchie zu stiften, die sie aber: eine königliche Demokratie, benannten. An die Spitze derselben sollte der Suverän gestellt werden, wie auf den Gipfel einer Pyramide, von wo sie ihn könnten wieder heruntersteigen lassen, sobald die Französische Nation an die neue Regierungsform gewöhnt wäre und den leeren Titel eines Königs nicht mehr achtete, weil sie alsdann ihre alten Gewohnheiten, und ihre so viele Jahrhunderte hindurch unterhaltene Liebe und Ehrfurcht für den Thron nicht mehr hätte.

La Fayette stand an der Spitze dieser, jetzt herrschenden, Parthei, da er am 5ten Oktober die Oberhand über den Herzog von Orleans behalten hatte. Aber es fehlte ihm an Kräften, das Unternommene

auszuführen. Er war ein Romanenheld, der zwar die Hauptrolle in einer höchst strafbaren Verschwörung spielte, doch den Anschein von Rechtschaffenheit, Ehre und Uneigennützigkeit zu behalten, kurz, für den Spiegel der Ritterschaft zu gelten, wünschte. Mehr durch das Zusammentreffen glücklicher Umstände, als durch eigne Talente, war er auf eine Stufe gekommen, wo es in seiner Gewalt gestanden hätte, Gesetze vorzuschreiben, Frankreich eine Regierung zu geben, und sein Glück bis auf den höchsten Punkt zu bringen, der für einen Mann zu erreichen möglich ist; aber, anstatt dies zu thun, stürzte er, wie ein Wahnsinniger, sich selbst, und riß, als er fiel, den König, die Monarchie und die ganze Nation mit sich hinunter.

Die andre Parthei bestand aus der in Frankreich so zahlreichen Klasse von Leuten, die kein Eigenthum besitzen, von ihrer Industrie leben und immer zur Empörung geneigt sind. Mit diesen vereinigten sich die niedrigsten Volksklassen, die sehr leicht zu Unordnungen gereitzt werden können, und immer bereit sind, jedem, der sie bezahlt, zu gehorchen.

Der Herzog von Orleans wünschte, diese Menschen bei dem Verfolgen seiner ehrsüchtigen und strafbaren Plane zu benutzen, und hatte sie in Paris, unter dem Nahmen Sansculottes, gewissermaßen organisirt, ja, ihnen selbst in den Provinzen Anführer gegeben: Männer von großen Talenten, die sich durch Kühnheit, durch Unternehmungsgeist auszeichneten, und nun alle Bewegungen des gemeinen Volkes lenkten, deren Zusammentreffen und Regelmäßigkeit durch die im ganzen Königreich errichteten Clubs gesichert wurde.

Am 5ten Oktober nahmen die Sansculottes, die im Solde des Herzogs von Orleans standen, den sämmtlichen Pöbel von Paris mit sich nach Versailles, um den König nebst der Königlichen Familie zu ermorden und jenen Prinzen auf den blutigen Thron zu setzen.

Da dieser Versuch nicht gelang, so war der Herzog von Orleans genöthigt, Frankreich zu verlassen. Seine Parthei existirte indeß noch, obgleich mit verminderten Kräften; sie vereinigte sich mit den Jakobinern, vernichtete die Monarchie, stürzte die Konstitution um, und machte am Ende Robespierre'n, der die Verbrechen und Plane des Herzogs von Orleans zu benutzen wußte, zum Tyrannen von Frankreich.

Der Herzog von Orleans war der schwärzeste und zugleich der nichtswürdigste von allen Bösewichtern. Er hatte alle List und Geschicklichkeit, die erforderlich waren, eine große Parthei in Bewegung zu setzen, aber nicht den Muth, sie zu seinem eignen Vortheile zu brauchen. Als seine Hoffnung, den König (dessen Leben la Fayette und die Konstitutionisten beschützten, ob sie ihn gleich seiner Gewalt beraubten) ermorden zu lassen, und dann den Thron zu besteigen, fehlgeschlagen war, entwarf er den Plan, einen Bürgerkrieg in Frankreich zu erregen. Um hierin seiner Sache desto gewisser zu seyn, wünschte er alle Subordination unter den Truppen zu vernichten und die Armee gewissermaßen zu entlassen, die Soldaten (wenn er sie erst überredet hätte, allen Gehorsam gegen die angeordneten Autoritäten zu verweigern) mit dem Pöbel zu vereinigen, und dann beide gegen den König und die

National-Versammlung zu brauchen, um sich selbst an die Spitze der Nation zu stellen. In allen Garnisonstädten hatte er daher Agenten, welche die Soldaten dadurch zu verführen suchten, daß sie dieselben zu Ausschweifungen anreitzten und ihnen die Aussicht auf Plünderung zeigten.

Auch la Fayette wünschte, die Truppen zu gewinnen, um sie zur Unterstützung der Konstitution brauchen zu können, im Falle daß der König wieder zurückträte, oder die Aristokraten sich eine Parthei machten. In dieser Absicht wendete er sich an die Municipalbeamten der Städte, die Befehlshaber der Nationalgarden, und die reichen Bürger; er überredete diese: sie sollten ihren Einfluß auf die Soldaten benutzen und ihnen Anhänglichkeit für die Konstitution beizubringen suchen. Die National-Versammlung hatte den Sold derselben beträchtlich erhöhet, und sie schmeichelten sich mit der Hoffnung, daß die Disciplin, ob sie gleich schon schlaff genug war, bald noch weniger streng seyn würde. Man tadelte die Schärfe ihrer Befehlshaber, und stellte ihnen diese als hochmüthige Despoten und Feinde der Konstitution vor, welche doch den Endzweck hätte, dem Volke allgemeines Glück, der Armee insbesondre aber eine gute Lage und einen leichtern Dienst zu verschaffen.

Dies waren die beiden Klippen, durch die ich ohne Kompaß hinfahren sollte. Der Wille meines Königs wurde mir, wie die Sonnenstrahlen bei einem Sturm durch eine finstre Wolke, verborgen. Ohne Unterstützung, ohne Anführer und ohne Macht, waren

die Royaliſten und Ariſtokraten nicht im Stande geweſen, eine Parthei zu bilden, und hatten bloß die Freiheit zu ſprechen behalten, die ihnen ſelbſt gefährlich wurde, ohne den Andren nachtheilig zu ſeyn.

La Fayette unterhielt noch Verbindungen in Metz, und zwar durch die Deputirten dieſer Stadt, die ſehr feſte Anhänger der Konſtitution waren. Während der ganzen Zeit, da man glaubte, daß ich mit ihm in freundſchaftlichem Vernehmen ſtände, machte es mir gar keine Schwierigkeit, die Bemühungen der Orleansſchen Parthei und der Jakobiner zu vereiteln; ich erhielt ſogar Beiſtand von den Anhängern der Konſtitution, weil ich ihren Grundſätzen und ihrem Verhalten gegen die Truppen ein wenig nachgab.

In dieſen Verhältniſſen war ich beinahe ein Jahr geweſen, als der König — weil er der ſchmerzlichen Lage, in die er ſich gebracht ſah, müde wurde, und die Ruhe im Königreiche wieder herzuſtellen wünſchte — am 4ten Februar 1790 ganz allein in die konſtituirende National-Verſammlung ging. Hier hielt er eine rührende Rede, in welcher er, zu meiner großen Verwunderung, ſich ſelbſt durch die ſtärkſten Bande an die Konſtitution, oder vielmehr an die Revolution, heftete, und ſich für das Haupt derſelben erklärte. Ich war noch immer geblieben und hatte ſo viele Unruhen ertragen, um ihm eine kleine treue Schaar zu erhalten, die ihn eines Tages unterſtützen könnte, daß er wenigſtens ſeinen Rang als Monarch wieder bekäme, und als Suverän zu ſprechen, zu handeln, im Stande wäre. Jetzt aber ſah ich, daß er ſich ſelbſt ohne Rückhalt

Wahnsinnigen und Bösewichtern, die nach seinem Verderben strebten, in die Hände gab. Denn, wie konnte er einen solchen, freiwillig gethanen Schritt zurückthun, ohne seinen Charakter herabzuwürdigen — ein sehr großes Unglück für einen König! Ich beschloß nun, Frankreich zu verlassen und nach einem andren Lande zu gehen. Wahrscheinlich äußerte ich dies gegen irgend jemanden, der es Herrn de la Fayette mittheilte; denn bald nachher bekam ich von ihm folgenden Brief, der zu einem Beweise seiner Eigenliebe und seines Hanges zu Uebertreibungen dient.

Paris, den 9ten Februar 1790.

„Verzeihen Sie, lieber Vetter, meinen Mangel an Pünktlichkeit; zweifeln Sie aber nicht daran, daß es mir Vergnügen gemacht hat, als ich erfuhr, daß Sie mein Verhalten billigten. Wir sind während der Revolution in unsren Grundsätzen und Gesinnungen von einander abgegangen; doch jetzt müssen wir uns Alle um den König vereinigen, eine Konstitution zu befestigen, die Sie weniger lieben als ich, und die einige Fehler haben kann, die aber die allgemeine Freiheit sichert und in den Geist, wie in das Herz, der Franzosen zu tief eingedrungen ist, als daß ihre Feinde sie angreifen könnten, ohne die Monarchie zu vernichten. Da man nun einmal auf diesem Punkte ist, so machen alle rechtschaffnen Leute nur Eine Parthei aus, für deren Oberhaupt der König selbst sich erklärt hat und die, indem sie dem Zurückwünschen des Alten und

den partheisüchtigen Hoffnungen zu gleicher Zeit ein Ende macht, die Bande der allgemeinen Ordnung befestigen und allenthalben Einigkeit und Ruhe wieder herstellen muß, damit wir der Freiheit besser genießen können. Der König kann nicht anders als mit dem süßesten Vergnügen an das Gute denken, das er gethan, noch mehr aber an die Uebel, die er verhütet hat und in die ein ehrsüchtiger, gefühlloser Monarch Frankreich hätte stürzen können. Lassen Sie uns ihm den Lohn seiner Tugenden geben und uns Alle zur Wiederherstellung der Ruhe vereinigen! In Metz ist diese durch einige Erörterungen gestört worden, durch welche man die Schritte der National-Versammlung aufzuhalten suchte. Am besten wäre es wohl, gar nicht mehr daran zu denken; und ich bitte Sie dringend, diese Sache zu allgemeiner Zufriedenheit beizulegen. Es ist Ihnen so leicht, die Bürger von Metz zu beruhigen und auch den Officieren gleiche Gesinnungen beizubringen. Sie können das Beispiel einer herzlichen Vereinigung geben, ohne die Disciplin darunter leiden zu lassen, da man hingegen an andren Orten die eine oft nur auf Kosten der andren erhalten hat. Uebrigens werden Sie auch einsehen, daß die uns nöthige, konstitutionsmäßige Autorität des Königs nicht auf eine bessere Art zu sichern ist, als wenn die Freunde der Freiheit über die gänzliche Harmonie zwischen allen Agenten der vollziehenden Gewalt, und zwischen den Grundsätzen des Königs, beruhigt werden."

„Ich habe erfahren, daß Sie daran denken, Ihr

Vaterland zu verlassen. Als ob Ihre Talente nicht diesem Vaterlande gehörten! und als ob selbst einige Privat-Verdrießlichkeiten Ihnen das Recht geben könnten, uns die Siege zu rauben, die Sie für uns erkämpfen, und bei denen Sie mir, wie ich hoffe, unter Ihrem Befehle zu fechten, erlauben werden! Ich schmeichle mir, lieber Vetter, daß Sie meinen Charakter hinlänglich kennen; also wäre es unnütz, Ihnen erst zu sagen, daß ich am Ende der Revolution gerade wieder auf eben dem Platze seyn werde, wo sie mich gefunden hat. So außerordentlich auch meine Schicksale seyn mögen, so wäre es in meinen Augen doch noch seltsamer, sie zu benutzen. Ich gebe diese Erklärung mit Vergnügen zu einer Zeit, wo sie nicht das Ansehen eines Handels haben kann. Recht herzlich wünsche ich, lieber Vetter, daß Sie die Gelegenheiten, Ihre Liebe für die Konstitution zu beweisen, benutzen mögen. Es ist unmöglich, daß Ihre Talente nicht Eifersucht erregen, und daß Ihre ehemalige Denkungsart nicht, bald Gelegenheiten, bald einen Vorwand, zu Besorgnissen geben sollte. Vielleicht wäre es dem allgemeinen Wohl zuträglich, wenn Sie Sich über diesen Punkt recht deutlich erklärten. Der Schritt des Königs ist eine Gelegenheit hierzu. Ich wünschte, daß, wenn man sagt: „Herr von Bouillé hat die größten Talente und das Vertrauen der Truppen," niemand erwiedern könnte: „aber er ist ein Feind unsrer Grundsätze." Verzeihen Sie mir meine Freimüthigkeit, lieber Vitter. Ich wiederhole das nur, was man mir seit drei Tagen wohl zwanzigmal gesagt hat;

und

und es thut mir weh, dieſen Vorwurf gegen Sie zu hören. Leben Sie wohl, lieber Vetter, und ſeyn Sie von meiner aufrichtigen Liebe überzeugt."

„La Fayette."

Dieſer Brief machte weder in meinen Grundſätzen noch in meinen Planen eine Aenderung; doch davon ſagte ich la Fayette'n nichts, ſondern ſchrieb ihm nur faſt eben ſo, wie vorher. Ich wiederholte ihm meinen frühern Vorſchlag, daß wir unſre Bemühungen vereinigen wollten, um das allgemeine Wohl zu befördern und auf einer ſichren Grundlage eine monarchiſche Konſtitution zu errichten, die dem Volke ſeine Rechte und Privilegien, aber auch dem Monarchen ſeine Prärogative, ſichern könnte. Noch ſetzte ich hinzu: der Schritt, den der König ſo eben gethan hätte, um die allgemeine Ruhe zu ſichern, verdiene doch wohl, daß man ihn durch ein wenig Sorge für ſeine eigne vergelte. — Unſre Briefe thaten übrigens ſo wenig Wirkung, daß ſie eben ſo gut hätten unbeantwortet bleiben können; und da ich von dem größten Theile der meinigen keine Abſchriften behalten habe, ſo kann ich nur den Hauptinhalt davon angeben.

Während der Zeit wurde meine Lage in Metz äußerſt unangenehm. Man hatte mich in die Streitigkeiten zwiſchen der Municipalität und dem patriotiſchen Club verwickelt, der das Volk ohne Unterlaß gegen mich erbitterte. Aus la Fayette'ns Briefe läßt ſich ſehen, wie weit dieſe Mißhelligkeiten gingen, da

man sogar Klagen gegen mich in der National-Versammlung angebracht hatte.

Das Hauptverbrechen, welches man mir zur Last legte, bestand darin, daß ich mich der Verbrüderung zwischen den Nationalgarden und den Linientruppen widersetzte. Dies war nehmlich, wie ich schon angemerkt habe, eins von den vorzüglichsten Mitteln, deren man sich bediente, den Geist der Soldaten zu verderben. Ich hingegen bemühete mich, beide von einander entfernt zu halten, und immer eine gewisse Eifersucht unter ihnen bleiben zu lassen. Ueberdies weigerte ich mich, dem Volke in den Städten und auf dem Lande die große Menge von Waffen zu geben, die man täglich von mir forderte; denn die Folge dieser Bewaffnungen war die, daß die Zeughäuser der Nation beinahe ausgeleert wurden. Seit dem 14ten Jul. des vorigen Jahres hatte man, erweislich, über 400,000 Flinten auf solche Art vertheilt, und an vielen Orten nahm das Volk sie mit Gewalt weg, wenn seine unvernünftigen Forderungen Widerstand fanden.

Diese allgemeine Bewaffnung war nun ein Bewegungsgrund zu Empörung und Ausgelassenheit: sie gab den niedrigen Volksklassen Mittel, gewaltthätig gegen die höheren zu verfahren, welche man „Aristokraten" nannte; und diese Benennung war das Signal, die Personen der höheren Stände der Verfolgung Preis zu geben.

Man hat sich einigermaßen darüber gewundert, wie Nahmen, die an sich selbst auf die Sachen, die Personen und die Zeitumstände so wenig anwendbar

waren, so allgemein, selbst von der niedrigsten Volksklasse, haben gebraucht werden können. Der Ursprung derselben war folgender. In der konstituirenden National-Versammlung nannten die Mitglieder des dritten Standes alle die Geistlichen und Adeligen, welche sich nicht mit ihnen vereinigen wollten, Aristokraten; die Bürger gaben diese Benennung dem Adel im Ganzen, der sie dagegen Demokraten nannte; und den Armen, die weder Land, noch andres Eigenthum besaßen, galt jeder für einen Aristokraten, der in Wohlstand oder Ueberfluß lebte. —

Ich wartete nur, bis der Frühling käme und ich einige Angelegenheiten in Ordnung gebracht hätte, um dann Frankreich zu verlassen, da ich keine Hülfsmittel mehr sah und mir nicht länger einige Hoffnung machen konnte. Von allen Kommandanten in den Provinzen war ich allein auf meinem Posten geblieben; der größere Theil hatte sich schon aus dem Königreiche entfernt. Die vorzüglichsten Befehlshaber der Armee waren zurückgetreten und ihre Stellen entweder durch Generale, die man bisher vernachlässigt, oder durch andre, welche die neue Regierungsform anerkannt hatten, weider besetzt worden.

Im Monathe März zeigte sich unter der Garnison von Metz, welche aus zwölf Bataillonen und zehn Schwadronen bestand, ein fast allgemeiner Geist der Empörung. Dieser war bloß die Folge des Rausches, in den die Einwohner der Stadt die Soldaten gebracht hatten. Auf den Zuruf der Officier kehrten sie wieder zu ihrer Pflicht zurück, und zeigten so viele

Reue, daß ich eine noch bessere Meinung von ihnen bekam, als vorher. Von dem Geiste, der unter den Truppen herrschte, kann man sich einen Begriff aus folgendem Umstande machen, den ich erzählen zu müssen glaube. Bei diesem Bacchanal hatten die Soldaten darauf gedrungen, unentgeldlich mit Branntwein bewirthet zu werden, und sich dann, betrunken, durch die ganze Stadt verbreitet. Den Tag nachher befahl ich, daß alle Regimenter in ihren Kasernen eingeschlossen bleiben sollten. Nun ging ich zu dem Regimente Piccardie, und hielt eine kurze Rede, worin ich den Soldaten vorstellte, wie schimpflich es für das erste Regiment in Frankreich wäre, der Armee ein solches Beispiel gegeben zu haben. Was denn, fragte ich sie, der König wohl dazu sagen würde, wenn er das erführe! Dann setzte ich hinzu: da ich ihre Reue für aufrichtig hielte, so wollte ich meinen Befehl zurücknehmen, und ihnen ihre gewöhnliche Freiheit verstatten. Hierüber geriethen sie in das größte Erstaunen, und riefen beinahe einstimmig: ihre Aufführung hätte Strafe verdient, und sie verlangten, acht Tage eingesperrt zu bleiben.

Eben diese Truppen waren vier Monathe später in offenbarer Empörung; sie sagten ihren Officieren allen Gehorsam auf, insultirten, bedroheten dieselben, und behandelten sie auf das unwürdigste. Hieraus läßt sich einigermaßen schließen, wie groß die Mühe, sie zu verführen, und wie fein das dazu gebrauchte Gift gewesen seyn mag.

Siebentes Kapitel.

Der König schreibt, auf la Fayette'ns Zureden, mit eigner Hand an mich, und verlangt, daß ich nach Paris kommen soll. — Ich bitte um Erlaubniß, das Königreich zu verlassen. — Der König schreibt mir zum zweitenmal, um mich von diesem Entschlusse abzubringen und um mich zu bewegen, daß ich in seinem Dienste bleiben soll. — Föderation der Nationalgarden in meinem Gouvernement mit den regulären Truppen. — Die ersteren wollen mich zu ihrem General wählen; ich lehne das aber ab. — Verständige Reflexionen des Kriegesministers Herrn de la Tour du Pin, über diese Sache.

Es war zwischen mir und la Fayette'ns Anhängern — auf welche Art, weiß ich nicht genau — seit Kurzem eine Kälte entstanden. (Ich wußte wohl, daß sie wünschten, ich möchte mein Kommando niederlegen; allein ich wollte es gern so lange behalten, bis ich Frankreich verließe, was ich ungefähr in zwei Monathen zu thun Willens war.) Diese Veränderung schrieb ich zum Theil dem in Umlauf gewesenen Gerüchte zu, daß der König sich am 5ten Oktober habe noch Metz

begeben wollen, um sich der Wuth des Volkes zu entziehen; ja, man sagte sogar, er gehe noch jetzt mit diesem Gedanken um.

Ob dieses Gerücht einigen Grund hatte, weiß ich nicht; der größte Beweis für die Wahrheit desselben bestand in einem Briefe, den der Graf d'Estaing an die Königin geschrieben hatte, und worin er ihr zu zeigen suchte, welche üble Folgen aus einem solchen Schritte entstehen könnten. Ueber diesen Brief, eine von den gewöhnlichen Verirrungen des erwähnten Mannes, wurde damals viel gesprochen, und er ist seitdem öffentlich bekannt gemacht worden.

Von diesem Umstande nahm la Fayette Gelegenheit, dem Könige vorzustellen, wie ungern man mich in Metz sehe, und ihn zu überreden, daß er eigenhändig nachstehenden Brief an mich schrieb.

Paris, den 23sten April 1790.

„Man hat mir genau berichtet, mein Herr, welche Bemühungen Sie angewendet, die wichtige Garnison in meiner Stadt Metz in Ordnung zu erhalten, und welchen glücklichen Erfolg Sie bis jetzt dabei gehabt haben. Was vor Kurzem in dieser Festung vorgegangen ist, hat die gute Meinung, die ich schon seit langer Zeit von Ihnen hege, noch vermehrt, und ich bezeuge Ihnen darüber mit Vergnügen meine Zufriedenheit. Fahren Sie fort, mir auf Ihrem Posten wohl zu dienen. Herr de la Tour du Pin wird Ihnen sagen, warum es vielleicht rathsam seyn könnte, daß

Sie auf einige Tage nach Paris kämen; ich überlasse es indeß gänzlich Ihnen selbst, zu beurtheilen, wann Sie es thun können, ohne daß Ihre Abwesenheit auf irgend eine Art nachtheilig seyn kann."

„Ludwig."

Hätte ich es nicht schon vorher gewußt, so würde ich es doch leicht haben merken können, daß der König gar nicht von mir verlangte, nach Paris zu reisen, wo man sehr leicht mehr als Einen Vorwand finden konnte, meine Rückkehr nach Metz zu verhindern. Ich errieth schon damals (was mir auch seitdem versichert worden ist), daß la Fayette in den König gedrungen, mir zu befehlen, daß dieser aber sich Anfangs geradezu geweigert, und nachher sich bloß dazu verstanden hätte, mich einzuladen. Herr de la Tour du Pin, der mir einige Tage vorher meldete, daß ich einen Brief von dem Könige des und des Inhals erhalten würde, sagte mir zugleich: „Se. Majestät wünschten zwar, daß ich nach Paris kommen möchte; doch würden Sie nicht mißvergnügt seyn, wenn ich darauf beständе, in Metz zu bleiben."

Meine Antwort auf den Brief des Königs enthielt ungefähr Folgendes: „ich wäre in Frankreich geblieben, und hätte das mir von ihm anvertraute Kommando der Armee behalten, aber in keiner andren Absicht, als Sr. Majestät zu dienen. Dies sey, wie ich nun wohl sehe, unmöglich; ich bäte daher um Erlaubniß, anstatt nach Paris zu gehen, das Königreich zu verlassen." Zugleich versicherte ich dem Könige: „wenn

jemals günstigere Umstände mir wieder Gelegenheit gäben, meinen Eifer für seinen Dienst, und meine Anhänglichkeit für seine Person zu zeigen, so würde ich mit der größten Bereitwilligkeit der ersten Aufforderung, die ich von ihm erhielte, gehorchen.“

Diese Antwort war mehr für la Fayette, als für den König bestimmt; denn ich wußte wohl, daß der letztere sie ihm zeigen würde. Er verstand mich auch sehr wohl, und schrieb mir am 2ten May noch einen andren Brief, den Herr de la Tour du Pin mir zuschickte.

Paris, den 2ten May 1790.

„Mein Herr, ich bemerke in Ihrem Briefe eine Stelle, die mir viele Unruhe macht. Ich will so wenig, daß Sie mich, als daß Sie mein Königreich verlassen sollen; denn aus den Diensten, die Sie mir schon geleistet haben, schließe ich, wie viele Sie dem Staate noch leisten können. Seyn Sie meiner unaufhörlichen Erkenntlichkeit versichert. Nur in Rücksicht auf Ihre edle, feine Denkungsart unterhalte ich Sie bei dieser Gelegenheit nicht besonders davon. Ich bin sehr zufrieden mit Ihren Anstalten zum 4ten, und sehe es gern, daß auch Sie nun die Gesinnungen haben, welche die neue Konstitution allen guten Bürgern und meinen getreuen Dienern einflößt.“

„Ludwig.“

Diese ausdrückliche Erklärung des Königs bestimmte mein Verhalten. Ich beschloß, meine Bedenklichkeiten zu besiegen, und schrieb ihm: „sein Wille solle immer ein Gesetz für mich seyn. Ich würde mich, obgleich mit dem größten Widerwillen, dieser Konstitution unterwerfen, da er selbst sie anerkannt und ihr seinen Beifall gegeben hätte. Hierbei opferte ich übrigens das Größte auf, was ein Mann zum Opfer bringen könne: meine Grundsätze und Meinungen.“ Zum Schluß bat ich den König noch: „er möchte mir erlauben, mich zurückzuziehen, wenn ich sähe, daß meine Dienste nicht länger von wesentlichem Nutzen für ihn seyn könnten.“

Der in des Königs Briefe erwähnte 4te May war zur Föderation der Nationalgarden in Metz und in meinem ganzen Gouvernement mit den Linientruppen in der Stadt bestimmt. Wie ich schon erwähnt habe, gehörten solche Föderationen zu den großen Mitteln, deren la Fayette und die konstitutionelle Parthei sich bedienten, um den Soldaten Anhänglichkeit für die Konstitution beizubringen.

Die Ceremonie hätte schon einige Zeit vorher Statt finden sollen; da aber kein ausdrückliches Dekret darüber von der National-Versammlung erlassen und mir auch kein Befehl des Königs zugeschickt worden war, so hatte ich mich zeither noch immer dagegen gesetzt. Deshalb waren nun neue Klagen gegen mich bei der National-Versammlung angebracht worden, und die Stadt Metz hatte sogar zwei Deputirte an den König und die Versammlung geschickt, um zu

bitten, daß ich zurückgerufen werden möchte. Aber Herr de la Tour du Pin brachte sie von ihrem Vorsatze ab, und hob ihre Besorgnisse, da er ihnen versicherte: „ich würde der Verbündung zwischen dem Volke und den Truppen nicht länger Hindernisse in den Weg legen, sondern vielmehr Alles thun, was ich könnte, um die vollkommenste Harmonie zwischen ihnen zu bewirken.“ Der Minister äußerte zugleich gegen mich: „der König wünsche, ich möchte dieser Föderation beiwohnen, bei dieser Gelegenheit meinen Eid erneuern und überhaupt jedes Mittel anwenden, mich populär zu machen und das Vertrauen des Volkes, besonders der Nationalgarden, zu gewinnen. Dieses Verlangen erfüllte ich sehr treu, und mein Betragen that solche Wirkung, daß alle Nationalgarden der Provinz mich einstimmig zu ihrem General erwählen wollten und sehr eifrig in mich drangen, daß ich den Posten annehmen möchte. Ich weigerte mich; aber einige Tage nachher erhielt ich einen Brief, worin Herr de la Tour du Pin mir schrieb: „der König wünsche, daß ich den Antrag nicht ausschlüge.“ Nun bereuete ich meine abschlägige Antwort, besonders als ich kaltblütig überlegte, wie vortheilhaft ich jenen Posten hätte benutzen können, und wie viele Gelegenheiten er mir gegeben haben würde, dem Könige zu dienen. Zur Bestätigung dieser Meinung will ich hier den Brief des Herrn de la Tour du Pin einrücken.

Paris, den 11ten May 1790.

„Mein Herr, aus Ihrem Briefe vom 6ten seh' ich, daß Sie das, was Ihnen mit Recht zukam, auf das vollkommenste erhalten haben. Ich würde mir zu meiner Prophezeiungskunst Glück wünschen, wenn es nur im mindesten verdienstlich wäre, bei Angelegenheiten, die Ihrer Leitung überlassen sind, einen glücklichen Erfolg vorauszusehen. In der That war ich vom Anfang an weniger damit beschäftigt, Ihnen das Verhalten, das Sie beobachten sollten, vorzuschreiben, als darüber nachzudenken, was sich von Ihren Talenten erwarten ließe. Unmittelbar nach dem Empfange Ihres Briefes, eilte ich, denselben dem Könige vorzulegen; und da Sie überzeugt seyn müssen, wie vielen Antheil der König an Allem nimmt, was Sie betrifft, so können Sie nicht zweifeln, daß er Ihren Brief mit Vergnügen gelesen hat. Ihnen weitere Beweise seiner Zufriedenheit zu geben, wäre unnöthig, da Sie von ihm selbst dergleichen bekommen haben."

„So wünsche ich Ihnen denn aufrichtig Glück dazu, daß Ihnen die Gunst des Publikums nicht länger fehlt. Doch verzeihen Sie mir, daß ich in Betreff Ihrer Weigerung, sich zum General der Föderation wählen zu lassen, nicht ganz mit Ihnen einstimmig denke. Dieser Posten würde Ihnen großen Einfluß auf die bewaffnete Macht der Provinz, und vielleicht auch vieler andren, gegeben haben; überdies wäre er ein Gegengewicht gewesen, das vielleicht große Vortheile bewirkt hätte."

„So wie jetzt Alles steht, ist nicht mehr die Rede davon, daß Sie nach Paris kommen sollen; dieser Plan ist gänzlich bei Seite gelegt. Gefahr hätten Sie zwar, wie ich Ihnen versichern kann, nicht im mindesten zu besorgen; aber da Ihre Lage sich gänzlich verändert hat, so ist Ihre Anwesenheit in Metz unumgänglich nothwendig, und wir können Ihnen nichts Besseres vorschreiben, als was Sie bisher gethan haben und gegenwärtig thun. Ich bin" ꝛc.

„La Tour du Pin."

Nach dem Empfange der hier mitgetheilten Briefe von dem Könige und seinem Minister, nach dem Versprechen, welches ich Sr. Majestät gegeben, und nach dem Schritte, den ich gerade gethan hatte, sah ich ein, daß ich den Plan meines Verhaltens nothwendig ändern mußte, wenn ich meinem Suverän wesentliche Dienste zu leisten wünschte. Ich fand nun, daß es sehr rathsam seyn würde, mit la Fayette und den Konstitutionisten in Verbindung zu treten, zugleich aber ein wachsames Auge auf den ersteren zu behalten. Ehe ich geradezu irgend eine Eröffnung machte, suchte ich zu entdecken, ob der Plan, den er vor Augen hätte, groß und umfassend wäre, und ob es ihm auch nicht an Myth, an Standhaftigkeit, zur Ausführung desselben fehlte. War sein Geist großen Unternehmungen gewachsen, so mußte er, als er den König nach Paris gebracht und Orleans Parthei (mehr durch ein günstiges Zusammentreffen der Umstände, als durch eignes Verdienst) besiegt hatte, sich Mühe geben, diese

gänzlich zu unterdrücken und zu vernichten. Er mußte den König bereden, ihm einen wichtigen Posten, der ihm die ganze öffentliche Macht in die Hände gäbe und ihn so an die Spitze des Königreiches stellte, anzuvertrauen, und sich dabei auch zum Befehlshaber aller Nationalgarden in Frankreich ernennen lassen. Dann mußte er die Armee verabschieden, und sie hinterher nach einem solchen Plane, und mit solchen Officieren, wie sie seiner Absicht am besten angemessen waren, wieder organisiren; er mußte ferner die mächtigsten und geschicktesten Mitglieder der Versammlung, deren Majorität es ohnedies schon aus Grundsätzen mit ihm hielt, in sein Interesse ziehen, und sich unter den ausgezeichnetsten Männern aller Klassen eine Parthei machen: alsdann konnte er, durch die Unterstützung geschickter Männer, eine monarchische Konstitution auf der festesten Grundlage errichten. Es wäre ihm leicht gewesen, alle Hindernisse, die sich bei der Ausführung seines Planes gezeigt hätten, zu besiegen, oder vielmehr, er würde ganz und gar keine gefunden haben. — Dies wünschten der König und die bei weitem größere Hälfte der Nation; und la Fayette hatte, wenn der König und die Versammlung ihn unterstützten, alle die Macht, die zu einem so großen und nützlichen Unternehmen erfordert wurde.

Doch, indem ich la Fayette'n über sein politisches Verhalten Vorwürfe mache, kann ich nicht umhin, auch die Irrthümer zu bedauern, die ich selbst begangen habe. Da ich nun einmal (in der Absicht, mei-

nem Suverän zu dienen) versprochen hatte, mich in die neue Konstitution zu finden und ihr gemäß zu handeln, so mußte ich mich bemühen, die Hauptperson in der neuen Verfassung zu seyn, und mir eine starke Parthei zu machen, die ich, selbst unter den Konstitutionisten, leicht bekommen konnte; ich mußte la Fayette'n gegen die Jakobiner unterstützen, den König gegen alle Partheien vertheidigen, und ihm für einen dringenden Fall Hülfsquellen aufsparen. Ich mußte daher am 4ten May das Kommando der konföderirten Nationalgarden in den Bisthümern und in Lothringen übernehmen; dann hätte ich bald auch an der Spitze derer in den andern Gränzprovinzen gestanden, die nicht lange nachher wirklich unter meinen Befehl kamen und gewissermaßen dazu dienten, die von mir kommandirten Linientruppen in Zaum zu halten. Wenn ich dann im Besitz einer beträchtlichen Macht war, so mußte ich nach Paris gehen, um la Fayette'ns Absichten auszuforschen und ihm, wo möglich, Vertrauen einzuflößen. Mit denen Ministern, welche Talente und Rechtschaffenheit hatten (und es gab mehrere, die ich als solche schätzte, z. B. Herr de la Tour du Pin), mußte ich dann einen Verhaltungsplan verabreden, diesen von dem Könige bestätigen lassen, und von ihm die Versicherung zu erhalten suchen, daß er sich genau daran halten wolle. Diesen Plan mußte man aber nicht bloß den Umständen anpassen, sondern auch dem Charakter Ludwigs des Sechzehnten, der zwar Heinrichs des Vierten

Wohlwollen, aber nicht deſſen kriegeriſche Eigenſchaften beſaß. Der König mußte dann zugeben, daß die konſtitutionelle Parthei ihren Gang fortging, doch auch dafür ſorgen, daß er einige Anhänger unter ihr hätte. Er mußte über die Dekrete, die ihm vorgelegt wurden, verſtändige Reflexionen machen, ohne eins zu verwerfen, und immer nur den Wunſch äußern, daß die neuen Geſetze darauf berechnet ſeyn möchten, das Glück ſeines Volkes zu befördern. Da nun ſchon der bei weitem größere Theil der Verſammlung die Mängel der Konſtitution einſah, ſo wäre ſie vielleicht von ſelbſt gefallen, oder — was wahrſcheinlicher iſt — ſie würde ſolche Veränderungen erlitten haben, daß der König die ganze vollziehende Gewalt und die Dispoſition über die Nationalmacht in Händen behalten hätte. Da des Königs Verhalten nun nicht länger Mißtrauen erregte, ſo würde die Furcht vor den Ariſtokraten verſchwunden ſeyn, und die konſtitutionelle Parthei ſich nicht mit den Jakobinern vereinigt haben. Der König war dann im Stande, la Fayette'ns Parthei zu ſchwächen, und ich befand mich im Beſitz einer furchtbaren, Theils aus Bürgern, Theils aus Soldaten beſtehenden Macht, die er, wenn er die Gelegenheit gehörig benutzte, ſehr vortheilhaft gebrauchen konnte.

Die einſichtsvolleren unter meinen Leſern werden mir ohne Zweifel Vorwürfe über die Fehler machen, die ich hier geſtanden habe. Freilich bedaure ich das;

aber mein Abscheu vor der Revolution zerrüttete die Maßregeln, welche die Klugheit mir zur Befolgung an die Hand gab. Vielleicht that ich zu viel für meine Grundsätze, aber gewiß zu wenig, um mir einen glücklichen Erfolg zu sichern.

Achtes Kapitel.

Ich suche la Fayette'n auszuforschen, und bin Willens, gemeinschaftlich mit ihm zu handeln, im Falle daß ich seine Absichten lauter und uneigennützig finden sollte. — Mein Versuch schlägt fehl. — Allgemeine Föderation der Nationalgarden und der Linientruppen in Paris. — Wirkungen, welche dadurch bei der Armee hervorgebracht werden. — Allgemeine Insurrektion der Truppen. — Besondre Umstände von der unter der Besatzung von Metz. — Ich werde zum obersten Befehlshaber der westlichen Armee ernannt. — Meine Besorgnisse vor einem Bürgerkriege, und die Anstalten, die ich dem gemäß treffe.

Da man nicht länger darauf bestand, daß ich Metz verlassen sollte, so schrieb ich la Fayetten: ich hätte dem Könige versprochen, der Konstitution zu dienen; und das würde ich auch treulich thun, so lange ich in Frankreich bliebe. Bis jetzt sähe ich übrigens täglich, daß man die alte Regierung niederrisse, doch nicht, daß man eine andre an ihre Stelle setzte. Ich zweifelte nicht, daß er und seine Freunde Sorge dafür getragen hätten, das von ihnen Vernichtete wieder zu ersetzen; denn sonst würden sie im höchsten Grade strafbar seyn. Auf ausdrückliches Verlangen hätte

ich einer Konstitution, die ich als eine bloße Schimäre betrachten müßte, den Eid der Treue geschworen. Nun wünschte ich aber, näher mit ihr bekannt zu werden, und eben so mit seinen Planen und Absichten; diese würde ich dann, vorausgesetzt, daß sie auf das Beste unsres Vaterlandes gerichtet wären, unterstützen. Weiter setzte ich hinzu: ich hätte meinen Sohn mit vollständigen Instruktionen nach Paris geschickt. Er könne auf dessen Verschwiegenheit rechnen und ihm Alles so offen entdecken, wie mir selbst. Noch bat ich ihn, meinem Sohne seine Antwort einzuhändigen, die denn in folgenden Ausdrücken abgefaßt war:

Paris, den 20sten May 1790.

Ich kann Ihnen gar nicht sagen, lieber Vetter, welches Vergnügen mir Ihr Brief und die Ankunft Ihres Sohnes gemacht haben. Seyn Sie versichert, daß es zwar mein heißester Wunsch ist, die Freiheit und unsre Konstitution wirklich befestigt zu sehen, daß ich aber nächstdem auch die Rückkehr der Ordnung und Ruhe, so wie die Wiederherstellung der öffentlichen Kraft und Energie, wünsche. Zum Unglück für uns giebt es in der aristokratischen Parthei noch Leute, welche die Hoffnung nähren, ihren vorigen Posten wieder zu erlangen, oder sich durch Anstiften von Unordnungen rächen wollen. Auf der andern Seite giebt es unter der Volksparthei Manche, die sich einbilden, die Konstitution müsse durch eben die Mittel, welche die Revolution bewirkt haben, aufrecht erhalten wer-

den; ja, vielleicht mögen ihre partheisüchtigen Absichten wohl noch weiter gehen. Eine Frage, welche neulich debattirt wurde, die nehmlich über Krieg oder Frieden theilte unsre Parthei auf eine sehr sichtbare Weise in die monarchische, und die republikanische. Wir siegten; aber dieser und viele andre Umstände haben mir gezeigt, daß Alle, die es mit ihrem Vaterlande gut meinen, sich nicht zu fest mit einander verbünden können. Und nun, da Ihre Bedenklichkeiten in Betreff der Konstitution gehoben sind, lassen Sie uns ihr alle Unterstützung geben, die nur in unsren Kräften steht, und zwar auf die Art, daß wir jedem Versuche, das Glück und die Ruhe unsrer Mitbürger zu stören, von wem er auch herrühren mag, Widerstand leisten. Der Ueberbringer meines Briefes, Herr von T * *, hat den Auftrag, mit den Deutschen Fürsten, welche Besitzungen im Elsas haben, zu unterhandeln. Er ist mein vertrauter Freund; Sie können folglich über alle öffentliche Angelegenheiten in vollem Vertrauen mit ihm sprechen. Ich erwarte Ihren Sohn diesen Morgen, und empfinde das lebhafteste Vergnügen über die Erneuerung unsrer Freundschaft. Leben Sie wohl, lieber Vetter. Seyn Sie von meiner aufrichtigen Zuneigung versichert, und glauben Sie," ꝛc.

„La Fayette."

In dem Allen war nichts Bestimmtes. La Fayette'ns Brief enthielt keine direkte Antwort auf meine Fragen, und wollte so wenig bedeuten, wie sein voriger an mich. Und der Herr von T * *, sein vertrauter

Freund, zu dem ich, wie er meinte, ohne alle Zurückhaltung sprechen sollte, war ein Intriguen-Macher, der sich durch mancherlei Mittel Vermögen erworben hatte, und dem die Revolution neue Wege zeigte, noch weiter zu kommen. Ich hütete mich daher sehr wohl, mich in Erörterungen mit ihm einzulassen.

Mein Sohn blieb fünf Wochen in Paris. Während dieser Zeit sah er la Fayetten sehr oft, wurde von ihm auf die freundschaftlichste Art behandelt, und hatte mehrere lange Unterredungen mit ihm. In diesen schien la Fayette wirklich Aufrichtigkeit zu zeigen; aber auf Erläuterungen über seine Absichten wollte er sich schlechterdings niemals einlassen. Ach! der thörichte Mann hatte gar keinen bestimmten Plan für sein Verhalten. Er sagte meinem Sohne zu wiederholten Malen (was auch wirklich seine Richtigkeit hatte): „ihm wäre nicht nur der Rang eines Marschalls von Frankreich, sondern auch eines Generalissimus und Connetable, angeboten worden; er hätte aber diese Anträge ausgeschlagen. Es wäre sein einziger Wunsch, die Konstitution zu gründen und zu befestigen; so bald dies große Werk zu Stande gebracht sey, wolle er wieder in den Rang zurückkehren, den er vor der Revolution gehabt habe, sich auf sein Landgut begeben, und da so lange bleiben, bis das Vaterland in Gefahr komme und seiner bedürfe.“ Noch setzte er hinzu: „die Anhänglichkeit, die der König für die Konstitution zeige, mache ihm großes Vergnügen; aber das Betragen der Königin könne er ganz und gar nicht billigen.“

Mein Sohn wartete fünf Wochen lang vergebens auf ein Dekret, das Herr de la Fayette und die Militair-Kommission sowohl ihm als Herrn de la Tour du Pin versprochen hatten, und das die Organisation der Armee betreffen sollte. Endlich kehrte er wieder zurück, um mir von dem Erfolge seines Auftrages Nachricht zu geben.

La Fayette schrieb mir nun keine Briefe mehr. Er wünschte, wie sich leicht einsehen läßt, in Frankreich eben die Rolle zu spielen, die Washington in Amerika gespielt hatte: aber er besaß weder den Charakter, noch die Talente dieses großen Mannes; und überdies waren auch beide Länder einander gar nicht ähnlich. Uebrigens wäre es jetzt vielleicht noch nicht zu spät gewesen, Frankreich und die Monarchie zu retten. Die drei Stände im Staate wankten zwar schon in ihren Grundfesten; doch standen sie noch mitten unter den sie umgebenden Ruinen, und es würde leicht gewesen seyn, sie, wenn man sie verstärkt hätte, bei der Gründung einer monarchischen Regierung mit Nutzen zu gebrauchen. Aber die beiden schon erwähnten Partheien waren, so sehr sie auch übrigens einander entgegen seyn mochten, doch einig in dem Entschlusse, die gänzliche Vernichtung dieser Stände zu bewirken.

Der Herzog von Orleans war aus England zurückgekommen, und seine Parthei, die sich in der Abwesenheit ihres Oberhauptes ruhig verhalten hatte, zeigte sich nun mit größerer Stärke als vorher, und fuhr fort an Macht zu wachsen, bis sie den Jakobi-

nern gleich kam, welche Frankreich verheerten und ganz Europa bedroheten. Um diese Zeit trug la Fayette darauf an, daß am 14ten Julius, dem Jahrestage der Einnahme der Bastille, die Nationalgarden und die Linientruppen sich in Paris feierlich mit einander verbünden, und sowohl jedes Departement Nationalgarden, als jedes Regiment ein Detaschement dazu schicken sollte. Die Deputationen, welche aus den Provinzen kamen, um dieser Ceremonie beizuwohnen, gaben dem Könige jeden nur möglichen Beweis von Ehrfurcht und Anhänglichkeit; und viele Leute glauben, er hätte diese günstigen Gesinnungen benutzen können, um eine Revolution zu seinem Vortheil in Paris zu bewirken. Dies lag aber gar nicht in seinem Charakter; auch konnte eine solche Idee gar nicht in sein Herz kommen. Ich zweifle übrigens, ob er glücklich gewesen seyn würde, wenn er auch so etwas gewagt hätte.

Das Föderations-Fest wirkte unterdessen sehr schädlich auf die Truppen. Als sie aus der Hauptstadt zurückkamen, brachten sie den Samen der Verderbtheit mit. Diesen streueten sie nun auch unter ihre Kameraden aus, und nach vierzehn Tagen, oder spätstens nach vier Wochen, war die Armee in der schrecklichsten Empörung. Ich bin übrigens völlig überzeugt, daß die Orleanisten und Jakobiner die Truppen zu ihren Gewaltthätigkeiten anreitzten; denn ich selbst habe Beweise von ihrer Verrätherei erfahren.

Da zu der Zeit, als die Föderation vor sich ging, in Metz alles ruhig war, so erbat ich mir auf zwei

Monathe Urlaub, um in Aachen den Brunnen zu trinken, was meine Gesundheitsumstände nothwendig erforderten. Mein Gesuch wurde bewilligt; doch während daß ich Anstalten zu meiner Reise traf, bekam ich ein Dekret der National-Versammlung, worin allen Generalen und andren Officieren der Armee befohlen wurde, schriftlich ihr Ehrenwort zu geben, daß sie sich treulich der Konstitution gemäß verhalten und keinen Befehlen, die den Grundsätzen derselben entgegen zu stehen schienen, gehorchen wollten.

Dieses Dekret tadelte ich sehr scharf, da sich viele schlimme Folgen davon erwarten ließen. Es erregte nehmlich bei den Soldaten Argwohn gegen ihre Officier, und noch überdies zu einer Zeit, da es nothwendig war, daß die größte Harmonie zwischen ihnen herrschte; es verminderte die Ehrfurcht, die ein Soldat seinem Officier schuldig ist, da sie im Gegentheil hätte vergrößert werden sollen; es mußte auch das Mißvergnügen vermehren, welches die letzteren über die Abschaffung aller adeligen Titel und Vorzüge natürlicher Weise empfanden; und endlich war es auch unnütz oder überflüßig, da die Officier schon mehrere Male der Konstitution den Eid der Treue geschworen hatten.

Diese Eide wurden nachher so oft wiederholt, daß jedermann nur darüber spottete; und hier muß ich meine Bewunderung der Geistlichkeit äußern, die sich standhaft weigerte, den Eid zu schwören, den man späterhin von ihr verlangte. Dies kann seinen Grund nur in ihrem Gewissen gehabt haben, da sie vorher

ohne allen Widerstand geduldet hatte, daß man sie ihrer sämmtlichen Besitzungen beraubte. Ein merkwürdiges Beispiel von Tugend, das vielen Geistlichen ihr Leben kostete, und endlich eine allgemeine Aechtung ihres Standes nach sich zog.

Ich glaubte, dies Dekret gehörte mit zu den kleinen Kunstgriffen, die la Fayette schon vorher häufig angewendet hatte, um die Soldaten mit ihren Officieren zu entzweien, und die letzteren mißvergnügt zu zu machen, denen man übrigens erlaubte, den Dienst zu verlassen, wenn sie sich der von ihnen geforderten Verpflichtung nicht unterwerfen wollten. Diese Unzufriedenheit äußerte ich gegen einige von la Fayette'ns Freunden, und erhielt nun wenige Tage nachher folgenden Brief von ihm:

Montags, den . . .

„Ich höre, lieber Vetter, daß man mir bei Ihnen zu schaden gesucht hat; aber ein lautres, rechtschaffnes Herz, wie das Ihrige, kann die Redlichkeit nicht lange verkennen, und gewiß hört es auch die Stimme der Freundschaft."

„Man hat Ihnen viele Ungereimtheiten über meine Absichten, meine Mittel und meine Wünsche gesagt; es ist ja sehr natürlich, daß ehrsüchtige Leute versteckte Plane bei einem Manne suchen, der so viel gekonnt, und doch nur das allgemeine Beste gewollt hat."

„Man möchte gern persönliche Feindschaft zwischen uns erregen. Auch das ist natürlich: denn ich wer-

de beneidet, und habe vielen Leuten Mißvergnügen verursacht. Freilich mußte ich mir, wenn ich von der Nation geachtet seyn wollte, den Haß der Partheien zuziehen.“

„Ich bin viel, bald mit Unrecht, bald mit Recht, wegen meines Verhaltens getadelt worden. Die Vorwürfe, welche man mir gemacht hat, widersprechen einander, was ich denn wohl zu meiner Vertheidigung benutzen könnte. Aber so strenge auch meine Fehler beurtheilt werden mögen, so bin ich doch stolz auf meine Absichten. Andre hätten vielleicht sich besser benommen; doch niemand würde sich strenger nach der Stimme seines Gewissens gerichtet haben.“

„Uebrigens, lieber Vetter, wenden Sie Sich künftig, wenn Sie mit mir unzufrieden seyn zu müssen glauben, an mich selbst. Unsre Charaktere und auch unsre politischen Grundsätze sind von einander verschieden: aber wir sind Beide rechtschaffne Männer; und da es dergleichen in der Welt eben nicht viele giebt, so werden wir allein uns besser verständigen können, als wenn sich Andre hinein mischen.“

„Ich sage Ihnen mit gleicher Offenheit, daß ich die Forderung eines neuen Versprechens von Seiten der Officier für eine ziemlich üble Maßregel halte. Sie wurde aber nothwendig gefunden, um der wüthenden Ausgelassenheit, die sich von einem Ende des Königreichs bis zum andren verbreitet, Einhalt zu thun; ferner, um das Volk mit der Maßregel, die Truppen Läger aufschlagen zu lassen, zu versöhnen; und endlich, um von allen öffentlichen Beamten den Eid

zu erlangen, den die Officier schon geschworen haben. Nach dem allen blieb nur noch diese letzte Form eines Versprechens übrig, die, glaube ich, der Armee nicht besonders unangenehm seyn kann, da alle Stände an sie gebunden sind, die sich aber nicht mit der Würde der Französischen Nation verträgt, den Umstand nicht einmal mit in Anschlag gebracht, daß wir der Eide endlich wohl müde geworden seyn müssen."

„Da aber die National-Versammlung die Officier ganz und gar nicht hat beleidigen, sondern ihnen nur ein Mittel an die Hand geben wollen, wodurch sie die Verläumdung ein- für allemal zum Schweigen bringen und jeden Vorwand zur Insubordination aus dem Wege räumen könnten: so rechnen wir darauf, lieber Vetter, daß Sie mit Ihrem Patriotismus alle schiefen Erklärungen, die man von der Sache etwa machen könnte, widerlegen, und durch Ihr Beispiel allen Officieren die Stimmung beibringen werden, welche jeder gute Bürger so sehnlich wünscht, da hingegen die unruhigen Köpfe unter allen Partheien nichts lieber sehen würden, als wenn sie Mißvergnügen unter denselben erregen könnten."

„Mein Freund Emeri schreibt Ihnen. Er glaubte, daß ich sein Fürsprecher bei Ihnen seyn könnte. Ich fürchte jetzt, ihn als solchen zu brauchen; doch ich bin unbesorgt, wenn Sie nur meiner aufrichtigen Freundschaft Gerechtigkeit widerfahren lassen."

La Fayette.

La Fayette wurde um dieſe Zeit von der Parthei des Herzogs von Orleans ſehr nachdrücklich angegriffen. Er verlor ſehr ſchnell ſeine Popularität in Paris, wie in den Provinzen, und ſein Einfluß auf die Verſammlung hatte ſich ſchon ſehr ſtark vermindert. Seine Wichtigkeit ſetzte er itzt mehr darin, daß der König in ſeiner Gewalt war, als in irgend eine Art von Macht, die er ſelbſt gehabt hätte.

Man hatte in der That die Frage in Anregung gebracht: ob es nicht rathſam ſey, die Armee zu entlaſſen und eine neue, den Grundſätzen der Revolution gemäß, zu formiren. Zu dieſer Maßregel rieth Mirabeau, und ſie war an ſich ſelbſt ſehr vernünftig, da die von Adeligen kommandirte Armee der Könige von Frankreich unmöglich nun auch die Armee der neuen Konſtitution ſeyn konnte, welche den Adel vernichtet hatte. Um die Truppen für die neue Einrichtung zu gewinnen, war es nothwendig, ſie zu verführen, die Liebe zu ihren Vorgeſetzten bei ihnen zu zerſtören, den Geiſt des Ungehorſams bei ihnen zu erregen, und ſie vielleicht ſogar zu Empörung und Ausſchweifungen anzureitzen. Dies wünſchten der Herzog von Orleans und die Jakobiner; aber die mit einem ſolchen Schritte verbundnen Gefahren fielen ſo ſtark in die Augen, daß jedermann ſie ſah, ſobald der Sache nur erwähnt wurde. Ich ſchrieb nun an la Fayette, und äußerte aufs neue meine Mißbilligung des vor Kurzem gethanen falſchen Schrittes, ſagte ihm aber dabei, daß ich der Armee durch eigne Unterwerfung ein Beiſpiel geben wollte.

Gerade als ich im Begriff stand, nach Aachen abzureisen, zeigte sich die Insurrektion, welche unter allen Besatzungen im ganzen Königreiche fast zu gleicher Zeit ausbrach, auch in meinem Gouvernement, besonders in Metz, wo sie von äußerst beunruhigenden Umständen begleitet war. Sie drohete nichts Geringeres, als die gänzliche Zerrüttung der Armee, und die Plünderung der Städte, der Provinzen, ja selbst des ganzen Königreiches, da die Soldaten sich mit dem gemeinsten Volke vereinigt hatten. Daß diese Folgen zu befürchten waren, zeigte das Beispiel von Nancy, und auf der andren Seite der Schrecken des Königs, der National-Versammlung und la Fayette's, hinlänglich. Die Briefe, welche ich von Beiden und von dem Präsidenten bekam, als ich die Empörung unterdrückt hatte, verriethen vom Anfange bis zum Ende dergleichen Besorgnisse. Allenthalben formirten die Soldaten Committeen, und jedes Regiment hatte seine eigne, von der es sich in seinem Verhalten leiten ließ. Aus diesen Committeen wählten sie eine kleine Anzahl von Deputirten, die zu ihren Officieren gehen und dieselben um die Abzüge bitten sollten, welche die Inspektoren unter der vorigen Regierung von ihrem Solde gemacht hatten *), und wel-

*) Schon im May 1789 hatte ich dem Minister vorgeschlagen, den Sold der Armee zu erhöhen, damit sie mehr Anhänglichkeit für den König bekäme. Er weigerte sich; und nun wurde ein so viele Liebe erwerbender Schritt der Versammlung überlassen, die bald nachher nicht nur den Sold der Soldaten beträchtlich vermehrte, sondern

che bei einigen Regimentern eine beträchtliche Summe, bei andern aber wenig oder nichts, betrugen. Da dieſes Verlangen ganz billig war, und da man es mit gehöriger Ehrfurcht vorbrachte, ſo wurde es bewilligt. Hiermit begnügten ſich aber die Soldaten noch nicht; ſie machten neue, unbillige, Forderungen, griffen, als man dieſe abſchlug, zu den Waffen, ſperrten ihre Officier in ihre Zimmer ein, trugen die Fahnen nach ihren Kaſernen, gaben den Schatzmeiſtern der Regimenter eine Wache, erbrachen die Regiments-Kaſſen, und theilten die Gelder unter ſich. Waren ſie mit dem, was ſie darin fanden, nicht zufrieden, ſo legten ſie ihren Officieren eine Kontribution auf; und dieſe ſahen ſich nun genöthigt, von den Handelsleuten und Einwohnern der Städte Summen zu borgen, um die übermäßigen Forderungen zu befriedigen. Deſſen ungeachtet verſahen ſie aber den Militairdienſt ſo regelmäßig, wie ſonſt; doch nur in dieſem einzigen Stücke leiſteten ſie ihren Officieren Folge. Sie ſchienen von Einem Geiſte beſeelt zu ſeyn, und nur Einen Willen, Einen Anführer zu haben. „Wachen, Poſtenausſtellungen, und was ihnen die gegenwärtigen Umſtände ſonſt befahlen, thaten ſie. Wer das Herz des Soldaten genauer kannte, ſah das Merkmahl einer großen, nicht wieder zu ſtillenden, Bewegung darin, daß ſie nicht zerſtreuet, oder auf das Anſtiften einiger Wenigen, ſondern alle zugleich, aufloderten und wieder ſchwiegen, und zwar ſo gleichmäßig, ſo anhaltend, daß

auch den Subaltern-Officieren das von ihnen ſo ſehr gewünſchte Avancement zuſicherte.

man hätte glauben ſollen, ſie handelten auf Befehl *).“

Dies iſt eine treffende Schilderung von dem, was bei der Armee, faſt in allen Garniſonen des Königreiches, vorging. In einigen derſelben, beſonders in Nancy, wurden noch größere Exceſſe begangen. Die Soldaten verbreiteten ſich in der Stadt, miſchten ſich unter den Pöbel, und erlaubten ſich alle Arten von Ausſchweifungen.

Sobald ich die erſten Symptome dieſer Empörung merkte, beſchloß ich, von dem mir bewilligten Urlaub keinen Gebrauch zu machen, ſondern alle meine Kräfte aufzubieten, um dem Uebel Einhalt zu thun, ehe es ſich noch weiter verbreitete. Ich begab mich zu dem erſten Regimente, welches die Waffen ergriffen hatte, um ſich der Kaſſe und der Fahnen zu bemächtigen. Dann hielt ich eine Anrede an die Soldaten, die ſich mit geladenem Gewehr in Reihe und Glied ſtellten, und von den Officieren verlangten, daß ſie an ihren gewöhnlichen Platz treten ſollten. Ich konnte aber nichts bei ihnen ausrichten. Auf alle meine Vorſtellungen erwiederten ſie ohne Unterlaß und einſtimmig: „ſie wollten Geld haben;“ und was ſie verlangten, war eine ſehr beträchtliche Summe. Die Officier redeten mit mir gemeinſchaftlich ihnen zu;

*) Vigilias, ſtationes, et ſi quae alia praeſens uſus indixerat, ipſi partiebantur. Id militares animos altius conjectantibus praecipuum indicium magni atque implacabilis motus, quod neque disjecti vel paucorum inſtinctu, ſed pariter ardescerent, pariter ſilerent; tanta aequalitate et conſtantia, ut regi crederes. Taciti Annal.

aber vergebens. Es war ein Deutſches Regiment, und ich hoffte, daß es vernünftiger ſeyn würde, als die andren; doch ich hatte mich ſehr geirrt: dies Regiment ging mit mehr Ordnung und Methode zu Werke; übrigens war es eben ſo hartnäckig. Da die Soldaten einander zuriefen: es ſey nothwendig, daß man ſich der Regiments-Kaſſe und der Fahnen bemächtige, (die ſich in dem nicht weit entlegenen Hauſe des Kommandörs befanden); ſo rief ich die Officiere zu mir. Wir gingen nun ſchnell nach dem Hauſe, und ſtellten uns, mit dem Degen in der Hand, vor die Thür. Nun kamen die Grenadier herbei, und traten in guter Ordnung vor uns hin. Der übrige Theil des Regimentes blieb vor den Kaſernen in Reihe und Glied ſtehen, war aber ſo vorſichtig geweſen, die Eingänge der Hauptſtraßen mit Detaſchements zu beſetzen, daß ich mit dem übrigen Thele der Stadt gar keine Kommunikation haben ſollte. Ich hatte indeß Mittel gefunden, einem Dragoner-Regimente, deſſen Kaſernen ſehr nahe waren, den Befehl zuzuſchicken, daß es aufſitzen und das Deutſche Regiment angreifen ſollte. Die Officier gehorchten; die Dragoner aber weigerten ſich alle für Einen. Eben ſo wenig konnten die Befehlshaber der andern Corps, aus denen die Garniſon beſtand, ſie dahin bringen, zur Unterdrückung dieſer Empöruug zu wirken. Die Soldaten weigerten ſich, die Waffen zu ergreifen, und erklärten gerade heraus: ſie hätten verſprochen, nicht gegen das Regiment zu fechten, deſſen Forderungen gerecht wären, und deſſen Verhalten ſie billigten. Ich war auf ſolche Art alles

Beistandes beraubt, und blieb zwei Stunden in dieser Lage, da die Grenadier, welche das tiefste Stillschweigen beobachteten, es entweder nicht wagten, oder nicht wünschten, die Thür aufzusprengen. Einige von ihnen ließen sich durch das gemeine Volk reitzen, das ihnen zurief: „ihr müßt entweder Geld oder Blut haben!“ und legten verschiedene Male auf mich an; aber die Unterofficier hoben die Flinten immer wieder in die Höhe. Endlich hatte die Municipalität erfahren, in welcher Lage ich mich befand, und kam in corpore mir zu Hülfe. Der Maire, ein sehr würdiger Mann, machte den Soldaten Vorstellungen, und nun kehrten sie ruhig in ihre Kasernen zurück. Doch am folgenden Tage nöthigten sie ihre Officier, ihnen die Hälfte der Summe zu geben, die sie am vorigen Abend gefordert hatten.

Zu Anfange des August wiederholten alle Regimenter der Garnison nach der Reihe diese Scenen, und meine Bemühungen, sie zu verhindern, waren vergeblich. Die Magistratspersonen und die andren Einwohner von Metz dachten mit Unruhe daran, welche Folgen die ungezähmte Ausgelassenheit von zehntausend Mann haben müßte, die nicht länger Befehlshaber, Ansehen, Disciplin oder Autorität anerkennen wollten. Sie vereinigten sich daher mit mir, und unterstützten mich in meinen Bemühungen, diese Unordnung zu unterdrücken. Selbst die Nationalgarden, die seit der Föderation am 4ten May mir standhaft ergeben geblieben waren, erboten sich, gegen diese Truppen zu agiren; und durch ihren Beistand gelang es

uns

uns, die Ordnung in der Garniſon einigermaßen wieder herzuſtellen. Die Kommandöre und die übrigen Officier erlangten einen Theil ihres vorigen Anſehens; aber ſie verloren in den Augen der Soldaten ihre Wichtigkeit, und erhielten ſie niemals wieder.

Einige Tage nach dieſen Ereigniſſen bekam ich folgenden Brief von la Fayette:

Paris, den 18ten Auguſt 1790.

„Ohne Zweifel, lieber Vetter, kennen Sie das Dekret ſchon, das die National-Verſammlung über die Inſurrektion in Nancy einſtimmig erlaſſen hat. Herr de la Tour du Pin ſchickt Ihnen die Befehle des Königs. Des Mottes, der ſie überbringt, wird Ihnen von den einzelnen Umſtänden Nachricht geben, die Ihnen vielleicht intereſſant ſind; ich will Ihnen alſo nur einige Worte ſagen. Jetzt iſt der Augenblick, lieber Vetter, wo wir anfangen können, die konſtitutionsmäßige Ordnung, welche in die Stelle der revolutionnären Anarchie kommen muß, zu begründen: die Departements treten ihre Funktionen an, und die Gerichtshöfe ſind zwar noch mangelhaft, werden aber bald organiſirt ſeyn. Jetzt ſtehen wir im Begriff, uns mit den Nationalgarden zu beſchäftigen. In eben dem Augenblicke, da ich Ihnen dies ſchreibe, werden auch Dekrete über die Armee abgefaßt, und der König hat ſchon den General ernennen können, welcher die wichtigſte der vier Armeen kommandiren ſoll. Laſſen Sie uns alſo den Muth nicht verlieren, lieber

Vetter, und lassen Sie uns hoffen, daß wir zu gleicher Zeit die Freiheit und die öffentliche Ordnung sichern werden, wenn wir nur alle unsre Kräfte zur Gründung der Konstitution vereinigen und nur Hindernissen, inneren sowohl als äußeren, die Spitze bieten."

„Das Dekret über Nancy ist gut; nur muß es gänzlich und mit Strenge ausgeführt werden. Sobald die Versammlung es erlassen hatte, wurde es von dem Könige sanktionirt. Herr de la Tour du Pin sagte allen Mitgliedern der Versammlung, daß Herr von Malseigne es vollziehen würde; aber als diese allgemein sehr angenehme Wahl bekannt gemacht war, fand sich, daß Herr v. Malseigne sich in Besancon aufhielt. Diesen Abend bekam ich ein Billet von dem Könige, der mir schrieb: ich sollte mit Ihnen Verabredungen nehmen, Herrn de la Tour du Pin sprechen, und an die Nationalgarden schreiben. Wie es mir scheint, ist weiter noch gar nichts gethan, als daß man das Dekret abgeschickt hat. Ein Kourier bringt Herrn von Malseigne den Befehl, nach Luneville zu gehen und da Ihre Instruktionen zu erwarten. Ich habe, nicht officiell, sondern brüderlich, an die Nationalgarden der vier Departements geschrieben. Nach Epinal bringt meinen Brief einer von meinen Adjutanten, der alsdann ebenfalls in Luneville Ihre Befehle erwarten, und Ihnen in Metz Bericht über das, was er gethan, erstatten wird. Wir haben hier die Deputation von dem Regimente des Königs in Verhaft genommen, und werden Ihnen morgen Abend durch Gouvernet schreiben, der zu Ihnen kommt."

„Ich glaube, lieber Vetter, wir müssen etwas thun, wodurch die ganze Armee in Schrecken gesetzt wird *), und durch ein strenges Beispiel die allgemeine Empörung, welche auszubrechen drohet, ersticken. Wenn Herr von Malseigne nicht gar zu viele Arbeit vor sich findet, so sind die Anstalten, die man zu treffen im Begriff ist, wohl hinreichend. Thun aber die Empörer starken Widerstand, oder werden sie wohl gar von andren Garnisonen unterstützt: so müssen alle Mittel auf einmal angewendet werden, das Vaterland aus einer solchen Gefahr zu retten; und dann bitte ich Sie um Erlaubniß, als Ihr Adjutant mit dahin zu gehen. Es kommt übrigens äußerst viel darauf an, daß unser Versuch nicht fehlschlägt; alle unsre Maßregeln müssen daher so genommen werden, daß der Erfolg gar nicht zweifelhaft ist.“

„Leben Sie wohl, lieber Vetter. Mit wahrem Vergnügen vereinige ich mich mit Ihnen, weil ich überzeugt bin, daß Sie unsrer Konstitution dienen werden, und weil mir an der Wiederherstellung der öffentlichen Ordnung eben so viel liegt, wie Ihnen selbst. Geben Sie mir Befehle und Aufträge. Ich habe den Gedanken gehabt, daß Fälle möglich wären, worin zwei Officier von der Pariſischen Nationalgarde nützlich seyn könnten. Ich umarme Sie von ganzem Herzen.“

„La Fayette.“

*) Bei dieser Gelegenheit handeln die Konstitutions-Freunde einmal gemeinschaftlich mit dem Könige, und folglich auch mit allen gemäßigten Royalisten.

De Bouillé.

Die Soldaten in Nancy, zu denen der Pöbel sich geschlagen, waren wirklich in der schrecklichsten Empörung. Sie hatten Deputirte an die übrigen Garnisonen geschickt, und dieselben aufgefordert, entweder sich mit ihnen zu vereinigen, oder ihr Beispiel zu befolgen, und nicht zu gehorchen, wenn ihnen befohlen würde, gegen sie zu marschiren. Eben so hatten sie Deputirte nach Paris geschickt, welche der Versammlung eine Adresse in sehr frechen Ausdrücken übergeben sollten. Sie wurden von dem Jakobiner-Klub in Paris ohne alles Hehl unterstützt; la Fayette brachte es indeß dahin, daß man sie verhaftete, und die Versammlung erließ ein Dekret, worin den Soldaten befohlen wurde, zu ihrer Schuldigkeit, und den Einwohnern von Nancy, zum Gehorsam gegen die Gesetze zurückzukehren, wenn sie nicht als Empörer behandelt werden wollten. Ein General, Herr von Malseigne, bekam den Auftrag, dies Dekret zu vollziehen, und mir wurde befohlen, ihm allen Beistand zu leisten, den ich könnte, und, wenn jene Leute in ihrer Empörung beharrten, sogar die Waffen gegen sie zu gebrauchen.

Den Tag nachher, als ich das Dekret der Versammlung erhalten hatte, schickte der König mir auch den Befehl zu, die Truppen in Lothringen, im Elsas, der Franche-Comté und der ganzen Champagne unter mein Kommando zu nehmen. Diese machten, mit der Garnison von Metz zusammen, eine Armee von 110 Bataillonen und 104 Schwadronen aus, zu deren General ich nun bestimmt war, und welche die

ganze Gränze von der Schweiz bis an die Sambre deckte. Die noch übrigen Truppen der Französischen Armeen waren in drei Theile getheilt. Den nördlichen, welcher das ganze Französische Flandern, die Picardie und die Normandie in sich begriff, kommandirte der Herr von Rochambeau; den südlichen, der Marschall von Mailly; und den letzten, welcher sich (mit Ausnahme der drei so eben genannten Gouvernements) über die ganze westliche Küste erstreckte, sollte ein vierter General kommandiren, der aber noch nicht ernannt war.

Nie ist es mir so zuwider gewesen, mehr Truppen unter meinen Befehl zu bekommen, als in dem gegenwärtigen Falle: denn fast alle hatten sich seit einiger Zeit Unordnungen und Ausschweifungen erlaubt; und kurz, die ganze Französische Armee war in Insurrektion. Nur in die fremden Infanterie-Regimenter konnte man einiges Vertrauen setzen, und selbst unter diesen waren einige schon angesteckt. Ein großer Theil der Kavallerie blieb indeß seinen Officieren noch gehorsam und dem Könige treu: entweder, weil diese Truppen aus besseren Menschen bestanden, als die Infanterie, (nehmlich größten Theils aus Landleuten), und weil sie daher weniger zu Ausschweifungen geneigt; oder weil sie in ihren Standquartieren, kleinen Städten und Dörfern, der Verführung weniger ausgesetzt waren. Unter den hundert und zwanzig Bataillonen, die ich nun kommandirte, befanden sich nicht mehr als zwanzig, von denen ich mit Sicherheit erwarten konnte, daß sie meinen Befehlen gehorchen

würden; und diese waren entweder Deutsche oder Schweizer. Doch unter den hundert und vier Schwadronen gab es wenigstens sechzig, welche die Treue für ihren Souverän behalten hatten; und von diesen waren sieben und zwanzig Husaren oder Deutsche. Ich verlangte von Herrn de la Tour du Pin (der, wie ich schon erwähnt habe, mit mir in meinen Grundsätzen und Absichten übereinstimmte) einen Befehl, wodurch ich bevollmächtigt würde, die Truppen marschiren zu lassen, wohin ich es für rathsam hielte. Dies war in den gegenwärtigen Umständen äußerst wichtig, und ich konnte es künftig bei irgend einer Gelegenheit vielleicht sehr gut benutzen. Mein Gesuch wurde mir in nachstehenden Briefe, dem zugleich ein Befehl an die administrirendem Kollegien beigefügt war, wenigstens zum Theil bewilligt.

Paris, den 24ten August 1790.

„Mein Herr, ich habe geeilt, dem Könige Ihren Brief vom 15ten dieses vorzulegen. Er fühlt ganz das neue Opfer, welches Sie ihm dadurch bringen, daß Sie Ihren Vorsatz aufgeben. Ihr Eifer für seinen Dienst, und Ihre Anhänglichkeit für seine Person, überzeugen ihn, daß Sie auf dem Posten, den er Ihnen angewiesen hat, bleiben werden, bis es sich zeigt, daß es Ihnen unmöglich ist, Sich länger darin zu behaupten. Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, daß Sie Sich auf mich verlassen können, und daß ich Ihre Bemühungen durch jedes Mittel, welches nur in meinen Kräften steht, unterstützen werde."

„Bei dem Vertrauen, das ich in Sie setze, haben

nur sehr wichtige Gründe mich bewegen können, Ihnen, anstatt der verlangten unbeschränkten Vollmacht, gegenwärtige Befehle zu schicken. Meine Ursachen, so und nicht anders zu handeln, habe ich meinem Sohne mitgetheilt, und ich hoffe, daß Sie dieselben nicht mißbilligen werden. In der Absicht, Ihre Plane so viel als möglich zu befördern, habe ich an die verschiedenen Departements geschrieben und Ihnen eine Abschrift des Briefes beigelegt. Jetzt sind die Truppen durch die Kommandanten vom Elsas, von Lothringen und selbst vom Hennegau, schon unterrichtet, daß sie unter Ihren Befehlen stehen; ich hoffe daher, Sie werden jeden Theil, den Sie etwa in Bewegung zu setzen rathsam finden, ohne Hindernisse können marschiren lassen: wenigstens habe ich alle Hindernisse, so viel ich konnte, aus dem Wege geräumt."

„Doch, mein Herr, ob ich gleich einsehe, wie dringend nothwendig es ist, den Geist der Empörung durch häufige Bewegungen zu hemmen, so nöthigen mich doch andre, eben so wichtige Rücksichten, Ihnen die größte Behutsamkeit in der Anwendung dieser Mittel zu empfehlen. Sie müssen sich, so viel als möglich, erst versichern, daß man Ihren Befehlen gehorchen wird, ehe sie dergleichen ertheilen. Es könnten die schlimmsten Folgen daraus entstehen, wenn Ihnen der Gehorsam streitig gemacht würde. Eine sichre und rathsame Methode scheint es mir, gegenseitiges Vertrauen zwischen Ihnen und den konstituirten Autoritäten der verschiednen Departements, in welchen die Ihrem Befehle unterworfnen Truppen stehen, zu be-

gründen, und gemeinschaftlich mit ihnen zu handeln. Dies ist in der That die einzige Methode, die uns noch übrig bleibt; und sollte sie fehlschlagen, so sehe ich gar kein Mittel mehr."

„Der König billigt es, mein Herr, daß Sie Herrn von Malseigne allein nach Nancy geschickt haben. Er wünscht, es möchte nicht eher Gewalt gebraucht werden, als bis es so weit gekommen ist, daß die Departements ihre Zuflucht zu diesem äußersten Mittel nehmen müssen."

„Da mein Sohn Ihnen das Uebrige sagen wird, so ist es nicht nöthig, daß ich mich über Ihre andren Forderungen einzeln auslasse. Ich habe die Ehre" ꝛc.

„De la Tour du Pin."

Sobald ich an der Spitze dieser Armee war, und den beunruhigenden Zustand der Truppen, so wie die gefährliche Lage des Königreiches, bemerkte, konnte ich ohne Schwierigkeit einsehen, daß es in Kurzem zu einer Krisis kommen müßte, die wahrscheinlich der Vorbote eines Bürgerkrieges seyn würde. Mein erster Gedanke war, mir eine Lage zu sichern, welche mich in Stand setzte, die Mitttel, die ich in Händen hatte, so zu gebrauchen, daß ich allen etwanigen Ereignissen widerstehen, ja sie sogar nach meinem Willen lenken könnte. Da ich zahlreiche Kavallerie und einige, dem Könige treue Infanterie zu meinem Befehle hatte, so war es meine Absicht, diese Truppen, auf welche ich mich verlassen konnte, zusammen zu ziehen, und sie in eine Lage zu bringen, wo sie sich ohne Schwierigkeit vertheidigen, wo sie ihre Bedürfnisse bekommen, und wo sie

mit Freiheit und Wirkung gegen die benachbarten Provinzen handeln könnten. Die Position, welche ich mir wählte, war an dem Ufer der Seille, die sich in die Mosel ergießt. Hier sind sehr große Wiesen, die einer zahlreichen Kavallerie Fourage geben, besonders zur Zeit der Heuernte. Meine Lage wurde durch drei kleine Plätze, Marsal, Vic und Moyenvic, vertheidigt, die sämmtlich wenige Einwohner hatten und nur kleiner Garnisonen bedurften. Der erste war an sich selbst sehr fest und von einem Sumpf umgeben. Ich hatte Ebenen vor mir, auf denen meine Reiterei mit Vortheil agiren konnte; und ich stand zwischen dem Elsas, Lothringen, und den Bisthümern. So hatte ich freien Eingang in die Franche-Comté und in Bourgogne; auch sicherte ich Bitsch und Pfalzburg, zwei vortreffliche kleine Festungen, die von einem einzigen Bataillon vertheidigt werden konnten: und dadurch war ich Meister eines Theils von den Vogesen, welche Nieder-Elsas von Lothringen und den Bisthümern trennen. Nun war es meine Absicht, auch Montmedy, eine Festung von gleicher Art, in Besitz zu nehmen, wodurch ich Kommunikation mit Luxemburg und dem Auslande bekommen haben würde.

Den Tag nachher, als ich den Befehl, das Kommando dieser Armee zu übernehmen, bekommen hatte, gab ich Ordre, daß alle Fourage an der Seille und der Ober-Mosel zusammen gebracht werden sollte; die Provisionen ließ ich nach Marsal bringen; dann schickte ich einen Artillerie-Train dahin, und legte meine besten Regimenter dort in Garnison.

Neuntes Kapitel.

Vorfall zu Nancy. — Besondre Umstände von diesem Ereignisse, und dessen Folgen. — Ich bereise die Provinz, deren Kommandant ich bin. — Stimmung des Volkes und der Truppen zu dieser Zeit. — Mein Plan, dem Könige seine Freiheit wieder zu verschaffen und ihn an die Spitze seiner Armee zu stellen. — Veränderungen im Ministerium, und üble Wirkungen dieser Maßregel.

Während der Zeit nahm die Insurrektion in Nancy immer stärker zu, und wurde mit jedem Tage bedenklicher. Die Garnison bestand in vier Bataillonen von dem Regimente des Königs, welches für eins der besten in Frankreich galt; in zwei Bataillonen Schweizer, besonders aus Genf, dem Pays de Vaud, und Neufchatel; und aus dem Kavallerie-Regimente Mestre de Camp. Sie wurde noch durch fünf- oder sechstausend Mann, Theils aus der Stadt, Theils aus der benachbarten Gegend, verstärkt, welche, in der Hoffnung zu plündern, zu ihnen gestoßen waren. Man hatte die Zeughäuser geöffnet, und fünftausend Flinten herausgenommen, ferner sich der Pulvermagazine

bemächtigt und achtzehn Kanonen geladen *). Die Soldaten hatten die Krieges-Kasse geplündert und sich allen Arten von Ausschweifungen und Unordnungen überlassen, ihre Officier angegriffen und übel behandelt, auch mehrere derselben, unter andern den General, der sie kommandirte, ins Gefängniß geworfen, in Verbindung mit dem Pöbel Geld von den konstituirten Autoritäten des Ortes erpreßt, und dabei gedrohet: sie würden die Municipal-Beamten und Departements-Kommissarien hängen, wenn man ihr Verlangen nicht erfüllte. Sie hatten ferner die größte Verachtung gegen die National-Versammlung gezeigt und die Dekrete derselben verbrannt, kurz, ihre Absicht, die Stadt zu plündern, ganz offenbar geäußert und auch schon die vorzüglichsten Opfer ausgewählt. In dieser Lage fand Herr von Malseigne Nancy.

Bei seiner Ankunft daselbst ließ er das Dekret der Versammlung proklamiren; aber der Pöbel und die Soldaten behandelten es mit Verachtung. Als er eine Rede an die letzteren hielt, um sie auf eine glimpfliche Art zu bewegen, daß sie zu ihrer Pflicht zurückkehren möchten, bedroheten sie ihn, und machten sogar einen Versuch, sich seiner zu bemächtigen. Durch Muth und Gegenwart des Geistes entkam er ihnen aber, und ging nach Luneville, wo acht Schwadronen Karabiniers standen, die sich bisher noch immer der militairischen Disciplin gemäß betragen hatten.

*) Die Stadt war nicht befestigt. Sie hatte eine Citadelle; aber die Festungswerke waren so verfallen, daß sie schon lange den Einsturz droheten.

Als die Garniſon von Nancy, und mit ihr ein Theil der Nationalgarden, nun ſahen, daß der General Malſeigne ihnen entgangen war, nöthigten ſie ihre Officier, ſich an ihre Spitze zu ſtellen, und marſchirten in militairiſcher Ordnung nach Luneville, um die Karabiniers zu zwingen, daß ſie ihnen den General ausliefern ſollten: eine Forderung, welche dieſe ſchon abgeſchlagen hatten.

Sobald ich von dieſen Ereigniſſen Nachricht bekam, beſchloß ich, einige Truppen zuſammen zu ziehen und gegen Nancy zu marſchiren; ich konnte aber weder die Garniſon von Metz, noch die in den benachbarten Städten, dazu brauchen. Die Infanterie war abſcheulich, und ich wußte überdies zuverläſſig, daß die Soldaten verſprochen hatten, nicht gegen des Königs Regiment zu agiren, wenn ſie Befehl dazu erhielten. Fremde Infanterie hatte ich nicht in der Nähe; und die Nationalgarden zu gebrauchen, fürchtete ich mich, da ich mich nicht ſehr auf ſie verlaſſen konnte. So blieb ich denn am Ende bei dem Plane ſtehen: daß ich einigen Schweizer- und Deutſchen Bataillonen, nebſt einigen Kavallerie-Regimentern, befehlen wollte, ſich in Marſch zu ſetzen; auch gelang es mir, einen kleinen Artillerie-Train von acht Kanonen aus Metz herauszubringen. Ich ſelbſt verließ nun die Stadt, aber heimlich, weil ich einige Beſorgniß hatte, daß die Soldaten der Garniſon mich daran hindern möchten. Noch an eben dem Tage kam ich nach Toul, und fand daſelbſt ein Bataillon Schweizer und ein Kavallerie-Regiment. An dieſem Orte erfuhr ich,

daß die Karabiniers sich geweigert, den Herrn von Malseigne auszuliefern, daß sie aber nach einem kleinen Gefechte mit der Garnison von Nancy, nach welchem diese sich in Unordnung zurückzuziehen genöthigt gewesen war, am folgenden Tage selbst Meuterei angefangen, ihren General in Verhaft genommen, ihn unter einer Bedeckung nach Nancy geschickt, und ihn der Garnison überliefert, welche ihn dann ins Gefängniß geworfen hatte. Zu eben der Zeit meldete mir der General, der während meiner Abwesenheit in Metz kommandirte: die Truppen und die Nationalgarden wären sehr unzufrieden darüber, daß ich sie bei dieser Expedition nicht brauchen wollte. Beide hätten eine Deputation zu ihm geschickt und ihn ersucht, mir ihre Dienste anzubieten, und mich durch seinen Einfluß zu bewegen, daß ich sie annehmen möchte.

Von diesen Truppen bei einer so kritischen und so gefährlichen Gelegenheit Gebrauch zu machen, war eine sehr gewagte Maßregel. Ich fürchtete, die Soldaten würden sich zu den Empörern schlagen, und die Nationalgarden nicht den Muth und Nachdruck zeigen, der bei einer Sache, wie diese, so nöthig war.

Um alles gütlich abzuthun, und sowohl die Truppen als die Nationalgarden von Metz gänzlich von Verdachte zu befreien, entschloß ich mich, sechshundert Grenadier und eben so viele Nationalgarden anzunehmen. Am 30sten vereinigte ich diese zu Fronard, drittehalb (Französische) Meilen weit von Nancy, mit vier Schweizer- und Deutschen Bataillonen, und mit vierzehn Schwadronen Reiterei; die letztern konnten

mir aber bei einer Unternehmung gegen die Stadt sehr wenig nützen.

Am 30sten und 31sten waren die Truppen, welche aus dreitausend Mann Infanterie und vierzehnhundert Mann Reiterei bestanden, daselbst versammelt. Zwei tausend Nationalgarden aus den benachbarten Departements, welche la Fayette'ns Adjutant einige Tage vorher zusammengebracht, hatten den Ueberredungen des Volkes und der Garnison von Nancy nachgegeben und sich mit ihnen vereinigt, so daß jetzt in der Stadt zehntausend Mann bewaffnet waren; ja, noch mehr, ich konnte nicht einmal sicher seyn, ob nicht zehn Schwadronen Karabiniers zu ihnen übergegangen wären. Bei meiner geringen Macht, gab ich nun den Gedanken, Nancy anzugreifen, gänzlich auf, und entschloß mich vielmehr, noch einmal zu versuchen, was ich durch Zureden ausrichten könnte. Ich wünschte, die Empörer in Furcht zu setzen und sie lieber durch den Schein von Gewalt, als durch Gewalt selbst, zu ihrer Pflicht zurück zu bringen; und wenn mir das nicht gelänge, so wollte ich unverzüglich mit meinen Truppen nach Marsal zurückkehren, ein weit stärkeres Corps zusammenziehen, und dort auf Befehle warten, oder vielmehr, mich so verhalten, wie die Umstände es gebieten würden.

Am 30sten, Morgens, fand ich Mittel, eine Proklamation in die Stadt zu bringen, worin ich das Volk und die Soldaten noch einmal aufforderte, sich den Dekreten der National-Versammlung zu unterwerfen, zu ihrer Pflicht zurückzukehren und die Rä-

delsführer der Empörung auszuliefern. Ich gab ihnen vier und zwanzig Stunden Zeit zu ihrer Antwort.

In Frönard erfuhr ich, daß die Empörer den Kommandanten von Nancy ins Gefängniß geworfen und ihn gezwungen, einen Befehl zu unterzeichnen, welchem zufolge die von mir zum Marsch gegen die Stadt kommandirten Truppen sich zurückziehen sollten; und daß zwei Kavallerie-Regimenter wirklich schon Halt gemacht hätten.

Um halb 11 Uhr kamen, anstatt einer schriftlichen Antwort auf meine Proklamation, Deputirte aus Nancy zu mir. Es waren Leute, die man aus dem Volke, oder vielmehr aus den niedrigsten Klassen desselben, gewählt hatte, und Soldaten von den verschiednen Regimentern, unter denen sich auch einige Karabiniers befanden. Diese Deputirten wurden von den vornehmsten Mitgliedern des Departements und der Municipalität begleitet, weil man die letzteren — durch die Drohung, daß man sie ermorden würde, wenn sie nicht mitgingen — dazu gezwungen hatte. Ich sprach sie in einem großen Hofe, der zu dem von mir besetzten Hause gehörte; und da ich einigen von meinen Soldaten befohlen hatte, daß sie zugegen seyn sollten, so wurde der Platz bald angefüllt, besonders von Grenadieren und Nationalgarden aus Metz, deren Unwille und Zorn so groß war, daß ich sie nur mit Mühe von Gewaltthätigkeiten gegen die Deputirten abhalten konnte. Ich wiederholte diesen, was ich in meiner Proklamation gesagt hatte. Gegen die Soldaten äu-

ßerte ich: die drei Regimenter sollten die Stadt verlassen, sich dem Dekrete der National-Versammlung unterwerfen und die Rädelsführer der Empörung ausliefern; gegen die von dem Volke gewählten Deputirten: sie sollten mir vor allem Andern die beiden Generale, die sie in Verhaft genommen hätten, ausliefern, dann meinen Truppen den Einmarsch in die Stadt erlauben, ihnen die in ihrer Gewalt befindlichen Kanonen übergeben, und sich den Befehlen der konstituirten Autoritäten unterwerfen. Zugleich versicherte ich Allen: wenn sie nicht gehorchten, so würde ich das Gesetz mit der größten Strenge vollziehen, und die Macht, über die ich gebieten könnte, dazu gebrauchen.

Als ich geendigt hatte, schienen die Municipal-Beamten erschrocken, und beobachteten das tiefste Stillschweigen; die Deputirten aber bezeugten in dem frechsten Tone ihre Verachtung meiner Befehle, und machten freche Bedingungen. Hierüber geriethen meine Soldaten, besonders die Französischen Grenadier, (ohne Zweifel, weil sie vergaßen, was sie selbst ungefähr vor vierzehn Tagen gethan hatten) aufs neue in solchen Unwillen, daß sie ausriefen: „Gehängt müssen sie werden, die Rebellen, die Bösewichter!“ Ich konnte sie nur mit großer Mühe abhalten, Hand an die Leute zu legen, und sie auf der Stelle zu tödten. Nur unter der Bedingung gaben sie nach, daß ich sie geradeS Weges gegen die Stadt führen und diese angreifen sollte, wenn die Einwohner und die Garnison sich nicht ruhig unterwürfen.

Als

Als ich die Deputirten mit meinem Entschlusse bekannt gemacht hatte und sie nun entlassen wollte, traten einige Mitglieder der Verwaltungs-Kollegien näher zu mir heran, und flisterten mir zu: die Empörer wären gegen sie in solcher Wuth, daß sie unvermeidlich den Tod zu erwarten hätten, wenn ich sie wieder nach Nancy zurückkehren ließe. Zugleich versicherten sie mir: die Insurgenten hätten die Municipalität genöthigt, die Karabiniers durch eine Botschaft aufzufordern, daß sie an der Empörung Theil nehmen möchten; die letzteren hätten aber einen bestimmten Befehl von der Departements-Administration verlangt, und der sey abgeschlagen worden. Ich befahl nun den Mitgliedern der Municipalität und des andren so eben genannten Kollegiums, bei mir zu bleiben. Die Deputirten kehrten nach Nancy zurück; und gleich nachher, um halb zwölf Uhr, trat ich meinen Marsch gegen die Stadt an, mit dem Entschlusse, die Empörer, wenn sie bei ihrer Hartnäckigkeit beharrten, anzugreifen.

So gefährlich der Schritt, den ich zu thun im Begriff stand, auch war, so konnte ich ihn jetzt doch unmöglich vermeiden. Wenn ich mich mit einem, mir so sehr überlegenen Feinde einließ, so hatte ich für mich und die kleine Armee die unglücklichsten Folgen zu erwarten. Doch, hätte ich mich geweigert, das Verlangen meiner Truppen zu erfüllen, und mich der Art von Wuth, durch die sie entflammt waren, itzt widersetzt: so wäre ich selbst, höchst wahrscheinlich, ihr Opfer geworden; sie würden mich dann als einen

Verräther betrachtet haben, wofür sie noch kurze Zeit vorher alle Generale, und mich besonders, gehalten hatten. Da nun meine Lage einmal so war, so überließ ich mich bei meinem Unternehmen blindlings dem Zufalle.

Um halb 2 Uhr war ich noch eine halbe (Französische) Meile von Nancy entfernt; und hier begegnete mir eine andre Deputation mit einigen Officieren, welche die Soldaten gezwungen hatten, sie zu begleiten. Auf die Vorschläge, welche diese Deputation mir that, gab ich eben die Antwort, wie vorher. Ich wiederholte: als eine vorläufige Bedingung bestände ich darauf, daß die beiden Generale befreiet würden. Dann verlangte ich, daß die drei Regimenter die Stadt verlassen und an einem Orte, den ich bestimmte, die Vollziehung des Dekrets und der demselben gemäßen Befehle abwarten sollten. Weiter sagte ich: sie müßten mir von jedem Regimente vier Mann ausliefern, die ich dann unter einer Bedeckung nach Paris schikken wollte, damit sie von der National-Versammlung gerichtet würden; und endlich forderte ich das Volk auf, wieder zu seiner Pflicht zurückzukehren und sich den Gesetzen zu unterwerfen. Die Officier sowohl als die Deputirten verlangten eine Stunde Bedenkzeit; und ich bewilligte sie ihnen. Da diese Stunde um 4 Uhr zu Ende ging, so befahl ich meiner Avantgarde, sich den Thoren der Stadt zu nähern, die von Truppen und bewaffneten Einwohnern mit mehreren Kanonen vertheidigt wurden. Jetzt kam eine dritte Deputation, und zwar in Begleitung meh-

rerer Mitglieder von den Administrations-Kollegien, und einiger vornehmen Officier der Garnison. Ich befahl den Truppen, Halt zu machen, ob sie gleich nur noch dreißig Schritte weit von dem einen Thore standen, und ging zu den Deputirten, die durch ein andres Thor aus der Stadt gegangen waren. Sie versicherten mir: man würde meine Befehle sogleich erfüllen; die Regimenter verließen schon die Stadt, um an den von mir bestimmten Ort zu marschiren, und die beiden Generale sollten mir sogleich ausgeliefert werden.

Dem gemäß, sah ich einige Minuten nachher die Spitze der Kolonne, in welche das Regiment des Königs sich formirt hatte, aus der Stadt defiliren, und bald kamen die Generale Malseigne und de Noue zu mir. Ich hatte meine Truppen Halt machen lassen, da ich, dem zufolge, was mir die Deputirten, sowohl der Stadt als der Soldaten, versicherten, alles für beendigt hielt. Noch mehr; ich hatte sogar einige Nationalgarden von Metz in die Stadt geschickt, wo sie auch sehr freundschaftlich aufgenommen worden waren. Jetzt wartete ich nur, daß die Garnison heraus marschirt seyn sollte, um dann selbst hinein zu rücken und Besitz davon zu nehmen. Ich hielt mich jetzt für vollkommen sicher, und freuete mich schon, daß ich einer so außerordentlichen und so gefährlichen Lage glücklich entkommen wäre.

Ich unterredete mich nicht weit von dem Thore, an welchem die Spitze einer von meinen Kolonnen hielt, mit den beiden Generalen und einigen von den

vornehmsten Einwohnern der Stadt, welche dieselben begleitet hatten. Auf einmal fingen das Volk, der bewaffnete Pöbel und eine große Anzahl Soldaten, die ihren Fahnen nicht gefolgt waren, Zank mit meiner Avantgarde an, die aus Schweizern bestand, und machten Anstalt, verschiedne mit Kartätschen geladne Kanonen von großem Kaliber, welche sie an den Eingang des Thores gestellt hatten, auf sie abzufeuern. Ein junger Officier von dem Regimente des Königs, Nahmens Dessilles, hielt sie indeß einige Zeit davon ab. Er stellte sich vor die Kanonen; und als er von da weggerissen wurde, sprang er auf einen Vier- und-zwanzig-Pfünder, setzte sich auf das Zündloch, und wurde in dieser Stellung ermordet. Nun wurde die Lunte aufgelegt, und in einem Augenblicke waren funfzig oder sechzig Mann meiner Avantgarde todt zu Boden gestreckt. Die Uebrigen, denen die Französischen Grenadiere folgten, gingen wüthend auf die Kanone los, bemächtigten sich ihrer, nahmen Besitz von dem Stainviller-Thor, rückten in die Stadt ein, und wurden in demselben Augenblicke mit einem Hagel von Flintenkugeln angegriffen, der aus den Kellern, Fenstern und Dächern der Häuser kam, ohne daß ein Feind sich sehen ließ.

Wie groß war mein Erstaunen, als ich das Zeichen zu einem Gefechte hörte, das ich hatte vermeiden wollen, und das ich nicht länger erwarten zu dürfen glaubte! Ich eilte, mich an die Spitze meiner Truppen zu stellen, welche haufenweise niedergeschmettert, in Unordnung gebracht und schon zu fliehen im Be-

griff waren. Doch zog ich sie wieder zusammen, und machte geschwind meine Dispositionen, in zwei Kolonnen einzudringen, die nun sehr langsam und mit großer Schwierigkeit in den Hauptstraßen vorrückten. Während der Zeit waren die Truppen der Garnison, welche glaubten, daß man sie verrathen, und ihre Abwesenheit benutzt hätte, das Volk und ihre Kameraden anzugreifen, eilig wieder in die Stadt gegangen, um diesen beizustehen. Die Officier von des Königs Regimente, welche von den Soldaten gezwungen worden waren, bei ihnen zu bleiben, beredeten glücklicher Weise ihre Mannschaft, sich in den Hofraum ihrer Kasernen zu begeben und da in Schlachtordnung zu warten, bis sie angegriffen würden. Diese kluge Maßregel rettete viele. Zuletzt waren es ungefähr nur 600 Mann von diesem Regimente, die sich, in Verbindung mit dem Ueberreste der Garnison und des Volkes, in ein Gefecht gegen unsre Truppen einließen. Die letzteren waren äußerst unwillig, oder vielmehr wüthend, weil sie glaubten, die in Nancy befindlichen Truppen hätten sie ganz sorglos anrücken lassen, um sie in einen Hinterhalt zu locken und mit Vortheil angreifen zu können.

So stand es auf beiden Seiten, als um halb 5 Uhr Nachmittags das in seiner Art einzige Gefecht anging. Es war halb 7 Uhr, ehe ich die Hauptplätze erreichte, auf welche die an den beiden äußersten Enden der Stadt liegenden Kasernen für das Regiment des Königs und die Schweizer, einen Ausgang haben. Mein Verlust bestand schon in vierzig Officie-

ren, und beinahe vierhundert Soldaten, Theils Gebliebenen, Theils Verwundeten. Eins von den Deutschen Bataillonen und die Nationalgarden von Metz hatten sich, nach dem Verlust einer sehr beträchtlichen Anzahl von Leuten, zurückgezogen; und von meiner Kavallerie konnte ich gar keinen Vortheil ziehen. Gleich bei dem Anfange des Gefechtes hatte ich unvorsichtiger Weise zwei Schwadronen Husaren in die Stadt geschickt, und die Hälfte derselben war niedergehauen. Ueberdies sah ich mich sogar genöthigt, einen großen Theil meiner Kavallerie auf den Weg nach Luneville zu schicken, um sich den Karabiniers entgegen zu stellen, von denen ich jeden Augenblick angegriffen zu werden erwartete. Der Verlust der Empörer war freilich ebenfalls sehr beträchtlich. Wir hatten ihnen eine große Menge Leute getödtet, ihnen zwölf Kanonen abgenommen, und über fünfhundert Gefangene gemacht, die Soldaten von der Garnison und die Einwohner, welche ihnen beistanden, mitgerechnet. Die empörten Regimenter hatten sich zurückgezogen und sich vor ihren Kasernen in Reih und Glied gestellt, die Einwohner aber sich in ihre Häuser begeben, oder die Stadt verlassen. Meine dienstfähigen Truppen waren indeß jetzt bis auf funfzehnhundert Mann geschmolzen, die ich in verschiedne Detaschements vertheilte.

Ich selbst befand mich, ungefähr mit vierhundert Französischen Grenadieren, auf dem Königsplatze (Place royale), zweihundert Schritte weit von den Kasernen des königlichen Regiments, aus denen nicht ge-

feuert wurde. Die Grenadier verlangten sehr lebhaft von mir, dies Regiment anzugreifen, ob es gleich dreimal stärker war, als sie selbst. Da es Abend wurde, so war ich unentschlossen, welchen Plan ich befolgen sollte. Doch jetzt kam einer von meinen Adjutanten, Herr de Rhodes, und sagte mir: er wäre bis zu den Kasernen vorgedrungen und hätte eine Unterredung mit den Soldaten gehabt. Diese wären in großer Unruhe, und geneigt, sich zu ergeben. Sie fingen schon an, auf ihre Officier zu hören; und wenn ich mich selbst zeigte, so zweifle er nicht, daß sie sich unterwerfen würden.

Ich eilte den Augenblick ganz allein dahin. Mein Anblick schien sie bestürzt zu machen, und sie wollten die Waffen niederlegen; ich hielt sie aber davon ab, und verlangte nur, daß sie binnen einer Viertelstunde die Stadt verlassen sollten, womit sie denn auch zufrieden waren. Nun schickte ich ihnen sogleich den Befehl, nach einer zwanzig (Französische) Meilen weit entlegenen Garnison zu marschiren; und sie gehorchten. Die Officier bekamen ihr Ansehen und ihr Kommando wieder; eine halbe Stunde nachher hatte dieses Regiment Nancy gänzlich geräumt, und war in vollem Marsch nach seinem Bestimmungsorte. Sonderbar genug verlangten die Soldaten von mir eine Bedeckung, obgleich jeder von ihnen dreißig Patronen hatte, die ich nicht für rathsam fand, ihnen abzunehmen, weil das nur ihren Abmarsch — jetzt das Wichtigste — verzögert hätte.

Ich gab ihnen dreißig Husaren, von denen sie

nach ihrer Garnison begleitet wurden. Nun kündigte ich dem Schweizer-Regimente an, daß jenes ausmarschirt wäre, und schickte demselben zugleich den Befehl, Nancy ebenfalls zu verlassen und nach einer entfernten Stadt, die ich namentlich angab, zu marschiren. Es gehorchte, und die Kavallerie befolgte dieses Beispiel. Um neun Uhr Abends hatte die ganze Garnison die Stadt verlassen, und war auf dem Marsch. Das Volk von Nancy hatte sich zerstreuet oder sich in seine Wohnungen begeben; die Fremden waren wieder weggegangen, und Alles wurde ruhig.

Am folgenden Tage setzte ich das Departement und die Municipalität wieder in ihre Autorität und ihre Funktionen ein; kurz, die Ordnung war nun vollkommen wieder hergestellt.

Bei dieser ganzen Sache kann man es als sehr sonderbar, und zugleich als sehr glücklich ansehen, daß nicht ein einziges Haus in Brand gesteckt, oder geplündert, und auch gar kein Einwohner getödtet oder verwundet wurde, diejenigen ausgenommen, welche die Waffen ergriffen hatten, und deren Anzahl sehr beträchtlich war, ob ich gleich nie eine genaue Liste von ihnen bekommen habe.

Am 1sten September baten die drei Schweizer-Bataillone mich um Erlaubniß, über etwa achtzig Soldaten von dem Regimente Chateau-vieux, welche am vorhergehenden Abend mit den Waffen in der Hand ergriffen worden waren, Kriegsrecht zu halten.

In dem Traktate zwischen Frankreich und der Schweiz war festgesetzt, daß die Schweizer-Truppen

in Französischen Diensten ihre eigne Form der Rechtspflege behalten sollten. Nun verurtheilte dieses Kriegsgericht zwanzig Soldaten zum Tode, und zwischen funfzig oder sechzig zu den Galeeren. Diese Sentenz wurde vollzogen, ohne daß ich das Recht hatte, es zu hindern. Ungefähr hundert und achtzig Soldaten von dem Regimente des Königs, und etwa dreihundert gemeine Leute ergriff man ebenfalls mit den Waffen in der Hand. Ich konnte es nicht dahin bringen, daß man ihnen den Prozeß machte; sie wurden nachher Alle losgesprochen, und nicht Einer davon bekam Strafe *).

Dies ist denn das so genannte Blutbad von Nancy. Man wird leicht sehen, daß ich unwillkührlich in eine Lage gerissen wurde, die ich fürchtete und zu vermeiden suchte. Das Schicksal zog mich — bei den Haaren, möchte ich beinahe sagen — aus der Gefahr, in die es mich gestürzt hatte; und dies war denn auch die letzte Gunst, die ich von ihm erhalten habe.

Kann man nun sagen, mein Verhalten verdiene die Vorwürfe, mit denen es überhäuft worden ist? Oder war es in irgend einem Betrachte strafbar? Die Briefe, die der König, la Fayette selbst, und der Präsident der Versammlung mir bei dieser Gelegenheit

*) Vielleicht findet man, daß ich in meiner Nachricht von der Empörung in Nancy allzu umständlich gewesen bin; doch wenn man sich erinnert, in welcher Absicht ich diese Memoiren hauptsächlich schreibe (man s. oben S. 2.): so wird man, hoffe ich, zugeben, daß ich mich nicht länger bei diesem Vorfalle aufgehalten habe, als es unumgänglich nothwendig war.

schrieben, und die sämmtlich sehr große Lobsprüche enthalten, beweisen hinlänglich, daß ich im Nahmen des Gesetzes, und demselben gemäß, gehandelt habe; und die hier gelieferte Nachricht von meinem Verhalten wird augenscheinlich zeigen, daß ich durch gebieterische Umstände, denen ich gehorchen mußte, gezwungen wurde.

Ich will die erwähnten Briefe, und auch das Dekret der National-Versammlung, hier einrücken. In dem Verfolge dieser Memoiren wird man sehen, daß die Versammlung, auf Anstiften der Orleanisten, eine nochmalige Untersuchung meines Verhaltens befahl, und daß es, obgleich Sillery, einer von den eifrigsten Anhängern des Herzogs von Orleans, den Bericht erstattete, dennoch wieder allgemeinen Beifall erhielt.

Ich glaube hinzusetzen zu müssen, daß ich, bloß aus Bewegungsgründen der Menschlichkeit, in diesem Falle von den politischen Grundsätzen abging, welche ich hätte befolgen müssen, um Frankreich von den großen Unfällen zu retten, die es bedroheten und die es in der Folge wirklich erlitten hat. So sehr ich auch einen Bürgerkrieg verabscheue, so hielt ich ihn doch damals für nöthig, um den König, die Monarchie und Frankreich zu retten. Der Herzog von Orleans hatte die ersten Funken dazu geschlagen *), und ich löschte sie gegen meine Neigung, da ich auf ein solches Ereigniß wohl vorbereitet war. Ich konnte eine, gänzlich

*) Es ist erwiesen, daß die Agenten dieses Prinzen, in Verbindung mit den Jakobinern und andren Faktionen, die Truppen zur Empörung angereizt hatten.

aus Royalisten bestehende Armee zusammenziehen, die, da sie am geschwindesten formirt und in Bewegung gewesen wäre, unstreitig auch zuerst Glück gehabt hätte; und dies würde meine Macht vergrößert haben. Der König konnte in den verschiedenen Gegenden seines Königreiches ungefähr über vierzig Bataillone Schweizer, Deutsche, oder andre fremde Truppen, und auch etwa über hundert Schwadronen, die ihm noch treu blieben, gebieten. Der Adel und ein Theil der Landbesitzer hätte sich zu ihm geschlagen; der Ueberrest der Armee würde sich zwischen die Parthei der Konstitutionisten und des Herzogs von Orleans getheilt haben, welcher an der Spitze der Jakobiner und der niedrigsten Volksklasse stand, die man damals mit dem Nahmen Sansculottes belegte. Ganz gewiß hätte die konstitutionelle Parthei sich durch Vereinigung mit dem Könige zu verstärken gesucht; und dieser würde dann durch eine Parthei unterstützt worden seyn, welche seit dem Anfange der Revolution seine Sache nie zu begünstigen geschienen hatte. So, von dem Könige unterstützt, würde die konstitutionelle Parthei, nach aller Wahrscheinlichkeit, die Jakobiner, welche die Monarchie vernichtet hatten, gänzlich zu Boden getreten haben; denn — ich wiederhole es noch einmal — das Unglück von Frankreich muß dem Umstande zugeschrieben werden, daß die Jakobiner und die Konstitutionisten sich mit einander vereinigten, obgleich la Fayette und der Herzog von Orleans, die offenbaren Anführer dieser Partheien, einander gegenseitig haßten. Nun konnte nichts als ein Bürgerkreig, den der letz-

tere mit Hülfe der Jakobiner entzündete, die Royalisten und die Freunde der Konstitution ihren wahren Vortheil sehen lassen, und sie überzeugen, daß eine Verbündung zwischen ihnen nothwendig sey.

Der König kam ein wenig aus der erniedrigenden Lage hervor, in welche er gebracht war; er gewann wieder einige Achtung, die, wenn er gute Rathgeber gehabt hätte, ihm vielleicht einen Theil seiner ehemaligen Macht wieder verschafft haben würde. Seine damaligen Minister waren Männer von Geschicklichkeit, und sahen die Verhältnisse in ihrem wahren Lichte. Der Siegelbewahrer, Erzbischof von Bordeaux, hatte großen Verstand, und zwar von der Art, wie er in solchen Umständen erfordert wurde. Der Minister des Inneren, Herr von St. Priest, hatte Kraft und Einsichten. Herr de la Tour du Pin, der Kriegesminister, war ein tugendhafter Mann, und gänzlich mir zu Gebote. Necker hatte, seitdem er beschämt, gedemüthigt und in Verwirrung über seine Fehler war, die Achtung der ganzen Nation, wie das Vertrauen der Versammlung und seiner eignen Parthei, verloren. Montmorin, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, stand bei seinem Suverän nicht mehr in gutem Kredit. — Der König glaubte, ich hätte durch die Unterdrückung des Aufstandes in Nancy (die sehr gegen meinen Willen geschah) ihm einen wesentlichen Dienst geleistet; und doch raubte ich ihm dadurch beinahe die einzige ihm seit dem Ausbruche der Revolution vorgekommne Gelegenheit, wieder auf den Thron zu steigen!

Am 3ten September schrieb mir der König mit eigner Hand folgenden Brief, den ich bei meiner Rückkehr nach Metz erhielt, und worin sich sein gutes, gefühlvolles Herz mit starken Zügen abbildet. Der unglückliche Fürst! Er war dazu geboren, ein tugendhaftes Volk, nicht das lasterhafteste und verderbteste auf der ganzen Erde, zu beherrschen.

Saint Cloud, den 4ten September, 1790.

„Ich hoffe, mein Herr, Sie kennen mich hinlänglich, um nicht daran zu zweifeln, daß mir Ihr Verhalten in Nancy das äußerste Vergnügen gemacht hat. Sie haben am 31sten August Frankreich gerettet, und dadurch Andren gezeigt, wie sie verfahren müssen. Dies setzt dem guten Verhalten, das Sie seit einem Jahre beobachten, die Krone auf; und Ihr Verdienst ist um so größer, da man Ihnen so viele Verdrießlichkeiten erregt hat. Fahren Sie auf diesem Wege fort, und suchen Sie die Liebe des Volkes zu behalten. Diese kann mir und dem Königreiche nützlich seyn; ich betrachte sie als einen Anker, und sie dient vielleicht eines Tages dazu, die Ordnung wieder herzustellen. Ich bin über die Gefahr, der Sie Sich ausgesetzt haben, sehr unruhig gewesen, bis ich Nachrichten von Herrn de Gouvernet bekam. Die braven Leute, die bei diesem traurigen, aber unvermeidlichen Vorfalle geblieben sind, bedaure ich aufrichtig. Ich bitte Sie, mir diejenigen besonders zu nennen, die sich Ihre Zufriedenheit erworben haben. Auch trage ich

Ihnen auf, den Nationalgarden, so wie den Officieren und Soldaten, von denen Sie so brav unterstützt worden sind, zu bezeugen, wie sehr ich von ihrem Eifer und ihrer Treue gerührt bin. Sie selbst, mein Herr, haben sich ewige Anrechte auf meine Achtung und auf meine Freundschaft erworben."

„Ludwig."

N. S. „Ich weiß, daß eins von Ihren Lieblingspferden dem Herrn von Gouvernet unter dem Leibe erschossen worden ist. Ich schicke Ihnen eins von den meinigen, das ich selbst geritten habe, und bitte Sie, es als ein Andenken zu behalten."

Auch von la Fayette und dem Präsidenten der Versammlung bekam ich Briefe. Ich will sie, nebst meiner Antwort auf den Brief des letzteren, hier einrücken.

Freitags.

„Sie sind der Retter des Staates, lieber Vetter; und das macht mir doppeltes Vergnügen: als einem Bürger, und als Ihrem Freunde. Ich habe Ihre Besorgnisse vor der schrecklichen Lage, der wir so nahe waren, mit empfunden, und sehe die Vollziehung des Dekrets in Nancy als die Krisis der öffentlichen Ordnung an. Man hat das Volk über dieses Ereigniß zu täuschen gesucht; und das wundert mich gar nicht, da es die Plane der Unruhestifter zerrüttet. Sie haben indeß alle Regeln so sorgfältig beobachtet, daß

Sie der Bosheit gar keine Blöße geben, und daß jeder Zweifel nur Aufklärungen zu Ihrem Vortheile bewirken kann. Ich schicke Ihnen eine Abschrift des Dekrets, das heute beinahe einstimmig erlassen wurde, da kaum dreißig Mitglieder sich dagegen erklärten. Bald werden Kommissarien zu Ihnen kommen, und eine Proklamation mitbringen, von der ein Theil nun sehr unnütz ist. Es sind Herr du Verdier, Advokat und Sekretär der Wahlherren im vorigen Jahre; und Herr Cayer de Gerville, Sellverteter des procureur syndic in der Gemeine von Paris: zwei sehr rechtschaffne Leute, mit denen Sie, wie ich hoffe, zufrieden seyn werden. Morgen, wenn ich erst mit Gouvernet gesprochen habe, will ich Ihnen einen längeren Brief schreiben, lieber Vetter, und Ihnen auf Ihre Fragen über den Zustand unsrer Gränzen antworten. Im Innern giebt es noch immer Bewegungen, und besonders gährt es seit einigen Tagen in Paris sehr stark. Wir müssen aber wohl über diese Schwierigkeiten hinauskommen, welche jetzt die Begründung der konstitutionsmäßigen Ordnung nur verzögern können. Unsre Einigkeit, lieber Vetter, ist ein Mittel, dem Staate zu dienen, und meinem Herzen sehr theuer. Diese Empfindung gründet sich auf die zärtlichste Liebe und auf ein unveränderliches Gefühl für die Beweise von Freundschaft und Vertrauen, die Sie mir geben. Leben Sie wohl, lieber Vetter. Ich schreibe Ihnen morgen. Die Kommissarien werden nicht lange nach diesem Briefe ankommen.“

„La Fayette.“

Der dritte Brief, den ich erhielt, war von dem Präsidenten der Versammlung, und folgenden Inhalts:

Paris, den 5ten September 1790.

„Mein Herr, die National-Versammlung hat dem Muthe und dem Patriotismus, womit sie die Garnison von Nancy, und ihre Mitschuldigen in der Empörung, zu ihrer Pflicht zurückgebracht haben, die größten Lobsprüche ertheilt. Ueber Ihr Glück, als Krieger, kann die National-Versammlung sich nicht wundern; aber sie fühlt, wie schmerzhaft es Ihnen gewesen seyn muß, daß Sie Sich genöthigt sahen, Ihre Talente gegen aufrührerische Soldaten zu gebrauchen, die so oft unter Ihren Befehlen siegten; und an diesem Ihrem Schmerze nimmt sie Antheil. Der Ruhm, den Gesetzen Rache gegeben, und die Empörer, welche sie alle umstürzen wollten, wieder zur Ordnung gebracht zu haben, ist noch mehr werth, als manche Siege über die Feinde Frankreichs. Ihnen war es vorbehalten, sich beides zu erwerben. Die National-Versammlung hat mir aufgetragen, Ihnen ihren Beifall und ihre Achtung zu bezeugen; und ich freue mich, daß ich es im Nahmen derselben thun kann."

„Ich bin," ꝛc.

„Heinrich Jessé, Präsident."

N. S. „Ich schicke Ihnen auch einen Befehl der Versammlung in Form eines Dekrets, und bitte Sie, den Nationalgarden und den Linientruppen, die

die unter Ihrem Befehl an der Wiederherstellung des Friedens gearbeitet, unverzüglich die beigefügten Briefe zukommen zu lassen, welche ich, dem Auftrage der Versammlung gemäß, an sie geschrieben habe. Sie werden gütigst dahin sehen, daß alle mit dem Inhalte bekannt werden.“

Dekret der National-Versammlung, vom 3ten September 1790.

Die National-Versammlung hat dekretirt, und dekretirt jetzt:

Dem Direktorium des Departements von der Meurthe, und den Municipalitäten von Nancy und Luneville wird für ihren Eifer Dank abgestattet;

Den Nationalgarden, die unter dem Befehl des Herrn von Bouillé marschirt sind, wird für ihren Patriotismus und für die, ihnen als Bürger Ehre machende, Tapferkeit gedankt, die sie zur Wiederherstellung der Ordnung in Nancy gezeigt haben.

Herrn d'Estilles wird für seine heroische Aufopferung gedankt.

Die Nation nimmt es auf sich, für die Frauen der gebliebenen Nationalgarden zu sorgen.

Der General und die Linientruppen erhalten Lob, weil sie ihre Pflicht so glorreich erfüllt haben.

Die Kommissarien, deren Absendung dekretirt worden ist, sollen sich unverzüglich nach Nancy begeben, um daselbst die zur Erhaltung der Ruhe nothwendigen Maßregeln zu ergreifen, und genaue Erkundigungen über das Vorgefallne einzuziehen, damit alsdann die

Schuldigen, von welchem Range oder Stande sie auch seyn mögen, zur Strafe gezogen werden können.

Von uns, dem Präsidenten und den Sekretären der National-Versammlung, mit dem Originale verglichen. Paris, den 4ten September 1790.

Heinrich Jessé, Präsident.

Hier ist meine Antwort auf das Schrieben des Präsidenten.

Nancy, den 10ten September. 1790.

„Mein Herr,"

„Der Beifall, den es der National-Versammlung meinem Verfahren zu ertheilen beliebt hat, ist eine von den größten Beruhigungen, die mir zu Theil werden konnten, da ich genöthigtge wesen bin, zur Aufrechthaltung der Gesetze Französische Truppen gegen ihre rebellischen Brüder zu gebrauchen, und Waffen gegen sie zu wenden, die nur gegen einen auswärtigen Feind hätten gerichtet seyn sollen. Die Gerechtigkeit, welche die National-Versammlung mir widerfahren läßt, wird nun keinen Zweifel über die Bewegungsgründe, aus denen ich gehandelt habe, mehr übrig lassen; und sollte ja noch einer über meine Gesinnungen vorhanden seyn, so verbürget meine Ehre und die Würde meines Postens der Versammlung und dem ganzen Europa am besten meine Unterwerfung unter die Gesetze sowohl, als meine Erfüllung der von mir geschworuen Eide, und meinen Eifer für das allgemeine Wohl."

„Da Sie mir den Willen der National-Versammlung erklärt haben, so erlauben Sie mir auch, mein Herr, Sie zu bitten, daß sie derselben gegenseitig meine Gesinnungen eröffnen und ihr versichern: kein Franzose beobachte die Gesetze treuer, und habe mehr Eifer für die Vertheidigung seines Vaterlandes."

„Ich bin," ꝛc.

Bouillé.

N. S. „Ich habe den Truppen und den Nationalgarden die Briefe mitgetheilt, welche mir von Ihnen für dieselben zugeschickt worden sind."

Als ich Nancy verließ, war alles vollkommen ruhig. Aber die beiden Kommissarien, welche die Versammlung abschickte, daß sie die Ursachen der Empörung untersuchen sollten, thaten großen Schaden: Theils durch ihre Gelindigkeit; Theils durch ihre Maßregeln, den patriotischen Geist wieder zu beleben, der nach dem in der Stadt Vorgefallenen beinahe gänzlich erloschen war. Als etwas Außerordentliches muß ich den Umstand anführen, daß die Einwohner von Nancy nach diesem Vorfalle nicht länger als Nationalgarden Dienste thun wollten, sondern ihre Waffen niederlegten, und sich weigerten, irgend eine militärische Autorität anzuerkennen, die nicht von dem Könige abhinge. Eben so dachten auch die administrirenden Kollegien. Nur mit Mühe konnte ich die Mitglieder des Departements und der Municipalität bereden, ihre Funktionen wieder anzutreten und sich nach den durch die neue Konstitution vorgeschriebnen Gesetzen zu rich-

ten. Nancy hatte sich jetzt auf die Seite des Königs geschlagen; aber ich wußte, daß es keine guten Folgen haben könnte, wenn ich die Einwohner in diesen Grundsätzen bestärkte. Ich merkte, daß diese Gesinnungen nur ein momentanes Aufwallen waren, und hatte keine Ursache zu glauben, daß andre Städte dieses Beispiel befolgen würden. Es währte indeß doch einige Zeit, ehe die Kommissarien in den Herzen der Einwohner die Liebe zur Freiheit wieder anfachen konnten.

Aus den Briefen, die ich von dem Könige und dem Präsidenten der Versammlung erhielt, kann man sich einigermaßen einen Begriff davon machen, für wie wichtig die Insurrektion von Nancy gehalten wurde. Man verschwendete Lobsprüche an mein Verhalten, als ob ich der Retter des Vaterlandes gewesen wäre, da ich doch, als ich auf eine kurze Zeit dessen Verderben verhütete, in der That nur das blinde Werkzeug des glücklichen Schicksals war. La Fayette, dieser Don Quixotte der Konstitution, sah für sie weiter keine Gefahr, als in der sie sich so eben befunden und aus der sie sich gerettet hatte. Die Stärke und die Hülfsquellen des Feindes, von dem sie angegriffen wurde, und durch den sie eines Tages fallen sollte, waren ihm unbekannt. Ihm lag weit mehr daran, gegen die Royalisten, die doch gar keine Macht mehr hatten, auf seiner Hut zu seyn, als die Jakobiner, seine wirklichen und furchtbarsten Feinde, zu unterdrücken.

Die Stadt Nancy sowohl als die Provinz waren

voll lauter Freude über den Ausgang der Sache von Nancy; die Truppen befolgten das Beispiel der Bürger, und ich sah mich bald auf die höchste Stufe der Volksgunst erhoben.

Kaum war ich wieder einige Tage in Metz, so entschloß ich mich, den ganzen unter meinem Befehle stehenden Distrikt zu bereisen, und zwar in der Absicht, mich über die Stimmung des Volkes, wie der Armee, zu unterrichten, und Acht zu haben, was noch zum Besten meines Suveräns geschehen könnte.

Den Abend vor meiner Abreise wurde mir nachstehender Brief von la Fayette überliefert, und zwar durch einen seiner Adjutanten, eben den, welchen er zu der Zeit des Vorfalles von Nancy zu mir geschickt hatte: einen Mann von großer List und Gewandtheit, den ich als einen von seinem General abgeschickten Kundschafter betrachtete, und in den ich nie einiges Vertrauen setzen konnte. Er erbot sich indeß, unter mir zu dienen, und ich konnte ihn nicht abweisen. — Der erwähnte Brief war folgender:

Paris, den 15ten September. 1790.

„Ihren Brief, lieber Vetter, habe ich durch Herrn von Gouvion bekommen, und Sie können Sich darauf verlassen, daß ich Ihre Aufträge nach meinen besten Kräften besorgen werde. Ich hatte schon an die Kommissarien geschrieben, und heute habe ich ihnen das wieder empfohlen, was Sie wünschen. Des Mottes, mein Adjutant, bringt Ihnen eine Adresse an die Na-

tionalgarden, die unter Ihrem Befehle gedient haben, und wir bitten Sie um die Gefälligkeit, lieber Vetter, diese Adresse ihnen mitzutheilen. In Betreff dessen, was hier vorgeht, verweise ich Sie an Herrn des Mottes. Behalten Sie ihn einige Zeit bei Sich; er kann Ihnen vielleicht nützlich seyn. Wir sind auf allen Seiten von Ehrsucht, Ränken und Eigennutz umringt. Ich habe mich bemühet, die verschiednen Theile auf einige sichre Grundsätze zurückzubringen, welche uns zeigen können, wo wir sind, welche Endzwecke wir zu erreichen suchen, und wie die Wiederherstellung der Ordnung zu beschleunigen wäre. Aber die Erbitterung jener Leute gegen einander ist viel größer, als ihr Eifer für das öffentliche Beste. — Ihre freundschaftlichen Aeußerungen sind mir höchst angenehm, lieber Vetter. Jetzt ist für unsre gegenseitige Sicherheit nichts so nöthig, als Eintracht und Vertrauen; und ich bin um so mehr von der Nothwendigkeit einer genauen Vereinigung zwischen uns überzeugt, da ich täglich bemerke, wie schwer man rechtschaffne Männer findet. Leben Sie wohl, lieber Vetter; seyn Sie meiner aufrichtigen Liebe zu Ihnen versichert."

„La Fayette."

Der Auftrag, den ich la Fayetten gegeben hatte, bestand darin, daß er die National-Versammlung antreiben sollte, einige der vorzüglichsten Empörer, die in Nancy mit den Waffen in der Hand ergriffen worden waren, zu bestrafen, um dadurch das Volk und die Armee in Schrecken zu setzen. Doch dahin konnte ich es nie bringen.

La Fayette'ns Klagen über die in dem konstitutionellen oder demokratischen Theile der Versammlung herrschende Uneinigkeit, gehen darauf, daß die Lameths und ihre Freunde seine Parthei verlassen und sich mit den Jakobinern vereinigt hatten. Sie wollten hierdurch la Fayetten nöthigen, seinen Posten als oberster Befehlshaber der Natinalgarden niederzulegen, damit dann einer von ihren eignen Anhängern an seine Stelle käme. Des Mottes, la Fayette'ns Adjutant, brachte Cirkular-Schreiben an die Municipalitäten, die Anführer der Nationalgarden, und die Präsidenten der Klubs mit. Die letzten hatten sich in den meisten Provinzen noch nicht öffentlich zu den verderblichen Grundsätzen des Jakobinismus bekannt. Sie bestanden Theils aus Konstitutionisten, Theils aus Sansculottes; doch diese waren bei weitem die Mächtigsten, und verriethen in ihrem Verhalten eben so viele Kunst und Kühnheit, als die Konstitutionisten Schwäche und Unfähigkeit: in allen Staatserschütterungen können aber die Unternehmendsten sicher darauf rechnen, am Ende das Uebergewicht zu erhalten.

Die Hyder des Jakobinismus verbarg für jetzt ihre Köpfe. Ihre Anhänger waren in der National-Versammlung noch schwach, und spielten darin keine große Rolle; aber in Paris griffen sie la Fayette'n ganz offen an. Dieser verließ sich mit Zuversicht auf seine Parisische Armee, war stolz auf seinen temporellen Vortheil über das Oberhaupt dieser Parthei, den Herzog von Orleans, behandelte ihre Bemühungen

mit Verachtung, und bewirkte durch diese falsche Sorglosigkeit sein eignes Verderben.

Bei meinem Bereisen der Gränzprovinzen bemerkte ich, daß die Departements, welche hauptsächlich aus Adeligen und Gutsbesitzern bestanden, für den König wohlgesinnt waren, daß sie sich aber fürchteten, ihre Gesinnungen zu äußern. So verhielt es sich im Elsas, in Lothringen und der Franche-Comté; und die vornehmsten Mitglieder der Departements versicherten mir in Vertrauen, daß sie nach ihren besten Kräften mitwirken wollten, eine gesetzmäßige Regierung wieder herzustellen. Von neun Departements, welche die von mir kommandirten Gränzprovinzen ausmachten, nahmen sechs meine Grundsätze an, und waren gänzlich zu meiner Disposition; da aber ihre Aemter nur ministeriell waren und mit der Polizei gar nicht in Verbindung standen, so hatten sie sehr wenig Einfluß auf das Volk. Dies ließ sich vielmehr von den Klubs und den Municipalitäten leiten; und diese waren die beständigen Rivale der Departements, von denen man glaubte, daß sie gänzlich aus Aristokraten bestänben. In dem platten Lande des Elsasses, und dem Theile von Lothringen, welcher der Deutsche genannt wird, waren Viele aus Religions-Grundsätzen Royalisten. In der ersten dieser Provinzen wohnten Katholiken und Lutheraner, die einander bis auf den Tod haßten. Freilich waren die letztern an Anzahl schwächer, aber doch die mächtigsten, da sie unruhiger waren, als die Katholiken, und sowohl von der konstitutionellen Parthei als von den Jakobinern unterstützt wurden. Die-

ser Umstand machte die meisten Katholiken zu Royalisten und zu Anhängern der alten Regierung.

In allen Provinzen waren die Truppen zu ihrer Pflicht zurückgekehrt und hatten sich der eingeführten Militär-Disciplin unterworfen; aber die ganze Französische Infanterie hing an der Konstitution, und leistete dem Könige nur als Oberhaupte derselben Gehorsam. Sie stand weniger ihren Officieren zu Gebote, als den Municipalitäten und den Anführern der verschiednen Klubs, die indeß für jetzt sie noch nicht zu verführen suchten, ohne Zweifel, weil sie eine günstigere Gelegenheit abwarten wollten. Die Soldaten der meisten Regimenter standen in Verbindung mit den vornehmsten Deputirten der National-Versammlung, die auch geheime Agenten unter denselben hatten, um in der Folge ihre eignen Absichten durch sie mit ausführen zu lassen. Der größte Theil der Kavallerie und der fremden Truppen erkannte nur die Autorität des Königs, und keine andre. Das Volk im Ganzen hielt es mit der Konstitution; aber die niedern Stände waren Jakobiner. Royalisten gab es nur sehr wenige, ausgenommen den Adel, die Geistlichkeit, die ehemaligen Magistratspersonen und die meisten Officier der Armee, welche aber in den Augen der Soldaten ihre Wichtigkeit verloren hatten und das Vertrauen derselben nicht mehr besaßen.

Während meiner Reise durch die Provinzen bekam ich nachstehenden Brief von la Fayette:

Paris, den . . . ten Oktober.

„In Betreff Ihrer Aufträge gebe ich Ihnen keine Nachricht, lieber Vetter, da Sie diese ohnedies erhalten werden. Nur Eins geht langsam von Statten: die Organisation der Nationalgarden. Die Versammlung sieht ein, wie nöthig es ist, sich sogleich damit zu beschäftigen; aber sie findet diese Sache so kritisch, daß man, ob sie gleich täglich in Anregung gebracht wird, doch keine große Neigung verräth, sich darauf einzulassen. So werden denn vorläufig andre Gegenstände in Erwägung gezogen, besonders die öffentlichen Abgaben, mit denen die Versammlung sich nun sogleich beschäftigen wird. Ich will indeß Alles thun, was ich nur kann, um die Organisation der Nationalgarden zu beschleunigen.“

„Sie kennen das Verfahren, den Bericht, und das Dekret der Versammlung über den Vorfall vom 6ten Oktober.“

„Orleans Parthei bemühet sich jetzt, mich in Verlegenheit zu bringen, und wagt es sogar, mich anzugreifen. Ihre Mitglieder setzen ein Memoire auf, und bezahlen Agenten und Libellisten; der Prinz selbst schießt zur Uebung mit Pistolen nach Eiern. Von dem Allen befürchte ich indeß wenig Gefahr, besonders, wenn der König länger in Paris bleibt, um die Ränke, die durch das ungereimte Gerücht von seiner nahen Abreise veranlaßt worden sind, zu Schanden zu machen. Ich glaube, daß alle diese Erörterungen über den 6ten Oktober sehr ungünstige Wirkungen thun werden.

„Eil ist in den Geschäften der Versammlung jetzt nöthiger, als jemals. Ich hielt die Vereinigung der populären Parthei für das schleunigste Mittel, endlich zu Rande zu kommen, wenn sie nur einmal über gewisse Punkte Eines Sinnes werden könnte, besonders über die Administration und alle Geschäfte der vollziehenden Gewalt; aber da legen Privatfeindschaft und Eigennutz unübersteigliche Hindernisse in den Weg. In meinen Unterhaltungen mit den Hauptpersonen der beiden Klubs habe ich bemerkt, daß sie sich in ihren Ideen einander mehr nähern, als in ihren Gesinnungen. Gegenwärtig besuche ich weder den einen, noch den andern, sondern halte mich zu meinen Freunden, nehme jeden an, der zu mir kommt, und unterstütze alle die, welche die Freiheit, die Konstitution und die öffentliche Ruhe lieben. Man hat einen Revisions Ausschuß niedergesetzt, der die Konstitution in Ordnung bringen soll. Es kommt sehr viel darauf an, daß man zwischen den Grundsätzen und Artikeln, welche die wesentlichen Theile der Konstitution sind, und zwischen den gelegentlichen Dekreten, welche noch einmal von den Mitgliedern der Versammlung erwogen werden müssen, einen bestimmten Unterschied mache. Wenn dieser Ausschuß von Einem Geiste beseelt wird, so kann er eine sehr nützliche Arbeit vollenden, zumal da er aus Mitgliedern von den beiden Faktionen besteht, in welche die populäre Parthei sich theilt. Die Arbeit kann alsdann auch um so schneller vor die National-Versammlung kommen.“

„Leben Sie wohl, lieber Vetter. Theilen Sie mir

Ihre Befehle und Aufträge in Betreff deſſen mit, wodurch wir in Stand geſetzt werden können, uns gegen alle unſre Feinde zu vertheidigen. Ich kann Ihnen zu meinem Vergnügen ſagen, daß Sie, ſeitdem Sie durch Ihr Verfahren in Nancy das Vaterland gerettet haben, nicht länger durch die Freundſchaft der Ariſtokraten beunruhigt worden ſind. Noch einmal, leben Sie wohl, lieber Vetter. Seyn Sie meiner ewigen Achtung verſichert."

„La Fayette."

Die Jakobiner wütheten darüber, daß ihre Plane, beſonders in Nancy, fehlgeſchlagen waren, und reitzten das Geſindel in Paris gegen mich, gegen la Fayette und den Kriegsminiſter. Es verlangte unſre Köpfe, und Herr de la Tour du Pin konnte den ſeinigen nur mit großer Mühe retten.

Entweder auf Anſtiften des Herzogs von Orleans, oder aus Furcht vor dem großen Haufen, der ſich von den Anhängern dieſes Prinzen leiten ließ, befahl die Verſammlung, daß mein und des Kriegsminiſters Verhalten in der Angelegenheit von Nancy unterſucht werden ſollte, ob ſie es gleich ſchon vorher gebilligt hatte. Die Mitglieder der Unterſuchungs-Kommiſſion wurden aus Orleans Parthei gewählt, und wenige Monathe nachher ſtattete Sillery Bericht über die Sache ab. Wir wurden aber auch diesmal von allen Vorwürfen freigeſprochen, da es ſich zeigte, daß wir vollkommen den Geſetzen und den Dekreten der Verſammlung gemäß gehandelt hatten.

Ich wünschte ein Dekret zu bewirken, das wieder eine strengere Disciplin bei der Armee einführen könnte, entweder so, daß man die alten Reglements hierüber aufs neue in Kraft setzte, oder so, daß man neue gäbe; auch wünschte ich, daß Abänderungen in den Kriminal-Gesetzen gemacht würden, welche der Militär-Ausschuß der Versammlung erst ganz kürzlich gegeben hatte. (Sie legten nehmlich der Disciplin bei der Armee große Hindernisse in den Weg, da sie verordneten, daß eine Jury über alle militärische Vergehungen erkennen sollte, wodurch denn natürlicher Weise den Befehlshabern ihr Ansehen, und den Gesetzen ihre Wirksamkeit geraubt wurde.) — Ich empfahl der National-Versammlung ferner, die Rädelsführer der Empörung in Nancy, unter den Soldaten sowohl als unter dem Volke, zu bestrafen, ein Dekret zur Organisation der Nationalgarden zu erlassen, die Grundsätze, nach denen diese errichtet werden sollten, ihre Anzahl, ihren Dienst und ihre Funktionen zu bestimmen, und zu gleicher Zeit den Ueberrest des Volkes, welcher die öffentliche Ruhe bedrohete und sogar wirklich störte, zu entwaffnen. Dies war der Inhalt meines letzten Briefes an la Fayette, und vieler andren, die ich ihm schon vorher geschrieben hatte; meine Vorstellungen thaten indeß nicht die mindeste Wirkung.

Aus la Fayette'ns Antwort auf meinen Brief kann man sehen, daß die Parthei des Herzogs von Orleans und der Jakobiner anfing ihm einige Unruhe zu machen. Die vorzüglichsten seiner Feinde waren

Mirabeau, die Lameths, mehrere Haupt-Demokraten in der Versammlung, und viele Andre, die durch Kühnheit, Geist der Intrigue, und Geschicklichkeiten gefährlich wurden.

Seit dem Föderations-Feste am 14ten Jul. war la Fayette'ns Kredit allmählig gesunken. Seine Eifersucht und sein Argwohn gegen mich hatten zugenommen. Unsre Korrespondenz wurde jetzt weniger vertraulich, und ich werde daher nur noch zwei von seinen Briefen einrücken. — Zuweilen bin ich auf den Gedanken gerathen, des Mottes, sein Adjutant, der mich auf meiner Expedition begleitete, habe meine wahren Gesinnungen zu entdecken gewußt und sie ihm wieder mitgetheilt.

Aus dem Zustande der von mir bereisten Provinzen; aus der Stimmung des Volkes, der konstituirten Autoritäten und der Truppen; aus der unglücklichen Lage des Königs und seiner Familie; aus der täglichen Verminderung des ihm noch gelassenen wenigen Ansehens: aus allen diesen Umständen schloß ich, daß es nur noch Ein Mittel gebe — nicht die alte Monarchie wieder herzustellen (denn das war jetzt völlig unmöglich), sondern nur einige Ueberreste davon zu erhalten, dem Könige seine Freiheit, einen Theil seiner Würde und doch etwas von seiner ehemaligen Macht wieder zu verschaffen. Und dieses Mittel bestand darin, den Kaiser zu bewegen, daß er Truppen gegen die Gränze marschiren ließe, was er sehr leicht thun konnte, da er sich gerade die Niederlande unterworfen, und jetzt noch eine Armee in denselben stehen

hatte. Er konnte die Rechte der Deutschen Fürsten, welche Land im Elsas besaßen, reklamiren. Diese Rechte waren durch die Dekrete der National-Versammlung verletzt, und das konnte als die Ursache der feindlichen Bewegungen angeführt werden. In diesem Falle hatte ich eine Entschuldigung, wenn ich eine Armee von den besten Regimentern in Frankreich zusammenzog; und ich weiß gewiß, daß man es bei dieser Gelegenheit nicht gewagt haben würde, das Kommando derselben einem Andren als mir zu geben, da ich zu dieser Zeit das Vertrauen der Linientruppen, der Nationalgarden und der Einwohner in den Gränzprovinzen besaß. Dann hätte ich die Departements dieser Provinzen überredet, der National-Versammlung eine Adresse zu überreichen, und darin zu bitten, daß der König sich selbst an die Spitze seiner Armee stellen möchte, um durch seine Gegenwart den Geist der Empörung und Ausgelassenheit, der unter den Soldaten herrschte, zu dämpfen. Ich selbst würde eben das verlangt haben, und, auf mein Anstiften, auch die Truppen. Nun wäre es schwer gewesen, alle diese vereinigten Bitten abzuschlagen, zumal, da die linke Seite der Versammlung, und Mirabeau selbst, der dem Könige unter gewissen Bedingungen seine Dienste schon versprochen hatte, sie unterstützt haben würde. — Man verwarf sie damals; doch in der Folge, als es (wie die Leser weiterhin sehen werden) zu spät war, wurden sie angenommen.

Stand der König einmal an der Spitze der Armee, so machte es ihm keine Schwierigkeit, die Liebe

der Soldaten zu gewinnen. Alle Officier waren ihm ergeben; und in den Augen der Nation hätte er für den Erhalter des Friedens gegolten, da der Kaiser eben so viele Abneigung gegen den Krieg hatte, wie er selbst. Es wäre ihm ganz und gar nicht schwer gewesen, das Mißvergnügen wieder zu erwecken, welches die strenge Behandlung der Geistlichkeit, besonders die schon angegangene Verfolgung der Pfarrer, bei einem großen Theile des Volkes erregt hatte, und zwar an den Gränzen noch weit stärker, als in irgend einer andren Gegend von Frankreich. Wenn man aber — was ich indeß nicht glauben kann — dem Könige auch nicht erlaubt hätte, zu der Armee zu gehen, ob er gleich durch die Konstitution für das Oberhaupt derselben erklärt war: so wäre seine Lage dadurch doch nicht schlimmer geworden, und man hätte über sein Verhalten keine Untersuchung anstellen können.

Ich dachte über diesen Plan hin und her, und hatte ihn auch schon den vornehmsten Mitgliedern der Departements anvertrauet. Sie billigten ihn, versicherten mir ihre Liebe zu dem Könige, und versprachen mir ihren Beistand. Aber jetzt kam ein angesehener Mann zu mir, und übergab mir, als Beglaubigungsschreiben, nachstehenden eigenhändigen Brief des Königs:

St. Cloud, den 23sten Oktober, 1790.

„Ich hoffe, mein Herr, daß Sie noch jetzt mit Ihrer Lage in Ansehung der Truppen zufrieden sind.

Mit

Mit Vergnügen ergreife ich immer jede Gelegenheit, die Versicherungen meiner Achtung für Sie zu erneuern *)."

„Ludwig."

Dieser Mann, der sich jetzt, indem ich dieses schreibe, in London befindet, gab mir Nachricht von der unglücklichen Lage des Königs und seiner Familie, die ich schon nur allzu wohl kannte. Er sagte mir: sie würde durch die Strenge und Unerbittlichkeit la Fayette'ns, der ihr Kerkermeister geworden wäre, mit jedem Tage unerträglicher. Weiter setzte er hinzu: der König hätte das vollkommenste Vertrauen zu mir; er wollte mir einen auffallenden Beweis davon geben, und zwar dadurch, daß er mir einen Plan mittheilte, wie er Paris verlassen könnte, wo man ihn eingesperrt hielte. Er sey Willens, sich nach einer von den Gränzstädten unter meinem Kommando zu begeben, und überlasse es mir, sie zu bestimmen. Da wolle er denn die Truppen und die von seinen Unterthanen, welche ihm noch treu wären, um sich her versammeln, sich Mühe geben, den übrigen, von Partheisüchtigen verführten Theil seines Volkes wieder zum Gefühle seiner Pflicht zurückzubringen, und, wenn andre Mittel fehlschlügen, seine Alliirten zur Wiederherstellung der Ordnung und Ruhe in seinem Königreiche herbei rufen. Ich bat diesen Herrn, den König zu versichern: meine Treue

*) Man wird leicht merken, daß die Umstände den König hinderten, sich in seinem Briefe deutlicher zu äußern oder auch nur den Ueberbringer desselben zu nennen.

und meine Liebe für ihn wären unverändert; sie hätten mich bisher bewogen, meiner äußerst großen Abneigung ungeachtet, mitten unter den Unruhen, den Unordnungen und der Anarchie, wodurch Frankreich erläge, dennoch darin zu bleiben. Ich müßte übrigens bemerken, daß dieser Schritt sehr gewagt und gefährlich wäre; daß er, wenn er fehlschlüge (und der glückliche Erfolg sey doch sehr zweifelhaft), unvermeidlich das Verderben des Suveräns und der Monarchie zur Folge haben würde, ja wohl gar das Leben Sr. Majestät in Gefahr bringen könnte. Weiter stellte ich dem Vertrauten des Königs vor: ich hätte seit Kurzem, selbst unter der Armee, einen Grad von Popularität erlangt, der mich in Stand setzte, meinem Suverän wesentliche Dienste zu leisten, ohne daß ich Mittel zu ergreifen brauchte, deren Erfolg ungewiß wäre. Kurz, ich entdeckte ihm den Plan, den meine Leser schon kennen. Er versicherte mir nun: der Kaiser und alle andren Alliirten des Königs hätten darauf bestanden, daß er Paris verlassen und erst in völliger Freiheit seyn sollte, ehe sie etwas zu seinem Vortheile thäten. Nun blieb mir denn weiter nichts übrig, als zu gehorchen.

Da dieser Plan nicht eher als im folgenden Frühlinge ausgeführt werden sollte, so ließ mir der König bis dahin Zeit, die nöthigen Anstalten zu treffen, von denen er indeß vorher unterrichtet zu seyn wünschte. Es wurde verabredet, daß ich von jetzt an in Chiffern mit ihm korrespondiren sollte, und zwar unter der Adresse eines Dritten, auf den wir uns verlassen konn-

ten. Diese Korrespondenz ging acht Monathe ununterbrochen fort. Nicht Ein Brief kam in unrechte Hände, oder wurde aufgefangen; auch schöpfte niemand nur den mindesten Argwohn. Es wäre ohne Zweifel sehr interessant, wenn ich diese Korrespondenz von sehr ausgebreitetem Inhalte hier einrücken könnte; aber ihr wichtiger Inhalt, und Rücksicht auf des Königs Sicherheit nöthigten mich, jeden Brief beinahe unmittelbar nach dem Empfange zu verbrennen und die Hauptsachen in meinem Gedächtnisse aufzubewahren. In diesen Briefen schüttete der König ohne Zurückhaltung sein ganzes Herz über seine Lage, sein Unglück und seine künftigen Plane aus, welche sämmtlich das feurigste Verlangen nach Wiederherstellung des Friedens und der Ruhe verriethen. Diese würde er mit Aufopferung aller seiner persönlichen Vortheile erkauft, und nicht eher seine Zuflucht zu den Waffen genommen haben, als bis er alle andren Mittel versucht und unwirksam gefunden hätte.

Zu der Zeit, da mir diese Entdeckung von Seiten des Königs anvertrauet wurde, stand eine sehr beträchtliche Macht zu meinem Gebote. Die Nationalgarden und die Linientruppen, nicht nur in Metz, sondern auch in allen unter meinem Kommando stehenden Provinzen, hatten mir viele Beweise von ihrer Zuneigung und ihrem Vertrauen gegeben; außerdem war ich in dem besten Vernehmen mit den konstituirten Autoritäten. Ich bemerkte auch in der öffentlichen Meinung eine große und vortheilhafte Veränderung. Diese rührte von verschiednen Ursachen her, unter andren

davon, daß man die drei Stände abgeschafft, der Geistlichkeit eine Civil-Konstitution aufgedrungen, und den Priestern den Eid abgefordert, weshalb denn viele ihre Pfarren verlassen hatten, in die nun die nichtswürdigsten Mitglieder ihres Standes kamen. Hierzu läßt sich auch noch rechnen, daß das Volk anfing, wenig Vertrauen in die National-Versammlung zu setzen, da es sah, daß ihre Arbeiten sonst nichts als Anarchie und Unordnung bewirkten: ein Umstand, der alle Eigenthümer sehr beunruhigte, und weiter niemanden gefiel, als den Hefen der Gesellschaft.

La Fayette'ns Macht war, wie ich schon gesagt habe, jetzt im Abnehmen; und auch sein Ansehen verminderte sich täglich. Die Jakobiner in Paris, welche damals von den Lameths und von Mirabeau gelenkt und geleitet wurden, schienen gänzlich damit beschäftigt, sein Verderben zu bewirken; und in dieser Absicht vereinigten sie sich mit dem Herzoge von Orleans, von dessen Rache er Alles befürchten mußte. Die Ersteren waren bloß von Ehrsucht belebt; sie wollten la Fayette'n gern nöthigen, das Kommando der Nationalgarden von Paris niederzulegen, daß sie selbst oder ihre Freunde es bekommen könnten. Die Jakobiner ließen ihren Plan zu allgemeiner Unordnung und Anarchie auf eine kurze Zeit ruhen, um alle ihre Kräfte gegen den Helden der Revolution zu vereinigen. Robespierre, Danton, Brissot, Marat und Camille Desmoulins spielten damals noch untergeordnete Rollen. Nur der erste von ihnen war Mitglied der National-Versammlung, worin er zwar weder Anse-

hen noch Einfluß besaß, aber schon von dem ersten Augenblicke seines Eintrittes an, sein republikanisches System ankündigte, das er in der Folge mit Glück durchsetzte, und dessen Oberhaupt, dessen Tyrann er wurde. Die Uebrigen schrieben für beide Partheien; und einige von ihnen waren sogar von dem Hof erkauft.

Der König gab einen Theil der ihm als Civilliste bewilligten Summe la Fayette'n, der ihm mit dem Versprechen schmeichelte, daß er ihm dadurch einige Anhänger verschaffen wollte. Dieser General vertheilte nun das Geld unter die Verfasser öffentlicher Blätter, mehr, damit sie seine eigne, als damit sie des Königs Sache in Schutz nehmen möchten. Anstatt sich zu bemühen, durch der Konstitution gemäße Mittel des Königs Macht und Ansehen, wie dieser es sehnlich wünschte, zu vergrößern, schien er ganz damit beschäftigt, ihm den Schatten von Suveränetät, den er noch besaß, zu rauben und die unwürdigen Begegnungen, die er täglich erfuhr, noch zu verdoppeln. Er verengerte die Gränzen seines Gefängnisses, und suchte es noch unangenehmer, noch unerträglicher zu machen. Anstatt sich mit mir, der ich jetzt, obgleich nur auf einige Zeit, einen großen Zuwachs an Autorität bekommen hatte, zu verstehen, wurde er vielmehr immer eifersüchtiger und argwöhnischer; er hörte nicht nur auf, mit mir gemeinschaftlich zu handeln, sondern versuchte sogar alle Mittel, mein Verderben zu bewirken, worin er, wie man in der Folge sehen wird, nur allzu glücklich war.

Zu Anfange des November schrieb ich meinen ersten Brief in Chiffern an den König, und zwar in Betreff seines Plans, sich nach irgend einer Gränzstadt zu begeben. Ich nahm mir die Freiheit, ihm die Folgen eines solchen Schrittes vorzustellen, der das Resultat einer sehr reiflichen Ueberlegung seyn müßte. Zugleich versicherte ich ihm aber, daß er bei jeder Gelegenheit auf meine gänzliche Unterwerfung unter seine Befehle rechnen könnte.

Die Städte, welche ich ihm zum Aufenthalte vorschlug, waren Montmedy, Besançon, oder Valenciennes. Die letztere stand freilich nicht unter meinem Kommando; ich wußte aber, daß die dortige Municipalität es mit der Sache des Königs hielt, daß die Einwohner gutgesinnt waren, und daß man sich auf die Besatzung verlassen konnte, da sie vorzüglich aus fremden Truppen bestand. Valenciennes war nur etwa vierzig Französische Meilen weit von Paris. Auf dem Wege dahin liegen keine beträchtlichen Städte; und da auf dieser Straße die Engländer und viele andre Fremden nach Frankreich kamen, so war, wegen der vielen unaufhörlich hin und her gehenden Reisewagen, das Volk hier weniger argwöhnisch, so wie die Klubs und die Municipalitäten weniger wachsam. Da nun konnte ich leicht zu dem Könige stoßen, wenn er es rathsam fand.

Besançon ist siebzig Französische Meilen von Paris entfernt. Das dortige Volk war damals nicht übel gesinnt, und ich glaubte, daß man sich auch auf die Garnison verlassen dürfte. Ueberdies konnte ich

dieſe Stadt noch viel ſicherer machen, und zwar dadurch, daß ich fremde Truppen, beſonders Schweizer, hineinlegte. Die Franche-Comté, in welcher ſie liegt, war kürzlich unter mein Kommando gekommen. Beſançon hatte auch den Vortheil, daß es nahe an der Schweiz war, deren Kantone, dem letzten Traktate mit dem Könige zufolge, auf das erſte Verlangen vier und zwanzig tauſend Mann ſtellen mußten. Montmedy war achtzig Franzöſiſche Meilen weit von Paris, an der äußerſten Gränze, ungefähr eine halbe Stunde von dem Oeſtreichiſchen Gebiete, und ſechzehn Stunden von Luxemburg, welches ſehr weſentlichen Beiſtand leiſten konnte. Unter dem Schutze jener, zwar nicht großen, aber ſehr ſtarken Feſtung mit wenigen Einwohnern, ließ ſich ſehr füglich ein Lager für ein kleines Corps Truppen aufſchlagen.

Des Königs Wahl fiel auf Montmedy. Er gab mir davon Nachricht, und zugleich den Befehl, während des Winters alle nöthigen Anſtalten zu treffen, daß im Frühjahr eine Armee, und was ſonſt erfordert würde, daſelbſt beiſammen ſeyn könnte. Er wiederholte noch einmal: da die Ausführung ſeines Planes entfernt wäre, ſo hätte ich Zeit genug, die gehörigen Einrichtungen zu machen und ihm Nachricht davon zu geben.

Im November vereinigten ſich la Fayette, die Anführer der Jakobiner und ſelbſt die Ariſtokraten der Verſammlung, in der Abſicht, die Entlaſſung der königlichen Miniſter zu bewirken. Die erſten bedienten ſich ihrer gewöhnlichen Mittel; ſie reitzten das Volk

gegen die Minister auf, und machten in der Versammlung eine Motion über die andre, die von den Galerieen unterstützt wurde. Selbst die Redner auf der rechten Seite der Versammlung waren laut mit Schmähungen gegen die Minister, ohne Zweifel in der Meinung, ihre Liebe zum Royalismus wäre nicht aufrichtig. Diese Männer taugten aber ganz für ihren Posten, und waren vollkommen im Stande, dem Könige in seiner gegenwärtigen unglücklichen Lage zu dienen. Der beste Beweis, den sie ihrem Suverän von ihrer Liebe zu ihm geben konnten, bestand indeß darin, daß sie ihre Stellen niederlegten; und dies thaten sie alle, den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn von Montmorin, ausgenommen, der ein Freund von la Fayette und das Werkzeug aller Partheien war.

Auf diese Minister folgten Leute, die ich nicht kannte, und die besonders von den Jakobinern und Konstitutionisten gewählt waren. Den Kriegsminister hatte la Fayette empfohlen. Er hieß du Portail, und war ein alter Ingenieur-Officier, der mit diesem General im Amerikanischen Kriege gedient hatte, sehr an ihm hing, und ihm gänzlich zu Gebote gestanden zu haben scheint. Mit diesem Manne war ich nie in der mindesten Verbindung gewesen; ja, ich kannte ihn nicht einmal. Necker hatte schon, nachdem er die Achtung und das Vertrauen aller Partheien verloren, beschämt und gedemüthigt sein Amt und Frankreich verlassen.

Daß Herr de la Tour du Pin resignirte, machte

mich, wie man sich leicht denken kann, sehr unruhig. Mit ihm schien mir Alles möglich, aber mit keinem Andren, dessen Grundsätze nicht den meinigen glichen, und zwischen dem und mir nicht gleiches Vertrauen Statt fand. Mein Bedauern nahm noch zu, als ich an dem Verhalten seines Nachfolgers sah, mit was für einem Manne ich zu thun hatte; er schien mir den Konstitutionisten aus Grundsatz zu dienen, mit den Jakobinern zu temporisiren, und bei jeder Gelegenheit so zu handeln, wie es la Fayette'ns und sein eigner Vortheil erforderte. La Fayette, der um diese Zeit von den Jakobinern sehr nachdrücklich angegriffen wurde, suchte mit diesen furchtbaren Feinden, die sich zu seinem Verderben vereinigt zu haben schienen, in gutem Vernehmen zu stehen. In dieser Absicht wendete er alle seine Bemühungen gegen den König und die Royalisten, die nicht länger Macht hatten, ihm zu schaden, aber ihm vielleicht nützlich seyn konnten. In der Lage, worin ich mich befand, hätte auch ich ihm Beistand leisten können, und ich war Willens, das zu thun, wenn er sich gehörig benähme. Doch kaum hatte er den Kriegesminister zu seiner Disposition, so schien er gänzlich damit beschäftigt, meine Macht zu schwächen. Dem gemaß bekam ich wenige Tage nachher, als diese Veränderungen vorgegangen waren, einen Privatbrief von dem Könige, der mir Nachricht gab, daß man, auf Vorstellungen von la Fayetten und den Hauptpersonen der linken Seite in der National-Versammlung, im Begriff stände, die Macht, die mir anvertrauet wäre, zu vermindern, und daß es

mir nicht länger freistehen sollte, aus eigner Autorität, ohne Befehle der Regierung, die sämmtlichen Truppen in dem Distrikte, dessen Kommandant ich war, in Bewegung zu setzen.

Dieses Vorrecht sah ich als äußerst wichtig an, da es mir, im Falle irgend eines großen Ereignisses, die Disposition über die Truppen gab, und mich in Stand setzte, wenn ich es rathsam fand, eine Armee zusammenzuziehen. Der König fragte mich in seinem Briefe: ob ich diese Freiheit als etwas sehr Wichtiges betrachtete. Ich stellte ihm in meiner Antwort vor, wie nützlich sie wäre, und bat ihn, das Aeußerste anzuwenden, daß ich eins von den stärksten Mitteln, ihm möglicher Weise zu dienen, behielte. Aber in einigen Tagen bekam ich wieder einen Brief von ihm, worin er mir sagte, daß seines Ministers und la Fayette'ns Hartnäckigkeit alle seine Bemühungen vereitelt hätte. Dem gemäß wurde mir im Namen des Königs verboten, ohne ausdrücklichen Befehl der Regierung die Regimenter marschiren zu lassen oder sie in andre Garnisonen zu verlegen.

Dessen ungeachtet behielt ich doch meine Popularität bei dem Volke und den Truppen, da in Metz und in allen unter meinem Kommando stehenden Provinzen die vollkommenste Ruhe herrschte. Die Municipalitäten hatten noch den vorigen Einfluß auf die Soldaten; ich stand aber mit ihnen auf einem guten Fuß, und sie waren jetzt nicht länger von den Klubs abhängig.

Zehntes Kapitel.

Der König thut mir Vorschläge, seine Abreise von Paris zu erleichtern, und ist Willens, sich nach einer von den Gränzstädten unter meinem Kommando zu begeben. — Meine Bemerkungen über die Gefahr eines solchen Schrittes. — Ich versichre den König meiner Treue und meines Eifers für seinen Dienst. — Mittel, die ich ihm zur Ausführung seines Planes vorschlage. — Ich werde ein Gegenstand der Eifersucht und des Mißtrauens — lege das Kommando des Elsasses nieder. — Vorschläge, die Mirabeau mir thut. — Sein Plan, den König und die Monarchie zu retten. — La Fayette'ns Unruhe über diese Sache. — Mirabeau's Tod. — In der Meinung und Stimmung des Volkes geht eine Veränderung vor — Ursachen derselben.

Zu Ende des Januars 1791 schrieb mir der König: er hoffe im Monath März oder April von Paris abreisen zu können; ich möchte ihm doch sagen, welchen Weg er nach Montmedy nehmen müßte, und welchen Plan ich gewählt hätte, seine Reise nach diesem Orte zu sichern. Ich schrieb ihm: es führten zwei Wege

von Paris nach dieser Festung: der eine über Rheims und Stenay, (und an diesem lägen nur sehr wenige Städte, welche zu vermeiden ein wesentlicher Umstand wäre); der andre über Chalons, Sainte-Menehould, und dann über Varennes oder Verdun, einer befestigten Stadt, die um so gefährlicher wäre, da die Garnison, die Einwohner und die Municipalität abscheuliche Gesinnungen hätten. Um diesem Uebel auszuweichen, würde es nöthig seyn, den Weg über Varennes zu nehmen, wo aber keine Postpferde zu bekommen wären: wieder ein unangenehmer Umstand, den man sich gefallen lassen müßte. Nun drang ich in den König: er sollte den Kaiser bewegen, ein Corps Truppen an die Gränze von Luxemburg unweit Montmedy marschiren zu lassen, damit ich einen Vorwand hätte, eine Armee zusammenzuziehen und alle zu dem von mir projektirten Lager erforderliche Anstalten zu treffen. Dies würde, setzte ich hinzu, die Sicherheit des Königs vermehren, wenn er den von ihm zum Aufenthalte gewählten Ort erreichte.

Wenige Tage nachher schrieb mir der König zur Antwort: er zöge den Weg über Varennes vor; denn er wünsche Rheims zu vermeiden, wo er gekrönt worden, und wo er dem Volke bekannter wäre. Zugleich sagte er mir: der Kaiser hätte ihm förmlich versprochen, auf den ersten Wink ein Corps von zwölf- bis funfzehntausend Mann an die Gränze marschiren zu lassen.

Was der König bei seiner Ankunft in Montmedy thun, oder was für ein Betragen er gegen die Ver-

sammlung beobachten wollte, habe ich nie erfahren. Indeß, wer seine religiösen Gesinnungen kennt, wird gar nicht daran zweifeln, daß er bei dem feierlichen Eide, die Konstitution aufrecht zu erhalten, auch die Absicht gehabt hat, ihn gewissenhaft zu erfüllen. Ich selbst war das ebenfalls Willens, als ich meine äußerst große Abneigung besiegte, und, auf des Königs ausdrückliches Verlangen, gleiche Verpflichtung übernahm. Aber diese Konstitution war in sich selbst so fehlerhaft, so unvollständig, und es wurden in ihr täglich so viele Irrthümer entdeckt, daß es, wie die spätern Ereignisse gezeigt haben, unmöglich war, sie zu behaupten und auszuführen. Außerdem mußte man, da die Konstitutionisten, sämmtlich Leute von ränkesüchtigem, unruhigem Charakter, ihrer Konstitution unmöglich treu bleiben konnten, immer gegen die Plane und Machinationen derselben auf seiner Hut seyn; und dadurch setzte man sich wieder ihrer Eifersucht und ihrem Hasse aus. Ehrfurcht und Liebe für den König waren von der Konstitution theoretisch geboten, wurden aber von ihnen als Verbrechen betrachtet. Doch nicht der König allein befand sich in einer schmerzlichen, gefährlichen Lage; auch die meinige war im äußersten Grade unangenehm. Was mußte ein Mann von Ehre fühlen, den Pflicht und Gewissen zwangen, unaufhörlich gegen seine Grundsätze zu handeln, und der sich genöthigt sah, seinen Charakter vor den verschiednen Faktionen zu verstellen, die alles, was ihrem Wahnsinn und ihrer Büberei entgegen stand, Treulosigkeit schalten!

Ich glaube übrigens, der König würde sich in seinem Verhalten nach der Stimmung des Volkes und der Armee gerichtet, und nicht anders Gewalt gebraucht haben, als wenn er es unmöglich gefunden hätte, mit der National-Versammlung ein billiges Abkommen zu treffen, wozu indeß doch verschiedene der angesehensten Mitglieder, besonders Mirabeau, Duport und sogar die Lameths, wirklich geneigt waren. Diese sahen die Mängel ihrer Konstitution sehr deutlich ein; sie begriffen, daß dieselbe ganz natürlicher Weise den Weg zu einer Republik bahnte, die sie nicht wünschten, und vielleicht auch zu einer Anarchie, vor der sie sich fürchteten. Die meisten von ihnen gestanden, daß sie bei der Fabrikation ihrer Verfassung keinen Plan befolgt, und daß die Umstände sie weiter, als sie gewollt, getrieben hätten. Aber jetzt waren die Jakobiner in der Versammlung sehr mächtig; sie hatten ihr Uebergewicht wieder erlangt, und ihr Oberhaupt, der Herzog von Orleans, der seine Desorganisirungs-Plane noch immer verfolgte, griff la Fayetten mit größerer Heftigkeit an, als jemals, und ließ durch seine Anhänger in Paris diesen sehr drücken. Viele Konstitutionisten geriethen über ihre gefährliche Lage in Unruhe, und suchten sich herauszureißen; Mirabeau selbst war zu dem Könige übergegangen, der nun, wenn er sich einmal an der Gränze befunden, wenn er sich an die Spitze eines Theils von seinen Truppen gestellt, und seine Alliirten zu Hülfe gerufen hätte, vielleicht im Stande gewesen wäre, die Versammlung zu billigen Vergleichsbedingungen zu nöthigen. Auf diese Art

waren, wenn der König damals seinen Plan ausführte, noch Hülfsmittel vorhanden, sich und sein Königreich aus der jetzigen schrecklichen Lage zu retten; es war noch möglich, eine Art von Ordnung wieder herzustellen. Aber wir werden bald sehen, daß alles eine ungünstige Wendung nahm und sich bis zu dem Augenblicke, da der König floh, immer verschlimmerte. Kurz, was im Januar geschehen konnte, war im Junius nicht mehr möglich.

Um diese Zeit bekam ich einen Brief von dem Könige, worin er mir sagte, daß alle Partheien sehr starken Argwohn gegen mich hegten; daß besonders la Fayette mich mit eifersüchtigem Auge betrachtete, und daß es in Anregung wäre, mir das Kommando im Elsas zu nehmen und es dem General Luckner zu ertheilen: (ein Umstand, der ihm große Unruhe zu machen schien). In meiner Antwort an den König äußerte ich: da ich merkte, daß es mir unmöglich seyn werde, das Gouvernement dieser Provinz zu behalten, so wollte ich der National-Versammlung zuvorkommen und es selbst niederlegen; er müßte aber darauf bestehrn, daß jemand, auf den ich mich verlassen könnte, mein Nachfolger würde: und hierzu schlug ich ihm den Generallieutenant Herrn von Gelb vor, der im Elsas geboren war und sich jetzt darin aufhielt.

Auch seine militärischen Talente ungerechnet (Herr von Gelb gehörte nehmlich, ob man ihn gleich am Hofe nicht kannte, zu unsern besten Generalen) war er ein Mann von der strengsten Rechtschaffenheit, hing

an dem Könige und der Monarchie, und setzte das unbegränzteste Vertrauen in mich. Ich ersuchte deshalb den König, darauf zu dringen, daß niemanden anders als ihm, das Gouvernement des Elsasses gegeben würde. Er versprach, das zu thun, und schien gänzlich meiner Meinung zu seyn. Ich schrieb nun auch an den Kriegesminister, und sagte ihm: der weite Umfang der unter meinem Kommando stehenden Provinzen hindere mich, die Pflichten meines Postens gehörig zu erfüllen. Zu der Zeit, als ich ein Amt von solcher Wichtigkeit übernommen, wäre ich durch die Lage der Armee gewissermaßen dazu genöthigt gewesen, weil sich in dem ganzen Königreiche, besonders aber an den Gränzen, ein Geist der Meuterei und Empörung geäußert hätte. Da es sich jetzt anders verhielte; da die Ordnung in der Armee, und die Ruhe in den Provinzen glücklicher Weise wieder hergestellt wäre; kurz, da die Umstände sich gänzlich verändert hätten: so wünschte ich, das Kommando im Elsas und der Franche-Comté niederzulegen, weil ich auf die Angelegenheiten dieser so sehr entfernten Provinzen unmöglich alle die Aufmerksamkeit richten könnte, die mir nothwendig schiene.

Auf diesen Brief bekam ich eine Antwort, die eine Menge Lobsprüche über meine Uneigennützigkeit enthielt, und worin mir gesagt wurde: man wäre es zwar zufrieden, daß ich das Kommando im Elsas niederlegte; indeß wünschte man, daß ich es in der Franche-Comté noch behalten möchte. Nun meldete ich Herrn von Gelb, daß man ihm das Kommando

des

des Elsasses anbieten würde; ich konnte ihn aber nur mit großer Mühe bewegen, es nicht auszuschlagen. Auch wollte er es nur unter der Bedingung annehmen, daß ich ihm mit meinem Rathe beistehen, und über ihn, seine Truppen und seine Hülfsmittel ganz so gebieten sollte, wie ich es, ausschließlich zum Dienste des Königs, am rathsamsten fände.

Sobald es bekannt wurde, daß ich das Kommando des Elsasses niedergelegt hätte, drangen der Minister du Portail und la Fayette sehr stark in den König, es dem General Luckner zu geben, der es indeß standhaft ausschlug, und ihnen in einem sehr bestimmten Tone sagte: nach seinem Wunsche müßte es Herr von Gelb bekommen, dem es einmal zugedacht wäre. So behielt ich denn, ob ich gleich nicht länger im Elsas kommandirte, doch meinen ehemaligen Einfluß daselbst; ich konnte in irgend einem dringenden Nothfalle noch die vorigen Hülfsquellen dort finden, und außerdem hatte ich die Eifersucht und das Mißtrauen, die durch meine Lage erregt waren, wenigstens auf eine kurze Zeit, beruhigt.

Zu Anfange des Februar bekam ich einen Brief von dem Könige, der mich benachrichtigte: Mirabeau und der Herr von Montmorin würden mir durch den Grafen von ***, einen am Hofe viel geltenden Fremden und einen Freund von ihnen Beiden, einen Vorschlag thun lassen, und er wollte dem Grafen, auf dessen Verlangen, einen eigenhändigen Brief mitgeben, der ihm zur Beglaubigung bei mir dienen könnte.

In dem Briefe des Königs kam folgende Stelle

vor: „Obgleich diese Leute“ (Mirabeau und einige Andre von eben der Klasse) „keinesweges von achtungswerthem Charakter sind, und ob ich gleich die Dienste des ersteren zu einem ungeheuren Preise habe erkaufen müssen: so bin ich doch der Meinung, daß sie mir einigen Nutzen verschaffen können. Gewisse Theile ihres Plans scheinen mir zu verdienen, daß man sie annimmt. Sie werden indeß Alles, was die Herren zu sagen haben, selbst hören. Hüten Sie Sich aber, allzu offen zu seyn, und theilen Sie mir dann Ihre Bemerkungen über diese Sache mit.“

Dem gemäß kam am folgenden Tage der Graf von * * * nach Metz, und brachte mir einen Brief des Königs, welcher folgenden Inhalts war:

Paris, den 4ten Febr. 1791.

„Mein Herr, ich benutze mit Vergnügen die Gelegenheit, welche mir des Grafen von * * * Reise nach Metz giebt, Ihnen aufs neue zu versichern, daß ich mit Ihren Diensten in den kritischen Umständen, worin Sie Sich befunden haben, vollkommen zufrieden bin. Ich kann Sie also nur bitten, sich ferner so zu verhalten, wie bisher, und zugleich bezeuge ich Ihnen meine Erkenntlichkeit und meine ganze Achtung.“

„Ludwig.“

Gegen den Grafen von * * * stellte ich mich, als ob ich von seinem Auftrage noch gar nichts wüßte. Er fing an mir zu erzählen, welche große Achtung

Mirabeau für mich hätte, und welches Vertrauen er in mich setzte *). Dann versicherte er mir: Mirabeau wäre itzt gänzlich dem Interesse des Königs ergeben, und würde das schon lange gewesen seyn, wenn er nicht von Seiten Neckers so vielen Widerstand gefunden hätte. Er habe in einer kurzen Zeit von dem Könige 600,000 Livres bekommen, eine monatliche Pension von 50,000 Livres noch ungerechnet, und es wären ihm sehr große Versprechungen auf den Fall gegeben, daß er Sr. Majestät irgend einen ausgezeichneten Dienst leisten sollte. Uebrigens hätte Mirabeau einige Besorgnisse wegen meiner Verbindung mit la Fayette, den er, und mit Recht, als das größte Hinderniß bei der Ausführung seiner Plane ansähe.

Ich versicherte dem Grafen von * * *: diese Verbindung wäre mehr scheinbar, als wirklich; ich hätte große Ursache, mit la Fayette'ns Verhalten gegen mich unzufrieden zu seyn; der einzige Grund meiner Verbindung mit ihm wäre die Meinung gewesen, daß er sowohl Mittel als Neigung hätte, die weiteren Fortschritte des Uebels zu hindern, wenn auch nicht etwas Gutes zu thun. Jetzt aber müßte ich aus Gründen glauben, daß es ihm an Beidem fehle. Im Gegentheil wäre ich immer der Meinung gewesen, daß Mirabeau's Genie, Talente und Standhaftigkeit seiner hohen Stufe in der National-Versammlung entspra-

*) Ich hatte diesen berühmten Mann noch nie gesehen, auch nie, weder unmittelbar noch mittelbar, in irgend einer Verbindung mit ihm gestanden.

chen, und daß kein Andrer, so gut wie er, den König und die Monarchie retten könnte. Da nun dies mein einziger Endzweck wäre, so könnte er sich darauf verlassen, daß ich alle meine Kräfte aufbieten würde, dessen Bemühungen zu unterstützen. Ich bäte ihn nur, mich mit seinem Plane bekannt zu machen.

Hierauf sagte mir der Graf von ***: es wäre Mirabeau's Absicht, die Auflösung der Versammlung, und die Freiheit des Königs, durch den Willen und die Macht der Nation selbst, zu bewirken. Er wollte nehmlich den Grundsatz aufstellen, daß die Repräsentanten des Volkes in der gegenwärtigen Versammlung nicht bevollmächtigt wären, Veränderungen in der alten Konstitution vorzunehmen. Diese Maßregel widerspräche den Instruktionen, welche alle Provinzen den Deputirten bei ihrer Sendung zu den allgemeinen Ständen gegeben hätten; und diese Instruktionen wären so wenig abgeändert, als zurückgenommen worden. Ueberdies könnte der König, da man ihn seiner persönlichen Freiheit beraubt hätte, die neuen, von den Deputirten gegebenen Gesetze nicht mit seiner Autorität bestätigen. Wenn nun die Triftigkeit dieser Vorstellungen zugestanden würde, so wollte er Adressen von den verschiedenen Departements schaffen, worin man bäte, daß die gegenwärtige Versammlung aufgelöset, und eine neue berufen werden möchte, welche Vollmachten erhielte, in der Konstitution solche Abänderungen zu treffen, als sie nöthig fände; ferner daß dem Könige seine Freiheit und der Genuß eines billigen Ansehens wiedergegeben würde. Diese Adres-

sen sollten von dem Volke in Paris unterstützt werden, von welchem Mirabeau glaubte, daß er es ganz, nach seinem Willen würde brauchen können, sobald nur einige von den Anführern der Jakobiner-Parthei entfernt wären, welche er schon in der Versammlung denuncirt hatte.

Der Graf von *** sagte mir ferner: Mirabeau rechne darauf, das Verhalten von sechs und dreißig Departements leiten zu können. (Ich selbst konnte mich auf sechs verlassen. Außerdem war, wie ich schon bemerkt habe, kaum Ein Departement in Frankreich, welches nicht für die Sache des Königs wohlgesinnt gewesen wäre). Weiter sollte Mirabeau mir den König und dessen Familie entweder in Compiegne oder in Fontainebleau überliefern, und ich sie dann daselbst mit meinen besten Truppen umgeben.

Als der Graf von *** geendigt hatte, sagte ich ihm: der mir von ihm mitgetheilte Plan hätte meinen vollkommnen Beifall, und ich verspräche, ihn nach meinen besten Kräften zu unterstützen. Er möchte Mirabeau versichern, daß er sich auf meine Mitwirkung verlassen könnte. Ich schrieb auch an den König, und sagte ihm, daß dieser Plan mir vorzüglicher schiene, als der seinige, sich nach Montmedy zu begeben. Ich rieth ihm, in die Ausführung einzuwilligen, Mirabeau mit Gold zu überhäufen, und ihm alles zu geben, und zu versprechen, was er nur verlangen könnte. Dabei versicherte ich zugleich: jetzt wären Leute von Ehre und Rechtschaffenheit nicht mehr im Stande, ihn zu retten und die Monarchie wieder her-

zustellen. Diese könnten in Umständen, wie die gegenwärtigen, nur leere, unnütze Wünsche thun; doch eben jene schlechte Menschen ohne Grundsätze, die im Stande gewesen wären, durch Kühnheit und Geschicklichkeit das Unglück zu verursachen, wüßten auch, wie es zu heben sey, und hätten vielleicht die Mittel dazu in Händen.

Ohne Zweifel wird man es wunderbar finden, daß ich gegen Mirabeau mit so vieler Offenheit handelte, da ich doch in meinem Betragen gegen la Fayette so mißtrauisch gewesen war. Der Grund hiervon ist leicht einzusehen. Bei Mirabeau waren Hab- und Ehrsucht die herrschenden Leidenschaften; und diese konnte der König, wenn er wieder auf seinem Throne saß, reichlich befriedigen. Nun wußte ich aber sehr wohl, daß Mirabeau zu viel Verstand hatte, um nicht einzusehen, daß die Dankbarkeit und die Gnadensbezeugungen eines Fürsten, dem er die Wiederherstellung seiner Macht und seines Ansehens mit verschafft hätte, weit besser wäre, als Volksgunst und als die temporelle Lage eines Parthei-Anführers. La Fayette im Gegentheile war ein Enthusiast, und von Eigenliebe berauscht, deren Preis man weder wissen, noch bezahlen konnte; und solche Menschen sind zu allen Zeiten gefährlich, besonders aber während einer Revolution.

Wahrscheinlich hatte la Fayette etwas davon erfahren, daß Mirabeau mir Anträge gemacht hatte; denn ich bekam nun nachstehenden Brief von ihm.

Paris, den 7ten Februar.
1791.

Ich habe Ihnen lange nicht geschrieben, lieber Vetter, und bin auch, seit meiner Unterhaltung mit Ihrem Sohne, nicht im Stande gewesen, Ihnen interessante Neuigkeiten zu schreiben. Paris war zeither in Faktionen getheilt, und das Königreich ein Raub der Anarchie. Die wüthenden Aristokraten träumen eine Gegen-Revolution, und die Priester wirken durch Fanatismus dazu mit; die gemäßigten Aristokraten haben zwar nicht den Muth, Albernheiten zu machen, sagen aber sehr viele. Die partheilosen Monarchisten und die ganze rechte Seite der Versammlung suchen nur eine Rolle zu spielen, haben aber dazu weder physische noch moralische Kräfte genug, und würden, wenn es ihnen gelänge etwas zu werden, ebenfalls Aristokraten seyn. Auf der linken Seite giebt es eine beträchtliche Anzahl rechtschaffner Leute, welche nur die Umstände abwarten. Ein Klub von 1789, der sich in philosophische Spekulationen verliert; ein Jakobiner-Klub, dessen Mitglieder im Ganzen ebenfalls Gutes wollen, dessen Anführer aber allenthalben Unruhe erregen! Das alles vermehrt sich denn durch die Associationen in der Hauptstadt, wie in den Provinzen; und zum Unglück sieht man mehr auf die Menge der Mitglieder, als auf ihren Charakter, weil die Oberhäupter sich von Eigennutz und persönlichen Leidenschaften treiben lassen. Die Minister sind ganz und gar in der Revolution, und haben keine andre Regel, als der Volks-Parthei nachzugeben, weil sie

sich vor den Denunciationen derselben fürchten. Die Höflinge sind, wie ehemals, sehr albern, sehr nichtswürdig, sehr aristokratisch. Die Königin hat sich in die Revolution gefunden, und hofft, daß die öffentliche Meinung sich ein wenig ändern werde, fürchtet aber den Krieg. Der König will nur das Glück des Volkes und die allgemeine Ruhe, doch vor allem seine eigne. Ich muß wohl auch mich selbst nicht vergessen. Alle Parthei-Oberhäupter greifen mich heftig an, weil sie mich als ein unübersteigliches Hinderniß betrachten, und weil ich mich durchaus nicht von ihnen schrecken lasse. Der erste Artikel in allen ihren bösen Planen ist der, mich zu stürzen. Rechnen Sie nun noch den doppelten und verdienten Haß der Aristokraten und der Parthei Orleans hinzu, die stärker ist, als sie zu seyn scheint; ferner die Erbitterung der Lameths, mit denen ich in Verbindung gewesen bin, und auch Mirabeau's, der von mir verachtet worden zu seyn behauptet; ferner das Ausstreuen von Geld, von Schmähschriften; und endlich, daß die Leute, welche Paris gern plündern möchten, aber von mir daran gehindert werden, natürlicher Weise sehr böse auf mich sind: so wissen Sie ungefähr, was Alles gegen mich zu wirken sucht. Aber mit Ausnahme einer kleinen Anzahl von überspannten, irregeführten Köpfen, sind alle rechtliche Leute, von der ärmsten Volks-Klasse an bis zu denen hin, die nicht zu den wüthenden Aristokraten gehören, für mich. Ich stehe in gutem Vernehmen mit den Nationalgarden; nur einige verachtete Jakobiner ausgenommen: denn die rechtlichen Leute unter

den Jakobinern sind ebenfalls für mich, ob ich gleich durchaus nicht mehr in den Klub kommen will. Seit zwei Monathen habe ich weniger als jemals mit dem Hofe zu schaffen gehabt, weil es doch zu nichts geholfen hätte, und weil ich nur das thue, was meinem Vaterland nützlich ist. Ich fürchte aber, man hat meine Nachlässigkeit benutzt, um Intriguen gegen mich zu machen. Ja, ich weiß sogar, daß man im Begriff gewesen ist, einige sehr große Albernheiten zu begehen, und daß man sich erst am Rande des Abgrundes wieder besonnen hat. Die Königin ist von so üblen Rathgebern umringt, und die kleinen Köpfchen in den Tuilerien sind so trunken von Hoffnungen, so üble Rechner, wenn Hindernisse in Anschlag gebracht werden müssen, daß in der That zu befürchten steht, man wird den König, dieses so schätzbare Werkzeug zur Beförderung der Ruhe und Ordnung, mißbrauchen und ihn nur persönlicher Ehrsucht dienen lassen. So ist die Lage im Ganzen. Und nun meine Gedanken darüber."

„Einige Freunde, und besonders Emery, arbeiten mit mir an einem Verhaltungsplane, der die Revolution befestigen, die Konstitution auf einer sichren Basis gründen und die öffentliche Ruhe wieder herstellen soll. Die besten Köpfe in der Versammlung können nicht umhin, diese Association zu unterstützen; Mirabeau selbst muß es, und er ist dazu besonders tauglich. Jetzt sind Gerichtshöfe bestellt, die Polizey des Königreiches und die Jurys dekretirt. Wir können nun unsre Stimme mit Nachdruck, zur rechten Zeit, und mit Nutzen, hören lassen."

„Sie sind der Verbindung beigetreten, die mein Herz und mein Patriotismus Ihnen anboten. Vor einiger Zeit sagten Sie zu einem meiner Freunde: „Wenn wir, la Fayette und ich, einander wohl verstehen, so können wir eine Konstitution begründen.“ Ich setze zu viel Werth in Ihre Freundschaft und in Ihre Meinung von mir, um Ihnen nicht alle meine Ideen mitzutheilen und Sie um die Ihrigen zu befragen. In Kurzem werde ich Ihnen daher noch umständlicher schreiben.“

„Es ist mein innigster Wunsch, die Revolution bald und gut beendigt zu sehen, die Konstitution fest zu gründen, hierzu das Vertrauen das die Nation in mich setzt und meine persönlichen Kräfte zu benutzen, und dann in Frankreich weder einen Civil- noch einen Militär-Posten zu bekleiden, sondern ein bloßer aktiver Bürger, und, wenn Krieg wird, und Sie mich haben wollen, Ihr Adjutant ohne Rang und ohne Kommando zu seyn. Leben Sie wohl, lieber Vetter. Ich umarme Sie von ganzem Herzen.“

„La Fayette.“

N. S. „Es giebt viele Leute, welche große Projekte im Kopfe haben. Das Alles rührt von kleinlicher Ehrsucht her. Ich werde Ihnen sagen, was ich davon denke, so wie ich diese Plane näher kennen lerne. Rechtschaffne Leute, wie wir, müssen gerade und ganz offen auf einen bekannten, nützlichen Zweck zugehen. Alle Geheimnisse und Intriguen dienen nur Gaunern, so wie alle Chimären schlechter Köpfe nur ihren Feinden dienen.“

Diese Nachschrift war im Grunde der einzige Gegenstand von la Fayette'ns Briefe. Er hatte auf irgend eine Art Mirabeau's Plan erfahren, und wollte mich gern wissen lassen, daß er ihn kennte. Der Inhalt dieses Briefes zeigt übrigens la Fayette'ns Bethörung und seine äußerst große Sorglosigkeit in Betreff seiner Feinde, der Jakobiner. Seine Konstitution, dies Hirngespinnst, verfolgte er immer mit gleicher Hitze und Blindheit. Freilich hatten die Anhänger derselben in Paris einen Klub errichtet, der Anfangs in dem Hotel de la Rochefoucault gehalten wurde. Dieser Klub vergrößerte sich in der Folge, und rivalisirte sogar mit den Jakobinern in Paris; er war aber jetzt um alle seine Macht und Bedeutung gekommen, da hingegen die Klubs in den Provinzen beide Partheien mit einander vereinigt, und da die Jakobiner die Oberhand gewonnen hatten.

Die Stelle in la Fayette'ns Briefe, worin er von Versuchen, den König zu Irrthümern zu verleiten spricht, spielt auf einen Plan an, in Lyon eine Gegen-Revolution zu bewirken. Die nach Turin geflohenen Emigrirten sollten sie anfangen, und der Adel der benachbarten Provinzen sie unterstützen. Ja, man rechnete auch auf die Einwohner von Lyon selbst, die, wie man glaubte, ihrer Seits wieder von den Truppen unterstützt werden sollten, deren Befehlshaber man schon gewonnen hatte. Diesen gefährlichen Plan, dessen Ausführung auf den Januar festgesetzt gewesen war, hatte der König selbst hintertrieben. Er schrieb mir darüber: der Plan sey gänzlich gegen seine Nei-

gung, und er habe sich nach seinen besten Kräften bemühet, die Ausführung zu hindern.

Emery, den la Fayette so oft als seinen Freund nannte, war ein Rechtsgelehrter von Metz, und eins von den ausgezeichnetsten, geachtetsten Mitgliedern der National-Versammlung. Er hatte Verstand und Geschicklichkeit, und war freilich ein starker Anhänger der Revolution, aber dabei doch sehr rechtschaffen. Etwa einen Monath vorher, ehe ich diesen Brief bekam, brachte er einige Tage in Metz zu, und ich sprach mit ihm viel über la Fayette, gab aber immer sehr genau Acht, was ich sagte. Ich äußerte: in meinen Augen verdiene la Fayette Tadel, wenn auch nicht deshalb, weil er etwas Gutes unterlassen, so doch wenigstens darum, weil er das Uebel nicht verhindert habe. Er gestand, daß er sowohl über la Fayette, als über die Fehler in der Konstitution, meiner Meinung wäre. Auch versicherte er mir: die Versammlung hätte sich von ihren partheisüchtigen Mitgliedern hinreißen lassen, und nur darauf gedacht, das Alte umzustürzen, ohne etwas Andres an dessen Stelle zu setzen; man würde aber das Uebel, das geschehen wäre, wieder gut zu machen suchen. Ich rieth ihm und seinen Freunden: wenn es noch nicht zu spät sey, unverzüglich hieran zu arbeiten.

In einer von diesen Unterredungen fragte mich Emery: „aber, mein Herr, welche Rolle wollen Sie spielen? Denn niemand kennt ja Ihre Denkart.“ — Meine Antwort war: „ich bin weder Aristokrat, noch Demokrat; ich bin ein Royalist, und in Eure Konsti-

tution, die ich für abscheulich halte, füge ich mich, weil mein Suverän sie angenommen hat. Weigerte er sich aber, sie länger anzuerkennen, so würde auch ich ihr den Gehorsam aufsagen.“ — Emery erwiederte: „Sie haben Recht. Wäre ich von Adel, so würde ich eben so denken und handeln, wie Sie; doch ein Mann, wie ich, der zum Rechtsgelehrten erzogen ist, muß natürlicher Weise eine Revolution wünschen, und eine Konstitution lieben, die ihn und seines Gleichen aus einem verhältnißmäßig niedrigeren Zustande bringt.“

Ich schrieb nun la Fayetten auf seinen Brief nachstehende Antwort, von der ich eine Abschrift behalten habe.

Metz, den 11ten Febr. 1791.

„In der That, lieber Vetter, ich habe lange nicht das Vergnügen gehabt, Briefe von Ihnen zu bekommen; und daraus schloß ich denn, Ihre Beschäftigungen hätten Sie gehindert, an mich zu schreiben. Ihre Schilderung des Zustandes, worin die Versammlung und Paris sich befinden, der Partheien und Faktionen, die darin herrschen, und das, was Sie mir von dem Geiste, der sie leitet, sagen, ist so wahr als schrecklich. Einige Personen, die ich vor Kurzem hier gesprochen habe, in die ich Vertrauen setze, und für die ich Achtung hege, unter andern Herr Emery, machen mir eine ähnliche Schilderung. Alle kommen darin überein, daß das Uebel äußerst groß ist, kennen aber kein Hülfsmittel dagegen. Sie werden mich einiger-

maßen trösten und meine Hoffnungen wieder erwecken, wenn Sie mir versichern, daß Sie mit Herrn Emery und mehreren andren fähigen Leuten gemeinschaftlich an einem Verhaltungsplane arbeiten, der eine Konstitution auf eine feste Basis gründen soll. Doch — haben Sie nicht schon vor einem Jahre eben den Wunsch und eben die Gesinnung gegen mich geäußert? Haben Sie mir nicht schon damals versichert: man werde sogleich eine öffentliche Macht herstellen, ohne welche die besten Gesetze unwirksam sind? Und war Ihnen das damals nicht viel leichter, als jetzt? Was ist aber seitdem geschehen? Es sind mehrere Partheien entstanden, die einander entgegen streben. Die Jakobiner haben Einfluß und ein solches Uebergewicht gewonnen, daß es beinahe unmöglich ist, sie zu zernichten, oder zu berechnen, wie weit das Uebel, das sie in Frankreich verursachen, noch gehen wird. Die Unordnung in Paris und den Provinzen hat zugenommen. Die Truppen, welche man Anfangs mehr durch Ueberredungskünste, als durch Bestechung, zu verführen suchte, sind nun erkauft, und haben alle Bande der Disciplin zerrissen; und dieser Geist der Erkäuflichkeit hat sich so sehr in der Armee verbreitet, daß der Soldat im Ganzen für den seyn wird, der ihn am besten bezahlt, und daß es den Generalen und Officieren, die man verfolgt, die kein Ansehen, keine Autorität mehr haben, und die ihres Dienstes überdrüßig sind, vielleicht nicht einmal mehr möglich ist, sie wieder zu ihrer Pflicht zurückzubringen."

„Unter dem Volke ist eine Gährung entstanden,

die sich mit jedem Tage weiter verbreitet. Die Revolutions-Klubs leiten in diesem Augenblick fast alle Städte, von denen sehr wenige noch durch die Klugheit der Administratoren in Ordnung gehalten werden. In mehreren äußert das Volk sein Mißvergnügen. Noch größer ist dieses auf dem Lande, besonders in den Provinzen, wo das Zurückrücken der Barrieren oder der Priestereid das Volk verstimmt haben, so daß es den Dekreten über diese beiden Punkte nicht anders gehorcht hat, als aus Furcht vor der militärischen Macht, die man ihm zeigte. Schon hört man sogar sagen: „die Versammlung sey nicht bevollmächtigt, eine Konstitution zu machen, und die stillschweigende Zustimmung des Volkes reiche nicht hin, da es dieselbe in jeder Minute zurücknehmen könne. Der König sey nicht frei, ja, die Versammlung selbst sey es nicht; die öffentliche Meinung könne und müsse sich ändern.“ Was würde aber daraus werden, wenn dies geschähe, und wenn die Anwesenheit fremder Armeen an der Gränze (denn diese ist doch ein sehr möglicher Fall) den Geist des Mißvergnügens noch mehr erregte und ihn so weit triebe, daß er, wenn nicht eine allgemeine, so doch eine partielle, Insurrektion bewirkte! Ich frage: würde Ihr Gebäude dann nicht umgestürzt und Sie mit von den Ruinen zerschmettert werden?“

„Solches Unglück sehe ich voraus; und ich bin überzeugt, daß jeder vernünftige Mensch, der kein Schwärmer, der nicht ehrsüchtig oder eigennützig ist, eben die Besorgnisse haben wird. Was muß man

aber nun thun, das Uebel zu verhindern? Die National-Versammlung so konstituiren, daß ihre Vollmachten weder zweifelhaft seyn, noch zurückgenommen werden können, und daß sie keinen Protestationen ausgesetzt sind; dem Könige hinlängliche Gewalt zur Vollziehung der Gesetze, und auch die nöthige Freiheit geben, damit man seine Zustimmung nicht für erzwungen halten könne, und damit man allen Vorwand zu Protestationen hebe, die früher oder später großes Uebel verursachen. Also der Versammlung legale Vollmacht, Gesetze geben zu können; der vollziehenden Gewalt Kraft genug, sie auszuführen; und ihrem Oberhaupte, dem Könige, gänzliche Freiheit! Das kann eine freie Konstitution fest gründen und uns vor einer Anarchie bewahren, die zuletzt nothwendig mit einer Katastrophe endigen muß."

„Ist das aber möglich, oder nicht? Ich weiß es nicht. Kann und soll ich mich selbst damit beschäftigen? Ich habe weder Kräfte noch Fähigkeit genug, etwas so Großes und Gutes zu thun; mir steht es nur frei, meine Ideen einigen Männern mitzutheilen, die, gleich Ihnen, durch ihre Lage in Stand gesetzt werden, dazu mitwirken zu können. Mit den Uebrigen zu schweigen, die öffentliche Meinung zu achten, den von den höchsten Autoritäten gegebnen Gesetzen zu gehorchen, und mich auf die Erfüllung meiner Pflichten zu beschränken, ohne aus den mir durch sie vorgeschriebnen Gränzen zu gehen: das sind die Regeln, die ich mir selbst gegeben habe, lieber Vetter,

und

und die ich so lange befolgen werde, als ich noch unter der Französischen Regierung lebe und ihr diene.“

„Wenn der Dienst Ihres Vaterlandes Sie zu der Armee riefe, so würden Sie dabei angestellt werden, und zwar mit der Auszeichnung, die Ihren Talenten und Ihrem Range gebührte; und ich, Ihr Nacheiferer im Patriotismus, würde kein andres Verlangen haben, als mit Ihnen den Ruhm und die Ehre zu theilen, die dessen Lohn seyn müssen.“

„Leben Sie wohl, lieber Vetter. Ich wiederhole Ihnen die Versicherungen meiner zärtlichen Freundschaft.“

„Bouillé.“

In diesem Briefe machte ich den letzten Versuch, la Fayette'n über die Gefahr seiner Lage die Augen zu öffnen. Ich sagte ihm meine Gesinnungen freimüthig und aufrichtig; ich zeigte ihm den Weg, den er nehmen müßte, um sich aus den Schwierigkeiten, von denen er umgeben war, heraus zu winden, den König aus seiner gegenwärtigen niedrigen Lage zu befreien, und das noch größere Unglück, welches Frankreich drohete, von demselben abzuwenden.

Ich erfuhr, daß la Fayette, auf sein eignes Verlangen, einen Tag nachher, als der Graf von *** nach Metz abgereist war, in Emery's Wohnung zu Paris eine drei Stunden lange Unterredung mit Mirabeau gehabt hatte. Nun machte ich mir große Hoffnung, er würde den Plan des letztern entweder vermuthen oder erfahren haben, und ihm alle Hülfe, allen Bei-

ſtand leiſten wollen, weil er überzeugt ſeyn müßte, daß er auf keine andre Art aus dem Labyrinthe, in welchem er ſich verirrt hatte, wieder herauskommen könnte; und, in der That, wären zwiſchen Perſonen von ſo gänzlich entgegen geſetzten Charakteren und Grundſätzen, wie ich, Mirabeau und la Fayette, eine Verbündung möglich geweſen, ſo würden wir vielleicht im Stande geweſen ſeyn, die Nation zu retten. Mirabeau konnte gewiſſermaßen über die Majorität der Verſammlung gebieten, und überdies hatte er großen Einfluß auf die Jakobiner. La Fayette'ns Macht war freilich im Sinken; aber doch hingen ihm in Paris, und auch in den Provinzen, noch viele Leute an. Ich ſelbſt hatte viel von meinem Kredit und ſogar einen Theil meiner vorigen Autorität bei den Truppen, wieder gewonnen. Auch ſtand ich, wie ich ſchon geſagt habe, bei den Nationalgarden und den konſtituirten Autoritäten der Gränzprovinzen in Gunſt. Doch alle dieſe Plane zerfielen ſehr ſchnell in Nichts. Mirabeau wurde bald nachher von einer heftigen Krankheit befallen, und ſtarb, nicht ohne daß man den Verdacht hegte, die Oberhäupter von Orleans Faktion hätten ihn vergiftet. La Fayette ließ ſich wieder in kleinliche Intriguen ein; und ich ſelbſt — ich verlor an Kredit, an Popularität, und meine Hülfsmittel fingen an ſich zu vermindern, ſo daß einige Monathe nachher, als der König Gebrauch von ihnen machen wollte, ſie nicht mehr hinreichten, ihm zu dienen.

Während daß la Fayette allen ſeinen Zorn und ſeine Rachbegierde gegen die Ariſtokraten und Roya-

listen richtete, und die königliche Familie täglich den Beleidigungen des Volkes aussetzte, mit dem er sich gewissermaßen zu vereinigen schien, um seinen Suverän noch mehr zu demüthigen und in den Herzen eines Theils von dessen Unterthanen jede Empfindung der Ehrfurcht und Liebe auszulöschen: wurde er selbst durch den Herzog von Orleans offenbar angegriffen. Gegen das Ende des Februars war er genöthigt, sich mit den Sansculottes zu Vincennes, welche Santerre, einer von den Haupt-Partheigängern dieses Prinzen, kommandirte, einzulassen. Er zerstreuete sie zwar damals; doch nahm er ihnen nicht die Macht, sich mit größerer Stärke und auf eine noch furchtbarere Art wieder zu sammeln.

Der Herzog von Orleans hatte in jedem Theile von Frankreich Rädelsführer und geheime Agenten. Der Jakobiner-Klub in Paris, dessen Operationen er leitete, unterhielt einen Briefwechsel mit allen übrigen im Königreiche. Es gab keine Stadt in Frankreich, auch nicht die kleinste, ohne dergleichen Gesellschaften, welche die kühnsten, unternehmendsten, in Lastern und Verbrechen vollendetsten Menschen zu Präsidenten oder Anführern hatten. Der Jakobinismus war ein Ungeheuer, dessen Kopf in Paris lag, dessen Arme sich aber durch ganz Frankreich verbreiteten; und die Mittel, deren dessen Anhänger sich zur Ausführung ihrer verderblichen Plane bedienten, waren wechselsweise Gewalt und List. Sie gaben günstige Gesinnungen für die Konstitution vor, dachten aber dabei auf das Verderben ihres Oberhauptes, la Fayette'ns, dem sie mehr,

um die persönliche Rachbegierde des Herzogs von Orleans zu befriedigen, als aus Besorgnissen vor seiner Macht, verfolgten. Sie verbündeten sich mit den Freunden der Konstitution, wußten diese zu ihren Absichten zu brauchen, und warteten doch nur, bis das königliche Ansehen gänzlich vernichtet wäre, um sie dann umzustürzen. Hat es je eine weiter ausgebreitete Verschwörung gegeben, so ist sie doch gewiß weder mit mehr Methode und Geschicklichkeit angesponnen, noch mit mehr Kühnheit und Kraft ausgeführt worden.

Zu Anfange des März bekam ich wieder einen Brief von la Fayette: den letzten, den er mir geschrieben hat.

Paris, den 7ten März.
1791.

„Ich wünsche Ihnen Glück, lieber Vetter, zu der Verheirathung der Frau von Contades, und hoffe, Sie werden nicht zweifeln, daß ich selbst Theil daran nehme. In den letztverflossenen Tagen, besonders am 29ten Febr., waren wir in einer sehr unangenehmen Lage; indeß haben die Vorfälle zu Vincennes und in den Tuilerieen uns wenigstens auf einige Tage vor den Angriffen unsrer Feinde Ruhe verschafft. Durch Ihren Briefwechsel mit Emery wissen Sie ohne Zweifel schon, was hier vorgegangen ist. Ich sage Ihnen daher nur, daß Herr von Gelb die Rhein-Departements bekommen hat. Diese Wahl des Königs wird Ihnen, wie ich weiß, viel angenehmer seyn, als jede

andre, die er hätte treffen können; und Herr von Gelb taugt durch seine Talente, seine Tugenden und seinen Patriotismus ganz für diesen Posten. Ich bitte Sie nun um eine Gefälligkeit, lieber Vetter. Haben Sie die Güte, ihn zu bewegen, daß er des Mottes mit unter seine Adjutanten aufnimmt. Nach den Dekreten der Versammlung kann dieser zu einem solchen Posten gewählt werden; und wegen seines Muthes, seines Verstandes, seines Interesse für die Nationalgarden, und seiner Liebe zu uns Beiden, ist mir sehr viel daran gelegen, ihn in einer Lage zu sehen, wo er nützlich werden und seine Talente zeigen kann. Ich würde Herrn von Gelb äußerst verpflichtet seyn, wenn er diese Güte hätte; doch halte ich mich nicht für berechtigt, ihn selbst darum zu bitten. Da Sie auf einem vertrauten Fuße mit ihm stehen, so sind Sie im Stande, mir diesen Dienst zu erweisen. Leben Sie wohl, lieber Vetter. Meine besten Wünsche begleiten Sie.“

„La Fayette.“

Also wollte la Fayette seinem Adjutanten des Mottes denselben Posten bei dem General Gelb, Kommandanten des Elsasses, verschaffen! Des Mottes war, wie ich schon bemerkt habe, la Fayette'ns vertrauter Freund, und ließ sich von diesem als Kundschafter gebrauchen. Er hatte mich auf meiner Reise durch die Gränzprovinzen begleitet, mein Verhalten sehr genau beobachtet, und seinem Kommittenten von Allem Nachricht gegeben. Da er eben die Rolle auch bei dem

Herrn von Gelb spielen sollte, so warnte ich diesen vor ihm. Dem gemäß verbat sich der General dessen Dienste, und ich fand Mittel, la Fayette'ns Verlangen auszuweichen. — Der in dem Briefe erwähnte 28ste Februar (das Einzige politischen Inhalts, was darin vorkommt) war der Tag, an welchem la Fayette in Vincennes den Vorfall mit Santerren hatte.

Meine Antwort enthielt bloße Komplimente. Ich ließ mich auf keine Erörterung über irgend etwas Wichtiges ein, und war nun fester als jemals überzeugt, daß nichts von la Fayette zu erwarten wäre. In der That neigte es sich mit seiner politischen Existenz beinahe zu Ende, und man mußte viel von seiner Verzweiflung befürchten, da man voraussehen konnte, daß ihre letzten Bemühungen gegen die Royalisten und Aristokraten, seine am wenigsten gefährlichen Feinde, und nicht gegen die Jakobiner, seine viel mächtigeren Gegner, gerichtet seyn würden.

Wenige Tage nachher bekam ich von dem Könige einen Brief in Chiffern, worin er mir sagte, daß er den Ausgang des April, oder die ersten Tage des Maies zu seiner Abreise von Paris bestimmt hätte. Da er entschlossen war, über Varennes nach Montmedy zu gehen, so wünschte er, daß ich eine Postenkette von Chalons bis zu diesem Orte ausstellen möchte. Noch sagte er mir, daß er mit seiner ganzen Familie in einem einzigen Wagen reisen wollte, den er ausdrücklich zu dieser Absicht bauen ließe. In meiner Antwort nahm ich mir die Freiheit, ihm wieder vorzustellen, daß der von ihm gewählte Weg große Unbequemlich-

keiten hätte, da man, weil keine Postpferde zu bekommen wären, Relais legen müßte. Dieser Umstand nöthigte mich entweder, das Geheimniß irgend jemanden anzuvertrauen, oder er würde Verdacht erregen, und zwar um so leichter, da man jetzt in mich selbst und in alle Befehlshaber der Armee mehr als jemals Mißtrauen setzte, weil man erst vor wenigen Monathen die Verschwörung von Lyon entdeckt hätte, und weil man wüßte, daß alle mit darin verwickelt gewesen wären. Auch der Aufenthalt der Emigrirten an der Gränze sey ein Grund, weshalb man uns mit argwöhnischen Blicken beobachte. Diese kehrten häufig über die Gränze von Frankreich zurück, kämen vor die Thore von Metz, und begingen Unordnungen, die man auf meine Rechnung setzte, ob ich gleich mit ihnen nicht in der mindesten Verbindung stände. Aus allen diesen Gründen suchte ich den König zu bewegen, daß er durch Rheims, oder Flandern, über Chimay und die Ardennen, nach Montmedy gehen möchte. Weiter stellte ich ihm vor, wie wenig rathsam es wäre, mit der Königin und seinen Kindern in einem Wagen von besonderer Bauart zu reisen, der nothwendig allgemeine Aufmerksamkeit erregen müßte. Ich rieth ihm vielmehr, sich zweier Englischen leichten Wagen für sich und für seine Familie zu bedienen, und irgend jemanden von erprobter Treue mitzunehmen, der, nöthigen Falls, sich zeigen und zugleich auch der Wegweiser seyn könnte, da weder die Königin noch er selbst mit dem Wege bekannt wäre. Hierzu schlug ich den Marquis von Agoult, Major unter der Französischen Gar-

de, vor: einen Mann von gesundem Verstande, von Muth und Standhaftigkeit, der zu einem solchen Unternehmen ganz vorzüglich geschickt war. Noch erinnerte ich den König, welcher Nachtheil daraus entstehen könnte, wenn man eine Kette von Posten auf dem Wege ausstellte. Wären sie schwach, so würden sie zu weiter nichts nützen, als Mißtrauen bei dem Volke zu erwecken, das ohnedies hierzu schon geneigt wäre, da die Jakobiner alles nur Mögliche thäten, dem Könige dessen Liebe zu entziehen; wären sie hingegen beträchtlich stark, so würden sie den heftigsten Argwohn erregen, und gewissermaßen sogar den Plan des Königs verrathen. Ueberdies stände es nicht in meiner Gewalt, ganze Corps anders in Bewegung zu setzen, als auf einen Befehl des Königs, den der Kriegesminister kontrasignirt hätte. Dieser wäre aber nicht mit in dem Geheimnisse, sondern wir hätten vielmehr Mißtrauen in ihn zu setzen. Uebrigens drang ich darauf, daß die Oestreichischen Truppen in der Gegend von Luxemburg und Montmedy eine Bewegung machen müßten. Ich wünschte, daß sie sich bei Arlon, zwischen diesen beiden Festungen, lagern möchten, und äußerte noch: wenn der König auch keinen Gebrauch von ihnen machen wollte, so würden sie doch dazu dienen, die Versammlung in Furcht zu halten, da sie ihr zeigten, daß er nicht ohne Beistand wäre.

Der König antwortete mir: er sey fest entschlossen, über Varennes zu gehen; nothwendig müsse er (aus den schon von mir angeführten Gründen) abgeneigt seyn, sich in Rheims sehen zu lassen, und noch

weit mehr, auf seinem Wege nach Montmedy das Gebiet des Kaisers zu berühren, da er fest beschlossen habe, nicht über die Gränzen seines Reiches zu gehen. Auch bestand er darauf, daß ich Detaschements an der Landstraße ausstellen sollte, und weigerte sich, einen Theil der königlichen Familie in einem zweiten Wagen fahren zu lassen. Uebrigens versprach er, Herrn von Agoult mitzunehmen, und mit seiner Abreise so lange zu warten, bis der Kaiser ein Corps Truppen gegen die Gränze bei Luxemburg hätte marschiren lassen.

Da ich nun von des Königs endlichem Entschlusse unterrichtet war, so machte ich die gehörigen Anstalten zur Ausführung desselben. Ich verlangte von ihm die nöthigen Summen zur Bestreitung der Kosten, und er überschickte mir eine Million Livres in Assignaten, wovon ich, nach dem unglücklichen Ausgange dieser Sache, dem Bruder des Königs, Monsieur, 700,000 Livres eingehändigt habe. Das Uebrige verwendete ich Theils dazu, insgeheim Fourage, Ammunition und Lebensmittel zu kaufen; Theils gab ich es den Obersten meiner besten Regimenter, damit sie Gold dafür einwechseln und den Soldaten gelegentlich Vorschüsse machen sollten: doch ließ ich sie nie die wahre Ursache argwöhnen, weshalb ich ihnen diese Summen anvertrauete. Nun erregte ich Lärm an den Gränzen, und sprengte aus, daß die Oestreicher große Bewegungen machten. Dies war freilich nur eine Erdichtung; indeß fand es doch so viel Glauben, daß der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herr von Montmorin,

mir schriftlich Beistand zusicherte. Dadurch ließen indeß der patriotische Klub und die Municipalität von Metz sich nicht abhalten, eine Deputation an die Versammlung zu schicken, welche sich beklagen sollte, daß nicht die nöthigen Anstalten zur Sicherung der Gränzen getroffen wären. Dieser Schritt erleichterte die Ausführung meines Plans, da er mich in Stand setzte, in Montmedy Lebensmittel, Munition, Artillerie und alle zu einem Lager nothwendigen Geräthschaften zusammen zu bringen, und da er mir Gelegenheit gab, einige gute Regimenter in die Nachbarschaft dieser Stadt marschiren zu lassen.

Das Mißtrauen gegen die Stadt Metz, und beinahe gegen alle Städte in den von mir kommandirten Distrikten, vermehrte sich indeß bei der Versammlung, bei la Fayette und bei seinen Anhängern, mit jedem Tage. Der Kriegesminister nahm mir die besten Regimenter, besonders die fremden, und gab mir dagegen die schlechtesten in der ganzen Armee. Behielt ich ja noch einige wenige Regimenter, auf die ich mich verlassen konnte, so war es nur deshalb, weil ich mich gewissermaßen weigerte, sie wegzugeben, und weil ich es bei den Departements dahin brachte, daß sie sich für mich verwendeten. Seit dem Vorfalle in Nancy hatten die wüthenden Jakobiner jedes Mittel angewendet, mich zu quälen. Sie vereinigten sich mit den Freunden der Konstitution, bloß in der Absicht, die Royalisten zu verfolgen, und der König wurde von ihnen stärker als jemals insultirt. La Fayette wünschte die Meinung zu widerlegen, daß der König und

dessen Familie in einer Art von Gefangenschaft wären, und beredete sie, auf einige Tage nach St. Cloud zu gehen. Doch gerade als sie im Begriff standen abzureisen, umringte der Pöbel, auf Anstiften der Jakobiner, die Kutschen, und nöthigte sie, trotz allen Bemühungen la Fayette'ns und der Nationalgarden, nach den Tuilerieen zurückzukehren.

Die Jakobiner fanden es etwas schwer, wieder den Geist der Empörung in die Truppen zu bringen, und sie zu bereden, daß sie ihren Befehlshabern den Gehorsam aufkündigten: (Bemühungen, welche besonders gegen mich und die unter meinem Befehle stehenden Generale gerichtet waren, da diese fast alle das Vertrauen der Soldaten besaßen); sie suchten daher, die Soldaten in ihre Klubs zu ziehen, und schickten ihnen Einladungen dazu. Diese verbot ich aber den Truppen anzunehmen, und sie gehorchten. Der Grund zu der Proklamation, die ich ergehen ließ, war ein Dekret der National-Versammlung, welchem zufolge keine Soldaten in solche Gesellschaften aufgenommen werden sollten. Dieses Dekret war zu Anfange des vorigen September, unmittelbar nach der allgemeinen Empörung, die sich bei der Armee äußerte, erlassen worden; aber der Kriegesminister, Herr du Portail, der sich in allen seinen Handlungen von la Fayette leiten ließ, schrieb jetzt an die Versammlung, und verlangte, daß sie es zurücknehmen möchte. Dies geschah, und ich mußte es mir nun gefallen lassen, daß man alle Künste anwendete, die Soldaten zu verführen. Die Wirkung hiervon war so schnell

daß beinahe die ganze Französische Armee wenige Monathe nachher ihre Officier wegjagte, andre aus ihrer eignen Mitte wählte, und in Kurzem gänzlich unter der Leitung jakobinischer Anführer stand, da sie la Fayette'n verlassen hatte, um Dumouriez zu folgen.

Von der Inkonsequenz des erstern und seiner Parthei kann man sich einigermaßen einen Begriff machen, wenn man sich erinnert, welche Besorgnisse er, so wie die Versammlung, zur Zeit der Insurrektion von Nancy äußerten, und wenn man das, was er mir damals schrieb, und mir auch schon vorher geschrieben hatte, mit seinem gegenwärtigen Verhalten vergleicht. Dann muß man nothwendig überzeugt werden, wie schwach sein Charakter, wie schwankend seine Grundsätze, und wie mittelmäßig seine Talente waren. Gewiß, er konnte nichts weniger, als eine Revolution, wie die Französische, leiten; im Gegentheil wäre er nicht einmal im Stande gewesen, es in einem kleinen Italiänischen Staate, wie Lucca oder Modena, zu thun.

Ich hatte jetzt alle Vorbereitungen und Anstalten zu des Königs Reise getroffen, die, wie ich schon bemerkt habe, im Anfange des Mayes vor sich gehen sollte. In Montmedy war alles bereit, ihn zu empfangen; auch hatte ich Maßregeln genommen, ein kleines Corps Truppen unter den Kanonen dieser Festung, eine halbe Stunde von dem Luxemburgischen, zusammenzuziehen. Munition und Lebensmittel von allen Arten waren angelangt, und es blieb mir nichts mehr zu thun übrig. Aber auf einmal wurden die Truppen wieder so verderbt, daß ich von al-

len, die sich in Lothringen, den Bisthümern und der Champagne befanden, mich nur noch auf acht bis zehn Bataillone, nebst den Schweizern und Deutschen, verlassen konnte. Die ganze Französische Infanterie war so ausgeartet, daß ich es nicht wagen durfte, auch nur ein einziges Regiment in die Nähe des Königs zu stellen. Man hatte sorgfältig die besten Truppen meinem Kommando entzogen, und ich konnte jetzt nicht mehr als dreißig Schwadronen rechnen, die ihre Treue gegen ihren Suverän noch hatten, oder denen ich sie doch wenigstens zutrauete. Das Artillerie-Corps war so schlecht, daß ich nicht einmal Kanonier genug zum Bedienen eines einzigen Stückes hätte finden können.

Die Gesinnungen des Volkes zeigten sich nicht viel günstiger. In den Provinzen, und besonders an der Gränze, schien es, wie ich schon gesagt habe, auf eine kurze Zeit unzufrieden mit der Versammlung und der Konstitution; aber jetzt hing es an beiden fester, als jemals.

Diese Veränderung muß man hauptsächlich den Kunstgriffen der Jakobiner zuschreiben. Sie hatten sehr angelegentlich ausgesprengt, die Emigrirten würden in Frankreich einrücken und eine Armee von fremden Truppen mitbringen, zu denen sich dann alle Aristokraten im ganzen Königreiche schlagen sollten. Die letzteren, sagte man, hätten Plane geschmiedet; und alle Befehlshaber der Armee wurden beschuldigt, verrätherischer Weise eine Korrespondenz mit den fremden Mächten unterhalten und sich anheischig gemacht

zu haben, daß sie die Festungen, und die Armee selbst den Feinden überliefern wollten.

Sagen, wie diese, werden zu der Zeit einer Revolution von dem Volke immer für wahr gehalten; jetzt aber schienen sie besonders Glauben zu verdienen. Die Royalisten, welche sich noch in Frankreich befanden, äußerten ihre gerechte Begierde nach Rache in Drohungen, und rechtfertigten dadurch gewissermaßen die Besorgnisse, welche die Revolutionisten so angelegentlich zu erregen suchten; und die emigrirten Royalisten schienen durch ihre Unbesonnenheiten den Verdacht noch mehr zu bestärken. Der Pöbel in allen vorzüglichen Städten wurde von partheisüchtigen Menschen geleitet, und überließ sich aller Ungebundenheit des Jakobinismus. Der Adel, die Priester und alle ruhige Bürger, die nicht mit Heftigkeit zur Vertheidigung der Konstitution schrieeen, waren täglich den Drohungen und Beleidigungen des Pöbels, so wie den Verfolgungen der Jakobiner, ausgesetzt. Die Officier der Armee, welche von ihren Soldaten Beschimpfungen und üble Begegnungen erfuhren, und kaum noch einen Schatten von Autorität besaßen, wurden nur noch durch mein dringendes Bitten bewogen, in einem Posten zu bleiben, der ihnen weder Ehre noch Ansehen mehr gab, ja, in welchem sie sich sogar persönlicher Gefahr aussetzen mußten. Verachtung, unwürdige Behandung, Drohungen, und selbst die Aussicht auf einen schimpflichen Tod: das waren die bittren Früchte ihrer Treue in der Erfüllung ihrer Pflicht, und ihrer Liebe zu ihrem Suverän. Dennoch gab es nur

wenige Abtrünnige unter ihnen, ob man gleich Theils List, Theils Gewalt anwendete, sie zu verführen. Ohne sich durch Drohungen, Beleidigungen und Verfolgung erschüttern zu lassen, blieben sie dem Grundsatze der Ehre treu, der sie immer geleitet hatte.

Ich machte den König mit der Lage, der Stimmung des Volkes und der Armee bekannt, und drang stärker als jemals in ihn: er sollte (wenn er anders bei seinem Plane bliebe) sich um die Unterstützung eines Corps von Oestreichern bemühen. Es war nehmlich vorauszusehen, daß, wenn auch der König Montmedy erreichte, die Jakobiner noch eine schreckliche Bewegung verursachen würden, gesetzt auch, daß die Versammlung, oder die konstitutionistische Parthei, gemäßigte Maßregeln nähme, was sich aber seit Mirabeau's Tode kaum erwarten ließ, da der König nun auf der linken Seite des Hauses gar keinen bedeutenden Anhänger mehr hatte. Ich hielt es für mehr als bloß wahrscheinlich, daß unter solchen Umständen die beiden Partheien sich mit einander vereinigen würden. In diesem Falle konnte ich aber, da meine Macht so unbeträchtlich war, mich nicht in Montmedy behaupten; und der König hätte sich genöthigt gesehen, Frankreich zu verlassen, wovor er sich, nächst einem Bürgerkriege, am meisten fürchtete. Einem von diesen beiden Fällen setzte er sich indeß jetzt unvermeidlich aus; denn in den gegenwärtigen Umständen war es — freilich höchst wünschenswerth, aber beinahe eine Unmöglichkeit, daß bei einer solchen Gährung in allen Herzen und Köpfen ein freundschaftliches Uebereinkommen Statt finden konnte.

Der Hauptgegenstand meiner Besorgnisse war der Adel, der das Königreich verlassen hatte und sich itzt größten Theils an der Gränze aufhielt, wo er sich mit der Erwartung schmeichelte, daß mit Gewalt, doch ohne den Beistand fremder Mächte, eine Gegen-Revolution bewirkt werden sollte. Die Emigrirten kannten die Lage von Frankreich ganz und gar nicht, hielten die Revolution für einen momentanen Aufstand, und verließen sich auf eine Parthei im Inneren, die nicht mehr existirte, auf Hülfsmittel, die sie sich bloß erträumten. Ich erschrak, den König wieder von Hofleuten umringt zu sehen, und fürchtete, die Trümmer der Geistlichkeit, des Adels und der Magistratur möchten, aus gerechter Erbitterung über die von ihnen erlittene grausame Behandlung, und aus Begierde nach Rache, den König zu gefährlichen Maßregeln verleiten, so daß seine Schritte sich nicht mit der Weisheit, Klugheit und Standhaftigkeit vertrügen, welche ihm in den gegenwärtigen Umständen sein Verhalten vorschreiben mußten. Kurz, wohin ich nur blickte, zeigten sich mir Schwierigkeiten, und Alles kündigte noch größeres Unglück an, als wir schon erfahren hatten. Ich sah den König und die Monarchie mit unwiderstehlicher Gewalt zu ihrem Verderben hinreißen, und ich selbst war, trotz meinem Sträuben, genöthigt, ein Werkzeug bei dieser schrecklichen Katastrophe zu seyn. Zum Unglück hatte nehmlich der König durch Erfahrung die Niedrigkeit, Verrätherei und Treulosigkeit der Menschen kennen lernen, und war dadurch argwöhnisch und mißtrauisch geworden. Hätte ich es nun gewagt,

meine

meine Mißbilligung seines Plans zu äußern; hätte ich ihm in starken Ausdrücken vorgestellt, welcher Gefahr er sich auszusetzen im Begriff stehe: so würde ich vielleicht bei ihm Zweifel an meinem Diensteifer und an meiner Liebe zu ihm erregt haben. Meine Lage war in der That schrecklich! Ich hatte kaum die mindeste Hoffnung, daß sein Unternehmen gelingen könnte. Mein ganzes Vertrauen bestand noch darin, daß er die damit verbundenen Gefahren und Schwierigkeiten einsehen und es in dem Augenblicke der Ausführung, noch ehe er sich verrathen hätte, wieder aufgeben würde.

Während dieser Zeit glaubte la Fayette, da die Oberhäupter der Jakobiner ihn so sehr drängten, seine Stelle als Befehlshaber der Nationalgarden in Paris niederlegen zu müssen. Da aber die Municipalität, die Nationalgarden selbst, und auch alle Pariser (die niedrigsten Klassen, und die Faktionisten, von denen sie geleitet wurden, ausgenommen) ihn dringend baten, so nahm er sie wieder an, und behielt sie noch eine kleine Weile, nachdem er schon seine Macht, seine Wichtigkeit, und selbst sein Ansehen bei dem Volke, verloren hatte. Seine Schwäche war nun schon seit einiger Zeit ganz offenbar gewesen, und seine Rolle ging zu Ende. Seit dem Anfange des Januar hatte der König die Summen eingezogen, welche er bisher la Fayette'n gegeben, um sich einige wenige Anhänger zu erhalten, und um einige Verfasser öffentlicher Blätter zu bezahlen, die indeß mehr la Fayette'n, als seinem Könige, dienten. Dieser Umstand verminderte

das Ansehen des ersteren, und seinen Einfluß auf das Publikum, sehr beträchtlich. Ich bekam jetzt keine Briefe mehr von ihm, und unsre Korrespondenz hatte gewissermaßen gänzlich aufgehört. Die Lameths, seine Feinde, thaten mir einige Vorschläge, und luden mich zu einer Verbündung mit ihnen ein; ich antwortete ihnen höflich, aber in unbestimmten Ausdrücken.

Eilftes Kapitel.

Anekdoten von dem Duc de Biron. — Anstalten, welche ich treffe, des Königs Flucht nach Montmedy zu sichern. — Er wird in Varennes angehalten. — Ich eile ihm zu Hülfe, finde aber, daß er schon auf der Rückreise nach Paris ist. — Es wird ein Befehl erlassen, mich in Verhaft zu nehmen. — Ich komme in Luxemburg an. — Dekret der National-Versammlung gegen Alle, welche die Flucht des Königs befördert haben. — Brief des Herrn Beauharnois.

Zu Anfange des April besuchte mich der Duc de Biron in Metz. Er war ein Mitglied der konstituirenden Versammlung, und ein vertrauter Freund des Herzogs von Orleans, dessen Parthei er immer unterstützte, ob er gleich, wie ich glaube, nie an den Verbrechen dieses Prinzen Theil genommen, oder darum gewußt hat. Da er unter meinem Kommando angestellt war, und ich ihn nicht nur als angenehmen Gesellschafter, sondern auch seine Rechtschaffenheit, seine Aufrichtigkeit und seine eines alten Ritters würdige

Denkart kennen lernte, so gewann er meine Freundschaft. In unsren Unterredungen äußerte er sich sehr wahr über den Zustand von Frankreich, und verrieth Gefühl für die Lage des Königs, so wie Verachtung gegen die Versammlung und ihre Faktionen. Er schien aufrichtig zu wünschen, daß der König seine Freiheit, seine Würde und sein Ansehen wieder erlangen, und daß die alte Konstitution — entweder ganz, oder nur mit solchen Veränderungen, als die Umstände unvermeidlich machten — wieder hergestellt werden möchte.

Ich konnte nicht umhin, mein Befremden darüber zu äußern, daß ich so etwas von einem Freunde des Herzogs von Orleans hörte, der die alte Regierung bis auf die letzte Spur vernichtet, seit zwei Jahren den König ohne Unterlaß verfolgt und die Nation in einer steten Gährung erhalten hatte. Daher sagte ich: zwar glaubte ich gern, daß er an den strafbaren Schritten dieses Prinzen keinen Antheil nähme; es wäre doch aber, wenn er wirklich solche Gesinnungen hätte, erstaunlich, daß er noch immer Anhänglichkeit für den Herzog und dessen Parthei verriethe.

Er suchte den Herzog von Orleans zu entschuldigen, und sagte: dieser hätte Anfangs aus persönlichem Hasse gegen den König und die Königin, besonders aber gegen die letztere, gehandelt *); listige und

*) Das Mißverständniß zwischen dem Herzoge von Orleans und dem Hofe hatte drei Ursachen: 1. Während des Amerikanischen Krieges wünschte er die Anwartschaft auf die Würde eines Groß-Admirals zu bekommen, welche damals sein Schwiegervater, der Herzog von Penthievre, bekleidete; und sie ward ihm abgeschlagen. 2. Im Jahre

böse Leute hätten ihn weiter getrieben, als es seine Absicht gewesen wäre. Er habe gern still stehen wollen, den König um Verzeihung gebeten, und die Absicht gehabt, sich Sr. Majestät zu Füßen zu werfen. Da er aber abgewiesen worden sey, und nun gesehen habe, daß er nichts weiter von der Gnade seines Suveräns erwarten könne, so sey er auch nicht länger in den Schranken der Mäßigung geblieben. — Noch setzte der Duc de Biron hinzu: er für sein Theil billige einen solchen Entschluß nicht; doch als ein Freund des Prinzen, und da er sich einmal für dessen Parthei erklärt gehabt, habe er geglaubt, es vertrage sich nicht mit seiner Ehre *), ihn zu verlassen.

Aber, wie geht es zu, erwiederte ich, daß Sie, ein Mann von gesundem Verstande und lauteren Grundsätzen, auf Ihren Freund nicht genug Einfluß erlangt haben, um seine Handlungen zu dem allgemeinen Besten lenken zu können?

„„Der Herzog von Orleans,“ antwortete er mir, „ist schwach; und ich bin das noch mehr. Allein, ob ihn gleich Mangel an Entschlossenheit in die Willkühr gefährlicher Menschen gebracht hat, die ihn irre geführt haben: so können sie doch versichert seyn, daß

1788 wurde er vom Hofe verwiesen; und zwar wegen seines Betragens in dem lit de justice, das der König gehalten hatte. 3. Auf Anstiften der Königin war die Verheirathung seiner Tochter mit dem Herzoge von Angouleme hintertrieben worden.

*) Wie falsch brauchen doch manche Leute dieses heilige Wort, welches sie verpflichten sollte, der Tugend, nicht dem Verbrechen, beizustehen!

unsre Parthei den König und die Monarchie retten wird.“

Am folgenden Tage kam Biron zu mir, und gab mir die Hauptsachen von dem, was er am vorigen Abend gesagt hatte, schriftlich. Als er mir den Aufsatz, das wahre Glaubensbekenntniß eines entschloßnen Aristokraten, zustellte, sagte er: „Heben Sie dieses Blatt auf, das mit meinem Nahmen unterzeichnet ist; und wenn wir, ich und meine Parthei, nicht Alles erfüllen, was ich Ihnen versprochen habe, so machen Sie damit, was Sie wollen.“

Dies Blatt behielt ich wirklich einige Zeit; in der Folge verbrannte ich es aber. Ich sah, daß Birons Geständnisse aufrichtig waren; doch man hatte ihn hintergangen, und ich bemitleidete ihn. Bald nachher kehrte er nach Paris zurück, und mit ihm unser gemeinschaftlicher Freund, der General Heymann, welcher unter mir in Metz kommandirte. Dieser bat die Königin um eine Audienz, und sie wurde ihm bewilligt. Er wollte einen, von ihm mit Biron verabredeten Plan vorschlagen, wie der König mit seiner Familie aus Paris entkommen und sich entweder nach einer von den unter mir stehenden Festungen, oder in den Elsas, flüchten könnte. Die Königin äußerte: sie würde es ihrem Gemahle sagen. Der König dankte nun Herrn Heymann, versicherte aber dabei: er sey entschlossen, in Paris zu bleiben, und außerdem wäre er meiner Gesinnungen nicht gewiß genug, um solches Vertrauen in mich zu setzen.

Von dem Allen gab der König selbst mir Nach-

richt. Keiner von jenen Beiden hatte mir über die Sache ein Wort gesagt; und dieser Umstand scheint mir so außerordentlich, daß ich es für nöthig gehalten habe, ihn hier zu erzählen. Man kann, glaube ich, daraus schließen, daß viele Leute sich mehr aus gefälliger Nachgiebigkeit, oder aus Verlangen das Schicksal des Volkes zu verbessern und zu der allgemeinen Wohlfahrt beizutragen, als aus Ehrsucht und andren Privat-Absichten, in die Revolution und die dadurch bewirkten Gräuel eingelassen haben. Dies läßt sich besonders von der konstitutionistischen Parthei behaupten, deren Mitglieder fast Alle bei dem Anblick der durch die Revolution veranlaßten Verbrechen stehen blieben, und, nachdem sie erst von den Jakobinern betrogen waren, hinterher die Opfer derselben wurden.

Um die Mitte dieses Monaths, des April, hatte ich Herrn von N * * * nach Paris geschickt. Ich gab ihm einen Brief in Chiffern an den König mit, sagte ihm, welche Anstalten ich getroffen hätte, und bat ihn: er möchte den König davon unterrichten, sich Befehle von ihm geben lassen, und zu Ende dieses Monaths, oder zu Anfange des Mayes, zurückkehren und des Königs Final-Instruktionen mitbringen. Sein Regiment, welches damals in der Nachbarschaft von Nancy stand, war eins von denen, welche ich nach Montmedy bestimmte. Er selbst sollte für die ersten untergelegten Pferde sorgen, und zwar in Varennes; ich wollte die andren liefern und sie zwischen dieser Stadt und Montmedy bereit stehen lassen. Ich hatte

dem Könige angezeigt, daß ich noch immer keine Bewegung unter den Oestreichischen Truppen an der Gränze sähe, und ich bat ihn dringend, mit seiner Abreise so lange zu warten, bis diese erfolgte.

Zu Anfange des Mayes kam Herr von N*** zurück. Er brachte mir einen Brief, worin der König mir sagte: aus guten Gründen könne er glauben, daß die Oestreichischen Truppen noch vor der Mitte des Junius in Arlon seyn würden; und den 15ten eben des Monaths wolle er Paris verlassen. Uebrigens werde er mir von dem bestimmten Tage noch genauere Nachricht geben; ich möchte unterdessen nur meine Anstalten vollenden und alle nothwendigen Maßregeln nehmen. In meiner Antwort auf diesen Brief sagte ich dem Könige, daß zu Anfange des Junius Alles in Bereitschaft seyn sollte; dann würde ich ihm durch Herrn von N*** und Herrn von Goguilas eine Nachricht von Allem vorlegen, und ihn um seine Bestätigung bitten.

Mein Plan war folgender. Ich hatte Befehl gegeben, daß sich ein kleines Corps Truppen zusammenziehen sollte, um Montmedy zu decken, und des Königs Reise von Chalons nach diesem Orte zu sichern. Ferner hatte ich acht fremde Bataillone (alles, was ich an Infanterie zusammenbringen konnte) einen, zwei und drei Märsche weit von dem letzteren Orte postirt; und sie, nebst dreißig Schwadronen, machten meine ganze Armee aus. In Montmedy befand sich ein Artillerie-Train von sechzehn Stück, die zahlreichen Kanonen der Festung ungerechnet, welche auf den ersten

Wink gebraucht werden konnten; und was nur zum Unterhalt und zum Dienst einer Armee von dieser Stärke erfordert wurde, das war schon in der Stadt befindlich. Das Regiment Royal Allemand stand in Stenay, eine Schwadron Husaren in Dun, und eine andre in Varennes. In Clermont sollten an dem Tage, da der König durch diese Stadt käme, zwei Schwadronen Dragoner seyn, und zwar unter dem Kommando des Grafen Karl von Damas, in den ich das größte Vertrauen setzte. Er sollte ein Detaschement in St. Menehould postiren, und eben so funfzig Husaren ihren Platz bei Pont de Somvele, zwischen Chalons und St. Menehould, bekommen. Für diese beiden letzten Detaschements wollte ich den Vorwand gebrauchen, daß sie eine Summe Geldes, die aus Paris zur Besoldung der Truppen erwartet würde, bedecken müßten. So war denn, des Königs Wünschen gemäß, der ganze Weg von Pont de Somvele bis nach Montmedy mit Truppen besetzt, um seine Reise zu sichern und zu beschützen.

Am 27sten May schrieb mir der König: er wollte am 19ten des folgenden Monaths zwischen 12 und 1 Uhr Nachts in einer gemeinen Kutsche bis nach Bondi, Eine Station von Paris, reisen, und dort seinen eignen Wagen nehmen. Hier sollte einer von seinen Gardes du Corps stehen, und dann als Courier voraus reiten. Dieser hätte die Instruktion: im Falle, daß der König um 2 Uhr nicht in Bondi wäre (ein sichrer Beweis, daß die Flucht unmöglich gewesen sey), so sollte er unverzüglich nach Pont de Som-

vele eilen, damit ich Nachricht erhielte, und Zeit hätte, für meine und aller meiner Theilhaber Sicherheit zu sorgen. Der König setzte hinzu: wenn er auf dem Wege nicht erkannt würde, und kein Lärm unter dem Volk entstände, so wollte er incognito reisen, und keinen Gebrauch von der Bedeckung machen, die ihm dann in einigen Stunden folgen möchte. Noch bat er mich, ihm Herrn von N***, oder Herrn von Goguilas zu schicken, damit er die nöthigen Nachrichten in Betreff des Weges u. s. w. erhielte.

Den Tag nach dem Empfange dieses Briefes ließ ich Beide von Metz abreisen. Dem ersteren trug ich auf, nach Paris zu gehen und da des Königs Befehle zu erwarten. Ich bat ihn, die Hauptstadt ungefähr zwölf Stunden vor dem Könige zu verlassen, und seinen Leuten zu befehlen, daß sie am 18ten mit seinen Pferden in Varennes seyn sollten, und zwar an einem von mir bestimmten Platze, wo sie warten müßten, bis man sie brauchte. Bei seiner Rückkehr von Paris sollte er vor Pont de Somvele anhalten, das Kommando des Husaren-Detaschements, welches er daselbst finden würde, übernehmen und den König bis St. Menehould begleiten. Hier sollte er die funfzig Husaren, die dem Könige zur Bedeckung gedient hätten, zurücklassen, ihnen aber vorher Befehl geben, die Landstraße von Paris nach Varennes und Verdün vier und zwanzig Stunden lang zu besetzen, und niemanden zu erlauben, daß er hin oder her ginge. Ich übergab ihm schriftliche, von dem König unterzeichnete Befehle, welche ihm und den unter seinem Komman-

do ſtehenden Officieren einſchärften (bei Strafe, für ihre Nachläſſigkeit zur Verantwortung gezogen zu werden), ihre Truppen zur Vertheidigung und zum Schutze des Königs und der königlichen Familie zu gebrauchen. Weiter trug ich ihm auf: in dem Falle, daß der König in Chalons, oder an irgend einem andren Orte hinter dieſer Stadt, angehalten würde, ſollte er alle Truppen, die er von Varennes, Clermont und St. Menehould bekommen könnte, zuſammenziehen, und das Aeußerſte anwenden, den König zu befreien, wobei ich ihm verſicherte, daß ich mit allen Truppen, die ich nur hätte, ihm zu Hülfe kommen würde.

Ich ſtellte ihm fünf- bis ſechshundert Louisd'or baar zu, um ſie in dem Augenblicke, da der König ankäme, unter die Soldaten zu vertheilen. Mit dieſen Inſtruktionen ging er nach Paris.

Dem Grafen Karl von Damas gab ich Befehl zum Marſch ſeines Regiments, das am 19ten in St. Menehould ſeyn, und am 20ſten (dem Tage, an welchem der König durch dieſe Stadt kommen mußte) da bleiben ſollte. Ich ſtellte ihm zugleich auch einen Befehl des Königs zu, worin den beiden, unter ſeinem Kommando ſtehenden, und zur Bedeckung Sr. Majeſtät beſtimmten Schwadronen vorgeſchrieben war, wie ſie ſich verhalten ſollten. Noch gab ich auch ihm die Inſtruktionen, welche ich vorher dem Herrn von N*** auf den Fall, daß der König in Chalons, oder ſonſt irgendwo, angehalten würde, gegeben hatte.

Zwei Tage nachher ſchickte ich Herrn von Goguilas nach Paris zu dem Könige, und zwar mit ge-

nauen Nachrichten von Allem, was zur Sicherung seines künftigen Aufenthaltes beitragen konnte. Ich sagte zu ihm: er möchte über Stenay, Dun, Varennes und St. Menehould gehen, um noch einmal zu untersuchen, ob auch keine Vorsichtsmaßregel auf dem Wege vernachlässigt wäre. Ferner machte ich mit ihm aus, daß er einige Tage vor der Abreise des Königs mich entweder in Longwy, Montmedy oder Stenay treffen sollte, um mir dessen endlichen Entschluß mitzutheilen.

Am 13ten Junius reiste ich von Metz ab, und zwar unter dem Vorwande, die Gränzfestungen gegen Luxemburg hin zu besehen. Ich hatte das Volk so gänzlich überredet, die Oestreicher zögen ein Corps Truppen in dieser Gegend zusammen, (ob sie gleich bis jetzt auch nicht die mindeste Bewegung machten), daß ich im Stande war, die wenigen guten Regimenter, die mir noch übrig blieben, in die Gegend von Montmedy marschiren zu lassen. Aber ich konnte nur zwei Schweizer-Bataillone aus der Garnison von Metz, und einige Schwadronen aus Thionville, Longwy, Mezieres und Sedan (sämmtlich nahe bei Montmedy) brauchen, da die Französische Infanterie, wie ich schon gesagt habe, durchaus schlecht war.

Am 15ten bekam ich in Longwy einen Brief von dem Könige, worin er mir Nachricht gab, daß seine Abreise bis den 20sten, zu der schon angegebenen Stunde, aufgeschoben wäre. Er sagte mir, daß er den Marquis von Agoult nicht in demselben Wagen bei sich haben könnte, da die Guvernante seiner Kinder

sich geweigert hätte, ihr Vorrecht, immer bei denselben zu bleiben, aufzugeben. Diese Verzögerung in des Königs Abreise zerrüttete meine Maßregeln gänzlich. Ich hatte schon vielen Truppen Befehl zum Aufbruche gegeben, besonders den beiden Schwadronen, die an dem vorher bestimmten Tage in Clermont seyn sollten. Da ich mich nun genöthigt sah, sie doppelt so lange dort bleiben zu lassen, so entstand Verdacht; und dieser vergrößerte sich noch durch die Nachlässigkeit des Herrn von N***, der den Officier, welcher die Pferde in Varennes unterlegen sollte, nicht von dem Umstande unterrichtete.

Herr von Goguilas war nun aus Paris zurückgekehrt. Er sagte mir: der König (dem ich auch über den kleinsten Umstand in Betreff seines Weges geschrieben hatte) wäre vollkommen mit den von mir getroffnen Anstalten zufrieden und würde sich nach Allem, was verabredet wäre, richten.

Am 20sten Junius ging ich nach Stenay. Am 21sten versammelte ich die unter mir stehenden Generale, welche sich in der Nähe dieses Ortes befanden, und sagte ihnen: wahrscheinlich würde der König in der Nacht durch Stenay gehen und bei Tagesanbruch nach Montmedy kommen. Ich trug dem General Klingling auf, unter den Kanonen der letztern Festung ein Lager für acht Bataillone und dreißig Schwadronen in Stand zu setzen, und gab zugleich die Stelle an, wohin es kommen sollte. Auch befahl ich ihm, Alles zum Empfange des Königs in Bereitschaft zu halten. Für diesen und die königliche Familie bestimm-

te ich ein festes Schloß hinter dem Lager zum Aufenthalte; und dies sollte zugleich zum Hauptquartiere dienen, da ich den König nicht in die Stadt einzuschließen wünschte und ihn bei seinen Truppen für sicherer hielt. Den General Heymann schickte ich ab, daß er zwei Regimenter Husaren, die an der Saar standen, holen sollte, weil ich befürchtete, sie möchten nicht mehr nach Montmedy kommen können, wenn erst die Bewegung entstanden wäre, welche, wie ich voraussah, das Ereigniß sowohl unter den Truppen der verschiednen Garnisonen, als unter dem Volke, verursachen mußte. Ich zeigte ihm einen Querweg an, auf dem er die gewöhnliche Landstraße (über Metz, Thionville und Longwy) vermeiden könnte. Den General von Hoffelitz ließ ich mit dem Regimente Royal Allemand in Stenay, und sagte ihm: er sollte es bei dem Eintritte der Nacht satteln lassen, und sich bereit halten, daß er bei Tagesanbruch marschiren könnte. Auch befahl ich ihm, funfzig Mann zu detaschiren, daß sie um 10 Uhr Morgens an einem Orte zwischen Stenay und Dun wären, um daselbst die Ankunft des Königs zu erwarten.

Herrn von Goguilas gab ich Befehle des Königs an die Kommandöre der verschiednen Detaschements, und wies ihn an, denselben Tag (den 20sten Jun.) mit funfzig Husaren von den zu Varennes stehenden Schwadronen, nach Pont de Somvele zu marschiren, dort bis zum 21sten zu bleiben, und sobald der Courier des Königs ankäme, seinen Posten zu verlassen, um den Kommandören der an dem Wege ausgestell-

ten Truppen (welche noch gar nicht wußten, wozu sie eigentlich gebraucht werden sollten), die Befehle des Königs mitzutheilen. Das Relais zu Varennes sollte er außerhalb der Stadt halten lassen, und zwar an der Seite, nach Paris zu, von woher der König kommen mußte. Ich bat ihn, mir von dessen Ankunft durch zwei Officier, die ich ihm schicken wollte, Nachricht zu geben. Einer von diesen war mein zweiter Sohn, den ich angewiesen hatte, daß er in dem Gasthofe, worin die für den König bestimmten Pferde wären, ruhig bleiben, sich nicht sehen lassen, und auf den Herrn von Goguilas warten sollte.

Ich selbst wollte meinen Posten zwischen Dun und Stenay nehmen, und da mit einem Relais von meinen eignen Pferden, ingleichen mit einem Detaschement von dem Regimente Royal Allemand, auf ihn warten. Dies Detaschement sollte den König nach Montmedy begleiten, und der Ueberrest des Regimentes späterhin nachfolgen. Uebrigens trug ich Herrn von Goguilas auf, den Befehlshabern der verschiednen Detaschements zu sagen: sie sollten, wenn der König nicht erkannt würde und keine Bewegung unter dem Volke entstände, ihn incognito vorbeireisen lassen und erst einige Stunden später aufsitzen, ihm nach Montmedy zu folgen. Hielte man aber im Gegentheil den König an, so sollten sie mir augenblicklich Nachricht davon geben, ihre Truppen in ein Corps zusammenziehen und unter dem Kommando des Herrn von N*** das Aeußerste thun, den König aus seiner Lage zu befreien.

Alle diese Dispositionen hatte ich, bis auf den kleinsten Umstand, mit dem Könige verabredet. Er wußte auch, wo ich selbst mich postiren wollte, um ohne Schwierigkeit meine Truppen versammeln und, wenn die Umstände es erforderten, ihm zu Hülfe marschiren zu können. Da nun auf diese Art alles in Ordnung gebracht war, und, zum Glück, ohne bei dem Volke in den benachbarten Städten und Dörfern den mindesten Verdacht zu erregen: so brach ich um 9 Uhr Abends von Stenay auf. In Dun wollte ich, weil ich den Widerwillen der Einwohner gegen mich kannte, nicht hinein, sondern blieb unweit des Thores zu Pferde. Ich hoffte, daß der König diesen Ort zwischen zwei und drei Uhr Morgens erreichen und daß der Courier wenigstens zwei Stunden vor ihm ankommen würde.

Hier wartete ich denn bis vier Uhr Morgens vergebens. Da der Tag schon anbrach, ohne daß ich etwas von dem Könige gehört hatte, so eilte ich nach Stenay zurück, um dem General Klinglin und dem Regiment Royal Allemand — auf den Fall, daß dem Könige etwas begegnet wäre und es in meinen Kräften stände, ihm zu helfen — meine Befehle zu ertheilen. Ich war ungefähr in einer halben Stunde wieder bei Stenay. Gerade als ich das Thor erreichte, kamen die beiden Officier, die ich nach Varennes geschickt hatte, und, zu meinem großen Erstaunen, auch der Befehlshaber der in dieser Stadt postirten Husaren-Schwadron, mit der Nachricht, daß man den König ungefähr um halb 11 Uhr Abends daselbst angehalten hätte.

Es

Es befremdete mich, daß der Befehlshaber der Husaren mir diese Nachricht brachte, doch um nichts weniger der Umstand, daß ich sie so spät erhielt. Als ich mich nach den Ursachen dieses Ereignisses erkundigte, konnte ich weiter nichts erfahren, als daß die ausgestellten Truppen verführt worden wären und ihre Schuldigkeit nicht gethan hätten. Man sagte mir: das Volk wäre, so bald es den Lärm vernommen, zu den Waffen geeilt, und die Nationalgarden von allen Seiten nach Varennes geströmt.

Auf diese Nachricht, faßte ich den Entschluß, mich selbst an die Spitze des Regiments Royal-Allemand (meiner besten Soldaten) zu stellen, zur Befreiung des Königs zu marschiren, und ihn gegen Stenay, welches keine guten Gesinnungen hatte, ingleichen gegen Sedan, welches durch die Denkart seiner zahlreichen Einwohner und seiner Besatzung noch gefährlicher war, zu sichern. Dem gemäß, befahl ich dem Regimente, sogleich aufzusitzen. Den General Klinglin wies ich an, mit zwei Schwadronen nach Stenay zu marschiren und daselbst zu bleiben; ein Bataillon des Deutschen Regiments Nassau, welches in Montmedy stand, nach Dun zu schicken, um (worauf sehr viel ankam) den Uebergang über die Maas zu besetzen; und das Schweizer-Regiment Castella, das damals auf dem Marsch nach Montmedy war, nach Stenay marschiren zu lassen. Endlich befahl ich einem Theile der zu Dun befindlichen Husaren-Schwadron, und den zwischen dieser Stadt und Stenay postirten Detaschements des Regimentes Royal-Allemand, in aller Eil nach

Varennes zu reiten, weil ich glaubte, sie könnten wenigstens die Nationalgarden der umliegenden Gegenden hindern, sich mit denen in der Stadt zu vereinigen. Der Befehlshaber jener Husaren-Schwadron hatte indeß nicht erst meine Befehle erwartet, sondern gleich auf die Nachricht, daß der König angehalten wäre, sich mit seinen Leuten in Bewegung gesetzt.

Da ich meine Anstalten auf diese Art getroffen hatte, so wartete ich nur noch auf das Regiment Royal-Allemand, welches aber lange zubrachte, ehe es die Stadt verließ, ob ich gleich befohlen hatte, es sollte sich bereit halten, daß es noch vor Tagesanbruch aufsitzen könnte. Vergebens schickte ich meinen Sohn vier- oder fünfmal zu dem Kommandör, um ihn anzutreiben. Ohne dieses Regiment konnte ich nichts unternehmen, und ich gestehe, daß ich die Anführung desselben nur m i r anvertrauen wollte. Sobald es aus der Stadt war, sagte ich den Leuten: der König wäre in Varennes von den Einwohnern angehalten. Und nun las ich ihnen den Befehl des Königs vor, welchem zu Folge das Militär ihn bedecken und das Aeußerste anwenden sollte, ihn und die königliche Familie zu beschützen. Ich fand sie alle in der bestmöglichen Stimmung, vertheilte vierhundert Louisd'or unter sie, stellte mich an ihre Spitze, und setzte mich mit ihnen in Marsch. Von Stenay bis nach Varennes ist es ungefähr fünf Deutsche Meilen; aber das Land ist gebirgig, und der Weg äußerst schlecht. Ich bedauerte jetzt, so spät von des Königs Verhaftung benachrichtigt worden zu seyn. Ich hätte das Ereigniß zwei

Stunden früher erfahren können, wenn mir gleich bei seiner Ankunft in Varennes ein Bote geschickt worden wäre; folglich hätte ich auch um 3 Uhr aufbrechen können, und nicht, wie es jetzt wirklich geschah, erst um 5. Ueber diesen Zeitverlust war ich in Verzweiflung — nicht, weil ich befürchtete, daß ich die königliche Familie nicht mehr in Varennes finden würde; denn ich dachte es mir nicht als möglich, daß die Municipalität dieser Stadt den König zur Rückkehr nach Paris zwingen könnte: und überdies glaubte ich, daß man von meiner Instruktion wenigstens so viel befolgt haben würde, auf der Staße von Clermont oder Varennes, sobald der König vorbei wäre, keine Kouriere durchzulassen, und daß also gewiß noch keine Befehle von der National-Versammlung angelangt wären. Alle meine Unruhe rührte nur von dem Gedanken her, daß die Verzögerung meiner Ankunft mit Hülfe, entweder für die Befreiung des Königs, oder für seine Sicherheit bei der Fortsetzung seiner Reise, nachtheilig seyn möchte. Ich wußte, daß die Schwierigkeiten und Gefahren mit jedem Augenblicke zunahmen, und war daher so eilig, wie nur immer möglich.

Nicht weit von Varennes holte ich das Detaschement (vom Regimente Royal-Allemand) ein, welches ich vorausgeschickt hatte. Es war am Eingange einer Waldung von Nationalgarden aufgehalten worden, und diese hatten Feuer gegeben. Ich zerstreuete sie, stellte mich an die Spitze des Detaschements, dem der Ueberrest des Regiments in einer geringen Ent-

fernung folgte, und kam nun ungefähr um ein Viertel auf 10 Uhr bis vor Varennes. Ich wollte den Ort rekognosciren, um ihn dann anzugreifen; und jetzt erblickte ich, außerhalb der Stadt, einen Trupp Husaren, die, wie sich fand, zu der bei Dun postirten Schwadron gehörten. Sie waren dem Könige zu Hülfe geeilt; man hatte sie aber nicht in die Stadt hinein gelassen. Herr des Longs, der sie kommandirte, kam zu mir, und gab mir die Nachricht, daß der König schon vor anderthalb Stunden von Varennes abgegangen wäre. (Es war jetzt halb 10 Uhr.) Er sey, sagte er mir ferner, in der Stadt bei dem Könige gewesen, habe Befehle von ihm verlangt, ihm zugleich angezeigt, daß ich mit einigen Truppen unterweges wäre, und ihn gebeten, daß er meine Ankunft abwarten möchte. Der König habe aber erwiedert: „Ich bin ein Gefangner, und kann jetzt keine Befehle ertheilen. Sagen Sie Herrn von Bouillé nur: ich sey besorgt, daß es nicht in seinen Kräften stehen werde, mir irgend einen wesentlichen Dienst zu leisten; indeß hoffe ich, er werde Alles thun, was er könne.“ Herr des Longs sagte mir ferner: nach der Ankunft eines von la Fayette'ns Adjutanten hätten das Volk und die Municipalität den König genöthigt, wieder in seinen Reisewagen zu steigen und nach Paris zurückzukehren; jetzt müßte er schon weit weg seyn. Als ich, setzte Herr des Longs noch hinzu, mit meinem Detaschement Varennes erreichte, fand ich die Brücke abgebrochen, und suchte, aber vergebens, eine Stelle, wo der Fluß zu durchwaten wäre. Nun wendete ich mich

an die hinter der Brücke postirten Nationalgarden, und bat, sie möchten erlauben, daß mein Detaschement in die Stadt ritte. Dies wurde mir abgeschlagen; alles, was ich erhalten konnte, war die Erlaubniß, allein in die Stadt zu gehen, um mit dem Könige zu sprechen. Ich ließ mir aber erst von ihnen versichern, daß sie mich nicht hindern wollten, wieder zurückzukehren, wenn ich es verlangte." Herr des Longs bestätigte mir, was ich schon vorher erfahren hatte: daß die in Varennes postirten Husaren verführt worden, daß die Dragoner in Clermont sich geweigert zu marschiren, und daß der König um halb 11 Uhr angehalten wäre, als er die untergelegten Pferde gesucht, und sie nicht hätte finden können. Alle Umstände dieses Vorfalles waren für mich ein Räthsel, und ich konnte mir gar keinen Begriff davon machen, wodurch er verursacht wäre. Ich fragte Herrn des Longs: ob er Herrn von N***, Herrn von Goguilas, und den Grafen Karl von Damas gesehen hätte. Er antwortete mir: man habe alle Drei verhaftet. Die beiden ersteren wären mit ihren Detaschements ungefähr eine halbe Stunde nach dem Könige angekommen; aber ihre Husaren hätten sich mit denen in Varennes vereinigt. Bald nachher wäre auch Herr von Damas angelangt, doch nur von zwei oder drei Officieren und einigen Unterofficieren begleitet, da seine Dragoner sich geweigert hätten, ihm zu folgen. Nun sah ich denn wohl, daß die verabredeten Dispositionen nicht ausgeführt, und daß meine Befehle nicht erfüllt waren; doch konnte ich mir die Ursachen dieser Nachlässigkeit gar nicht denken.

Während der Zeit kam das Regiment Royal-Allemand. Ich schlug dem General Hoffelitz und den übrigen Officieren vor, über den Fluß zu setzen und dem Wagen des Königs drei bis vier (Französische) Meilen weit zu folgen, um zu versuchen, ob wir ihn einholen könnten. Zugleich schickte ich einige leichte Pferde an beide Seiten der Stadt, um zu sehen, wo eine Furt durch den Fluß wäre. Gewiß kann er an einigen Stellen durchwatet werden; aber diese waren nicht zu finden. — Ich sah in Varennes viele Nationalgarden in Waffen, und wir bekamen nun die Nachricht, daß die Garnisonen von Metz und Verdun mit ihrem Geschütz in vollem Marsch nach der Stadt wären. Die Truppen, aus denen diese Garnisonen bestanden, waren in der That nicht mehr weit entfernt; auch waren die Nationalgarden der ganzen umliegenden Gegend in Bewegung, und alles schien nun verloren. Selbst die von mir kommandirte Kavallerie äußerte Widerwillen, noch weiter zu marschiren. Ich entschloß mich jetzt, das Regiment Royal-Allemand nach Stenay zurückzuführen, brachte es dahin, erfuhr, daß die Municipalität versammelt wäre, um einen Befehl zu meiner Verhaftung ergehen zu lassen, und machte mich nun, mit allen Generalen und vielen Officieren von geringerem Range, sogleich nach Luxemburg auf. An der Gränze war schon befohlen, uns nicht durchzulassen; wir machten uns aber Weg, ob wir gleich von einigen Flintenkugeln begrüßt wurden.

Die näheren Umstände von diesem Vorfalle sind

in einem Protokoll angegeben, welches ich von den Husaren-Officieren, die bei der Entdeckung des Königs in Varennes gewesen waren, aufnehmen ließ. Herr Bertrand de Moleville, dem ich es mitgetheilt habe, hat es in seine, vor Kurzem herausgekommenen Privat-Memoiren eingerückt, so daß es, glaube ich, unnütz seyn würde, es hier zu wiederholen.

Seit meiner Abreise aus Frankreich habe ich durch Herrn von Damas und andre glaubwürdige Personen Folgendes erfahren. Der König verließ die Tuilerieen um Mitternacht in einer gewöhnlichen Kutsche. Madame Elisabeth und des Königs Tochter, die zuerst kamen, sahen la Fayette'n über den Carousſel-Platz gehen, wo der für den König bestimmte Wagen hielt. Die Königin und der Dauphin folgten dem Könige. In dem Augenblicke, da sie kamen, sah man la Fayette'n zum zweitenmale; er hat also, wie es scheint, Verdacht gehabt, doch nichts Zuverlässiges gewußt. Ich habe nie entdecken können, weshalb nicht Kouriere voraus geritten sind, da der König doch drei, als Bedienten verkleidete, Gardes du Corps bei sich hatte, von denen zwei immer auf dem Bock der Kutsche saßen. Der Umstand, daß das Geschirr an des Königs Wagen bei Montmirel riß, verursachte eine Verzögerung von zwei Stunden. An mehreren Orten unterweges zeigte der König sich selbst, besonders in Chalons, wo der Postmeister ihn erkannte, der aber ein rechtschaffner Mann war, und ganz still schwieg. Bei seiner Ankunft zu Pont de Somvele, fand der König kein Detaschement, weil die Herren von

N*** und von Goguilas es eine halbe Stunde vorher zurückgezogen hatten. Die Ursache, welche der erstere (denn den letzteren habe ich seitdem nie wieder gesehen) hiervon angab, war die: da wenige Tage vorher an diesem Orte ein Aufstand gewesen sey, so habe die Anwesenheit der Husaren bei den Einwohnern Unruhe erregt. Ueberdies wäre die zur Ankunft des Königs bestimmte Zeit verflossen gewesen; sie hätten es daher für rathsam gehalten, sich zurückzuziehen und nach Varennes zu gehen. Nie hat mir aber Herr von N*** gesagt, warum er dem Detaschement zu Clermont und St. Menehould anzeigen lassen, man könne den König nicht länger erwarten; oder weshalb er nicht auf dem geraden Wege nach Varennes ging: woher es denn kam, daß er diesen Ort nicht eher erreichte, als bis der König schon darin war. Warum ließ er nicht einen Theil seiner Mannschaft auf der Landstraße, um die Kouriere, welche etwa diesen Weg nehmen wollten, anzuhalten? Warum ließ er sich, bei seiner Ankunft in Varennes, von den Nationalgarden erkennen, und überlieferte ihnen sein Detaschement, anstatt sie, und das noch nicht zahlreiche Volk, welches den König anhielt, anzugreifen und zu zerstreuen? Endlich: warum gab er mir nicht sogleich von dem Ereignisse Nachricht?

Doch wieder zu dem, was den König persönlich betrifft. In St. Menehould ließ er sich viel blicken, und wurde von dem Postmeister erkannt. Dieser wagte es zwar nicht, ihn anzuhalten, oder Maßregeln in dieser Absicht zu ergreifen, da die Pferde schon vor-

gespannt waren und man so eben weiter fahren wollte; er schickte aber seinen Sohn nach Varennes, um die Municipalität zu benachrichtigen, daß der König des Weges käme. In St. Menehould wurde er auch von dem Kommandör des daselbst postirten Detaschements erkannt und dieser gab seinen Leuten Befehl, aufzusitzen. Die Nationalgarden wußten aber ebenfalls schon, was vorging; sie besetzten die Thüren der Ställe, und gaben nicht zu, daß jene ihre Pferde herauszogen. Der einzige, der sich eines Pferdes bemächtigte, und damit entkam, war ein Fourier (Maréchal de logis). Dieser entdeckte den Sohn des Postmeisters, den nur allzu berüchtigten Drouet, welcher nach Varennes ritt, und verfolgte ihn mehrere Stunden, um ihn entweder aufzuhalten, oder ihn zu tödten; aber er verlor denselben in einem Walde aus den Augen, und kam erst lange nach ihm in Varennes an.

In Clermont erkannte der Graf Karl von Damas den König, und befahl seinen beiden Schwadronen aufzusitzen; aber ein Municipalitäts-Beamter gab Gegenbefehl, und die Soldaten gehorchten diesem. Nun machte sich Herr von Damas mit drei Andren nach Varennes auf, wo sie aber erst nach des Königs Verhaftung ankamen. Dieser erreichte die eben genannte Stadt erst um halb 11 Uhr Nachts. Er wunderte sich darüber, daß er weder den Herrn von N***, noch den Herrn von Goguilas gesehen hatte, und daß er die Pferde des ersteren nicht fand, die ihm zum Relais dienen sollten; daher ließ er an dem Eingange der Stadt halten. Die Gardes du Corps, welche auf

dem Bock der Kutsche saßen, gingen von Thor zu Thor, und fragten nach den Pferden, welche Herr von Goguilas am andren Ende der Stadt untergebracht hatte. Die Königin selbst stieg aus, um sich darnach zu erkundigen. Durch viele Versprechungen und Bitten ließ der Postillon sich endlich bewegen, weiter zu fahren. Der Wagen wurde zuerst unter einem Schwibbogen nur von acht oder neun Kerln angehalten. Die Gardes du Corps wollten sich gegen sie setzen; der König verbot es ihnen aber, und wurde nun in ein benachbartes Haus geführt, wo man ihn sogleich erkannte. Die Municipal-Beamten kamen, man läutete die Sturmglocke, und die Nationalgarden, sowohl aus dem Orte selbst als aus der ganzen umliegenden Gegend, wurden zusammengezogen. Der König sprach mit dem Maire und den übrigen Municipal-Beamten sehr herablassend, auch mit einiger Festigkeit. Er versicherte: es sey gar nicht seine Absicht, aus dem Königreiche zu gehen, sondern sich nur nach Montmedy zu begeben, und da in der Hoffnung, daß er Ruhe und Freiheit genießen würde, bei seinen Truppen zu bleiben; sie möchten ihm also erlauben, seine Reise fortzusetzen. Dies schlugen sie, obgleich auf eine ehrerbietige Art, ab, und sagten ihm: sie müßten die Befehle der Versammlung erwarten. Die meisten von ihnen äußerten Achtung für ihn, und einige sogar — wirkliches oder verstelltes — Mitleiden.

Während der Zeit wurden Kuriere nach Metz, Verdun, und allen großen Garnison-Städten mit der Nachricht abgeschickt, daß der König entflohen wäre,

und daß ich mit Truppen ihm zu Hülfe marschirte. Der kommandirende Officier bei der in Varennes stehenden Husaren-Schwadron, ein junger Mann, hatte noch nicht durch Herrn von Goguilas erfahren, weshalb er da stände, und er glaubte, daß er nur eine Summe Geldes bedecken sollte. Daher hatte er seine Mannschaft nicht zusammengezogen; seine Husaren befanden sich mitten unter dem Volke, und als er ihnen befahl, sich zu formiren, weigerten sie sich, ihm zu gehorchen. Die beiden Officier, die ich nach Varennes geschickt, waren, dem Befehle gemäß, immer in dem Gasthofe geblieben, worin des Königs Pferde standen, hatten auf Herrn von Goguilas gewartet, und wußten gar nicht, was in der Stadt vorging.

Ungefähr drei Viertelstunden nachher, als man den König angehalten hatte, erreichten die Herren von Goguilas und von N*** Varennes, und wurden von den Nationalgarden erkannt, die nun das Detaschement zum Absitzen nöthigten, ehe sie es in die Stadt hineinlassen wollten. Sie baten, zu dem Könige gehen zu dürfen; und dies wurde ihnen bewilligt. Der König sagte ihnen: sie möchten ruhig bleiben, und keinen Versuch machen, ihn mit Gewalt aus seiner Lage zu befreien; denn ich würde Zeit haben, ihm zu Hülfe zu kommen. „Außerdem habe ich," setzte er hinzu, „nach der Art, wie die vornehmsten Municipalitäts-Beamten mit mir gesprochen haben, Ursache zu glauben, daß man mich nicht hindern wird, meine Reise fortzusetzen." In der That schienen diese Leute einige Augenblicke unentschlossen; und der König zwei-

felte noch, ob sie auf Instruktionen aus Paris warten würden. Herr von Goguilas ging nun hinaus, und fragte die Husaren: „für wen seyd ihr?“ Sie riefen alle einstimmig: „die Nation! für die sind wir, und wollen es immer seyn!“ Gleich nachher trat einer von den Nationalgarden an die Spitze dieser Husaren. Ihr Kommandör gesellte sich zu den zwei Officieren, die ich nach Varennes geschickt hatte, und brachte mir Nachricht von dem Vorgefallenen. Die beiden letzteren hatten nicht zu dem Könige kommen können, da, als sie es versuchten, auf sie geschossen worden war. Um 7 Uhr Morgens kam ein Adjutant von la Fayette, und brachte der Municipalität den Befehl, daß sie den König nach Paris zurückschicken sollte. Als Herr des Longs ihn jetzt wieder um Befehle bat, sagte er zum zweitenmal: „ich bin ein Gefangner, und kann folglich keine Befehle geben.“

Das ist alles, was ich von dieser unglücklichen Sache habe erfahren können, zu deren glücklichem Ausgange ich mir, wie man gesehen haben wird, nie die mindeste Hoffnung gemacht hatte. Ich glaube noch hinzusetzen zu müssen, daß zu der Zeit der Ausführung sowohl das Volk als die Truppen bis zur Raserei gegen den König aufgebracht waren. Besonders in Metz und Verdun zeigte sich diese Stimmung augenscheinlich. Als die Kanonier der ersteren von diesen Festungen nach Varennes abmarschirten, sagten sie zu ihren Officieren, die mit ihnen gehen mußten: „der erste Schuß gilt dem Wagen des Königs; und der zweite Euch, wenn Ihr Eure Schuldigkeit nicht thut.“

Bei meiner Ankunft in Luxemburg wurde ich sehr gütig aufgenommen. Ich blieb einige Zeit dort, und fand zu meinem Befremden, daß der Kaiser keine Truppen in diese Gegend beordert hatte. In Luxemburg selbst, einer so äußerst wichtigen Festung, waren nicht mehr als dreitausend Mann, und zwar Theils Rekruten, Theils Invaliden; auch befanden sich keine andren Truppen in der Nähe. — Freilich sagte man mir: das Gouvernement der Niederlande hätte von dem Kaiser Befehl erhalten, dem Könige mit so vielen Truppen, als er verlangen würde, beizustehen, und ihm alle Summen, die er brauchte, aus der Kaiserlichen Militär-Kasse zu liefern!

Ich erfuhr nun, daß Monsieur, des Königs Bruder, und Madame nach Brüssel gekommen wären. Dieser Umstand freuete mich sehr, da ich über sie in großen Sorgen gewesen war. Sie hatten die Tuilerieen eine Stunde nach dem Könige verlassen, und den Weg nach Flandern genommen, ohne vorher außerordentliche Anstalten zu ihrer Sicherung auf der Reise zu treffen.

Als ich in Luxemburg war, dachte ich mit Schrekken an die gefährliche Lage des Königs und seiner Familie, ja, ich fürchtete sogar für ihr Leben. Daher hielt ich es für meine Pflicht, einen Brief an die National-Versammlung zu schreiben, worin ich sagte: ich hätte den König zu seinem Schritte überredet; nur auf meine dringenden Vorstellungen habe er eingewilligt, Paris zu verlassen und sich zu seinen getreuen Truppen an der Gränze zu begeben. Auch glaubte ich

noch hinzuſetzen zu müſſen: wenn man des Königs Perſon oder Freiheit verletzte, oder es auch nur an der gebührenden Achtung für ihn fehlen ließe, ſo hätte man von der Rache der mit ihm alliirten Mächte alles zu fürchten.

Dieſer Brief, der nachher gedruckt und in ganz Europa verbreitet worden iſt, hatte keine andre Abſicht, als die Wuth des Volkes auf mich zu lenken, da ich fürchtete, daß ſie zum Verderben des Königs und der Königlichen Familie ausſchlagen könnte. Zugleich wünſchte ich auch, die zahlreichen Feinde des Königs und der Monarchie dadurch in Schrecken zu ſetzen. Mein Schritt iſt von allen Partheien ſtreng getadelt worden, und man hat Großſprecherei darin gefunden, da ich doch von Wuth und Rachbegierde dazu angetrieben wurde. Wie war es aber möglich, meine Bewegungsgründe ſo zu verkennen! Hätte ich nicht einzig und allein aus dem Verlangen, den König zu retten, gehandelt: würde ich ſo ungereimt geweſen ſeyn, den Anmarſch fremder Truppen gegen Frankreich als nahe anzukündigen, da ich hierzu noch gar keine Anſtalten ſah? Würde ich wohl Drohungen ausgeſtoßen haben, die, wie ich wußte, damals unmöglich erfüllt werden konnten? Sollte ich mich wohl nicht nur der Aechtung und Verfolgung ausgeſetzt haben, welche natürlicher Weiſe alles, was mich anging, treffen mußte, ſondern auch der Wuth meiner Feinde, die, wie ich überzeugt war, mir raſtlos nachſtellen würden, und die auch nicht lange nachher einen Preis auf meinen Kopf ſetzten?

Doch ich kehre von dieser Abschweifung wieder zurück. Um die Mitte des Julius erfuhr ich zu meiner großen Beruhigung, daß für des Königs und seiner Familie Leben nichts zu befürchten wäre, und daß der Herzog von Orleans, an der Spitze der Jakobiner, die Versammlung nicht hätte dahin bringen können, entweder den König abzusetzen, oder ihm den Prozeß zu machen. In der That konnte sie auch, wenn sie den Grundsätzen ihrer Konstitution getreu bleiben wollte, weder das Eine, noch das Andre thun. Dem Könige war freilich durch die Gesetze verboten, sich weiter, als zwanzig Französische Meilen, von Paris zu entfernen: aber im Fall, daß er diese Gränze überschritte, sollte er erst aufgefordert werden, in sie zurückzukehren; und nur, wenn er dies nicht thäte, sollte er des Thrones verlustig seyn. Daß man ihn in dem gegenwärtigen Falle anhielt und als Gefangnen nach Paris brachte, war eine offenbare Verletzung der Konstitutions-Grundsätze; aber das Verhalten der Versammlung war bisher ein Gewebe von Inkonsequenzen gewesen, da sie sich in allen Stücken von einigen wenigen listigen Menschen hatte leiten lassen.

Während meines Aufenthaltes in Luxemburg bekam ich das Dekret der Versammlung gegen mich und gegen Alle, von denen man glaubte, daß sie auf irgend eine Art des Königs Flucht befördert hätten. Ich rücke es hier ein, da es beweist, daß die Versammlung meine Absicht merkte, und daß die Hauptpersonen derselben, als die Lameths, Barnave, Duport, und der damalige Präsident Beauharnois, kei-

neswegeS die gänzliche Abschaffung der Monarchie wünschten, sondern Mitleiden für ihren Suverän empfanden und dadurch, daß sie mich als den Anstifter des Versuches anklagten, ihn vor der Wuth der Jakobiner zu schützen suchten.

Dekret der National-Versammlung.

Nachdem die National-Versammlung den Bericht des diplomatischen, ferner des Militär-, des Konstitutions-, des Revisions-, und Kriminal-Ausschusses gehört, und nachdem sich als Resultat dieser Untersuchungen ergeben, daß Herr Bouillé, General der Französischen Armee an der Maas, der Saar und Mosel, den Plan entworfen, die Konstitution umzustoßen; daß er sich in dieser Absicht bemühet, sich eine Parthei in dem Königreiche zu verschaffen, und daß er Befehle sollicitirt und vollzogen, die nicht, wie das Gesetz es vorschreibt, kontrasignirt gewesen sind; daß er den König und die königliche Familie nach einer der unter seinem Kommando stehenden Festungen eingeladen, Detaschements ausgestellt, Truppen nach Montmedy hin marschiren lassen, und bei dieser Stadt ein Lager veranstaltet; daß er die Soldaten zu bestechen gesucht, sie angelockt zu desertiren und zu ihm zu stoßen; und daß er fremde Mächte aufgefordert, in das Französische Gebiet einzudringen: dekretirt sie:

1. Es ist Grund zur Anklage gegen Herrn Bouillé, seine Mitschuldigen und Anhänger; daher soll ihm bei dem provisorischen hohen National-Gerichtshof, der seine Sitzungen in Orleans hält, der Prozeß gemacht,

und

und in dieser Absicht die der National-Versammlung vorgelegten Beweisschriften dem bei diesem Tribunal angestellten öffentlichen Ankläger eingehändigt werden.

2. Da aus vorbesagten Beweisschriften ebenfalls erhellet, daß die Herren Heymann, Klinglin und Hoffelitz, Marechaux de Camp in der Armee des Herrn Bouillé; Desoteux, General-Adjutant; Bouillé der jüngere, Husaren-Major; Goguilas, Adjutant; Choiseuil-Stainville, Oberster bei dem ersten Dragoner-Regimente; Mandel, Oberstlieutenant bei Royal-Allemand; von Fersen, Oberster bei Royal-Svedois; Valory, Malden und des Moustier, ehemalige Gardes du Corps — beschuldigt sind, um den Plan genau gewußt und die Absichten des Herrn Bouillé befördert zu haben: so dekretirt die National-Versammlung, daß Anklage gegen sie Statt findet, und daß sie von dem provisorischen hohen National-Gerichtshof verhört werden sollen.

3. Die National-Versammlung befiehlt, daß die in den vorigen Artikeln genannten Personen, welche schon verhaftet sind, oder in der Folge noch verhaftet werden, unter einer guten und sichern Bedeckung nach dem Gefängnisse in Orleans gebracht, und daß die vor dem Tribunal des ersten Arrondissements von Paris, oder vor jedem andren Tribunal angefangenen Verhandlungen, nebst dem Angeklagten, nach eben der Stadt geschickt werden sollen, deren Gerichtshof allein den Auftrag hat, diese Sache zu untersuchen.

4. Die National-Versammlung dekretirt, daß die Herren Damas, Dandouin, Valcourt, Moraffin, Talon,

Floriac und Remy; die Herren Larour, Lieutenant bei dem ersten Dragoner-Regimente; Pahoudy, Seconde-Lieutenant bei dem Schweizer-Regimente Castella; Brige, Stallmeister des Königs, und Madame Tourzel in Verhaft bleiben, bis Untersuchungen angestellt sind, nach welchen dann ihr Schicksal entschieden werden soll.

5. Mesdames Brunier und Neuville sollen in Freiheit gesetzt werden."

Mit diesem Dekrete zugleich bekam ich einen Brief von dem Herrn Vicomte de Beauharnois. Er war ohne Nahmens-Unterschrift; aber ich habe seitdem unzweideutige Beweise erhalten, daß denselben kein andrer als er geschrieben hat, der zu der Zeit, als der König verhaftet wurde, Präsident der National-Versammlung war, und späterhin, im Jahre 1793, die Französische Armee am Ober-Rhein gegen den Herzog von Braunschweig kommandirte. Diesen Brief glaube ich hier einrücken zu müssen. Er wird zeigen, daß Beauharnois die Bewegungsgründe, aus denen ich an die Versammlung geschrieben hatte, sehr deutlich sah. Doch er dient nicht nur zur Rechtfertigung meines Verhaltens in jener Sache, sondern enthält auch einige sehr interessante Umstände, aus denen man sehen kann, wie die vornehmsten Mitglieder der Majorität in der Versammlung damals dachten.

Paris, den 16ten Jul. 1791.

„Ich bin ein Franzoſe, mein Herr, und Ihnen bekannt, doch nicht von Ihrer Parthei. Ehe ich zu dem eigentlichen Gegenſtande dieſes Briefes komme, will ich Ihnen freimüthig ſagen, was ich von Ihnen denke, damit Sie ſehen können, mit was für einer Art von Manne Sie zu thun haben. Dies iſt aber auch Alles, was Sie von mir erfahren ſollen.“

„Ich habe Sie immer geachtet, und Ihr Verhalten bei einer neuerlichen Gelegenheit hat meine Geſinnungen nicht verändert. Sie haben, wie ich weiß, große Talente, großen Muth, und, was auch Ihre Feinde dagegen ſagen mögen, viele Rechtſchaffenheit. Eine Revolution, die ſo weit ging, war Ihnen nicht angenehm. Ich denke anders; und, drei oder vier große Veränderungen, die Sie errathen mögen, ausgenommen, liebe ich unſre Konſtitution in allen ihren Theilen.“

„So lange Sie glaubten, daß eine ſtärkere oder ſchwächere Verbindung zwiſchen dem Könige und der Verſammlung einige Ordnung bewirken könnte, dienten Sie der Konſtitution, ob Sie gleich kein Bewunderer derſelben waren; doch, als Sie zu ſehen glaubten, daß die Verſammlung unter der Herrſchaft einer Faktion ſtände und über die Gränzen der von ihr ſelbſt gemachten Konſtitution hinausginge; als gerade die Vertheidiger der Verſammlung ſich weigerten, die von ihr ſelbſt beſtellten Autoritäten anzuerkennen; als der König und die königliche Familie von dem Volke

insultirt und gleich Gefangenen behandelt wurden *); als la Fayette sich genöthigt sah, zu resigniren, weil er es mit Lebensgefahr ohne Erfolg versucht hatte, den Gesetzen Gehorsam zu verschaffen — als sie diese Unregelmäßigkeiten sahen: da glaubten sie, wir bewirkten unsern eignen Untergang, Frankreich wäre am Rande des Verderbens, und es müßte etwas Ausgezeichnetes geschehen, um es zu retten. Sie machten den Versuch, der Ihnen aber nicht gelang. Dann thaten Sie in Betreff der Versammlung einen Schritt, den ich ganz und gar nicht billige, den Sie aber für die persönliche Sicherheit des Königs und der Königin nothwendig glaubten. Jetzt suchen Sie eine Parthei zu bekommen, um gegen Frankreich irgend etwas zu wagen, das, wenn es Ihnen gelänge, eine noch größere Anzahl von Mißvergnügten um Sie her versammeln könnte; und mit diesen, vielleicht auch mit Hülfe einiger fremden Mächte, sind Sie Willens, gewaltsam große und bleibende Veränderungen in unsrer Konstitution zu bewirken."

„Ich will Ihnen einige Betrachtungen über die Mittel vorlegen, deren Sie Sich bedienen, etwas durchzusetzen, das Sie für lobenswerth halten. Lassen Sie mich um Ihre Aufmerksamkeit bitten, deren diese Betrachtungen Ihnen dann vielleicht nicht unwerth scheinen. Zuerst will ich Sie an unsre vormalige Lage erinnern, und dann von dem reden, was wir jetzt sind."

*) Eine Anspielung auf den 18ten April, wo das Volk den König mit Gewalt hinderte, nach St. Cloud zu gehen.

„Die National-Versammlung hat sich freilich in ihrem Verhalten oft von Faktionisten leiten lassen, deren Nahmen jeder gute Franzose immer verabscheuen wird; doch ist nun die Konstitution, mit der sie sich zwei Jahre lang beschäftigt, vollendet. Diese Faktionisten hatten immer viele Anhänger, Theils die Unwissenden, Theils die Feigen. Die übel geleitete Opposition, welche die rechte Seite der Versammlung ausmachte, erbitterte das Volk nur, und that daher keine andre Wirkung, als daß die schändlichen Plane dadurch befördert wurden. Die übrigen auf der patriotischen Seite der Versammlung ließen sich in zwei Klassen theilen: die, welche ohne Kraft und ohne alle feste Grundsätze handelten, waren immer bereit, der Meinung dessen beizutreten, der am stärksten schreien konnte; und die einsichtsvollen Männer, welche uneigennützig und in ihren Grundsätzen unerschütterlich waren, sahen mit Bedauern zuweilen die muthigsten, unablässigsten Bemühungen unnütz: doch, da sie die Freiheit eben so sehr liebten, als die Faktion verabscheueten, so verfolgten sie standhaft ihren Endzweck, die Konstitution, ob sie gleich von Seiten ihrer listigen Feinde vielen Widerstand antrafen. Niemand trug so viel dazu bei, diesen Faktionen ihre Popularität zu entziehen, als Mirabeau. Sein Tod, den ich als ein großes Unglück für die Nation ansehe, und den Sie noch mehr, als jeder Andre, zu beklagen Ursache haben, diente indeß dazu, ihren Mißkredit zu beschleunigen. Ihre höllischen Machinationen haben freilich einen ewigen Schandfleck auf die Revolution

gebracht und Frankreich beinahe ins Verderben gestürzt; sie verschafften indeß ihnen selbst keinen Vortheil. Ihre abscheulichen Ränke wurden immer hintertrieben, besonders am 5ten Oktober 1789, und sie sahen weiter nichts vor sich, als Tod und Schande. Nachdem sie lange gesehen hatten, daß die Nation sich zu ihrem Untergange neigte, befürchteten sie, daß sie selbst mit in den Fall verwickelt werden könnten. Dies bewog sie, ihren Verhaltungsplan zu ändern. Die Unordnung und die Anarchie, welche sie erregt hatten, um ihr unglückliches Vaterland zu verwirren, war schon lange vorbereitet, und zwar von Menschen, für deren Anführer man sie immer gehalten hat. Diese wurden nun von ihnen verlassen, und beschuldigt, daß sie die Anstifter von allem dem Unglücke wären, welches Frankreich betroffen hätte. Nun erfolgte des Königs Abreise von Paris. Um ihren, damals vernichteten, Kredit wieder herzustellen, benutzten sie die Neigung zu einem Vergleich, die bei einer Parthei immer Statt findet, sobald eine gemeinschaftliche Gefahr zu befürchten ist; und nun rechnet man sie zu denen, welche die Wiederherstellung der Ordnung und der vollziehenden Gewalt am lebhaftesten wünschen. Dadurch verdienen sie nicht mehr Hochachtung, als vorher; aber zur Rettung unsres Vaterlandes muß jedes Mittel versucht werden. Wahre Patrioten verweigern ihren Beistand nicht, ob sie gleich die von ihnen unterstützten Personen verabscheuen und verachten."

„Lassen Sie uns nun auf den gegenwärtigen Augenblick kommen, und das Verhalten untersuchen, wel-

ches die National-Versammlung beobachtet und künftig beobachten will. In den letzten sechs Wochen vor der Beendigung ihrer Arbeiten hat sie einstimmig (nur mit Ausnahme von fünf oder sechs überspannten Mitgliedern) beschlossen, bei der Durchsicht der Konstitution solche weitere Veränderungen zu machen, als alle guten Bürger wünschen. Dann soll sie dem Könige zur Genehmigung vorgelegt werden, wenn man ihn vorher ersucht hat, sich nach irgend einem beliebigen Orte hin zu begeben, damit er in völliger Freiheit handeln könne."

„Es wurde eine Föderation für den August vorgeschlagen, und ihre Absicht war, zu des Königs Besten eine Bewegung zu bewirken, die ihn wieder an die Konstitution fesseln könnte. Man hat Grund zu glauben, daß diese Maßregel noch ausgeführt werden wird. Daß die Versammlung sowohl gegen den König als gegen die Nation (und ich glaube, Beider Interesse ist nur Eins) dieses Verfahren beobachten will, ist, meiner Meinung nach, sehr weise, besonders in den gegenwärtigen Umständen, da sie sich mit Sorgfalt hüten muß, allzu offenbar gegen die Gesinnungen der Provinzen zu handeln, die noch sehr gegen den König erbittert sind, obgleich nicht daran zu zweifeln ist, daß seine Gegenwart, wenn er sie besucht, sie bald wieder mit ihm aussöhnen wird."

„Hat der König die Konstitution einmal angenommen, so kann er die verschiednen Gegenden von Frankreich durchreisen, die Liebe seines Volkes wieder gewinnen, und, wenn er nach Versailles oder Paris

zurückgekehrt ist, aufs neue den Glanz und die Freiheit haben, deren man ihn nie hätte berauben sollen.“

„Diese neue und glückliche Revolution bewirkt dann gewiß die Rückkehr aller unsrer entflohenen Landsleute, gegenseitiges Vergessen des Geschehenen, und die aufrichtige, herzliche Versöhnung, welche das (noch keinesweges erloschne) Gefühl der Französischen Nation mit Sehnsucht wünscht. Kurz, Eintracht, Friede und Glück werden an die Stelle von Unordnung, Grausamkeit und Unglück treten. Mit welchem Entzücken seh' ich diese Aussicht! Welche Feinde werden wir dann zu fürchten haben!“

„Man findet es vielleicht nöthig, noch größere Veränderungen zu machen; doch diese wollen wir der Zeit, und der Konstitution selbst, überlassen. Wir werden ja bald merken, was ihr noch fehlt. Jedermann weiß, daß, wenn ein Volk seine Ketten zerbrochen und sich — noch in Schrecken vor dem Despotismus, dem es so eben entflohen ist — eine Konstitution gegeben hat, dem Gegenstande seiner Besorgnisse alles Ansehen entzieht. Doch bald wird es der Anarchie überdrüßig, und giebt der vollziehenden Gewalt so viele Autorität wieder, daß sie in Stand gesetzt wird, die Freiheit und das Glück des Staates zu sichern. Das ganz neue Beispiel von Amerika ist ein Beweis von der Richtigkeit meiner Behauptung.“

„Lassen Sie uns nun auch die Mittel untersuchen, die Sie, wie ich glaube, anwenden wollen, um in unserm Vaterlande die Ordnung, welche Sie vor-

ziehen, wieder herzustellen. Diese Mittel sind Gewalt.“

„Ich habe schon oben in diesem Briefe gesagt, daß die Versammlung, als sie nicht länger von einer Faktion geleitet wurde, sich in zwei Klassen theilte, von denen die eine aus vernünftigen, rechtschaffnen und einsichtsvollen Leuten bestand, die andre aber aus Schwärmern, oder Uebelgesinnten, welche das Verderben des Staates wollten. Die letztern sind zwar den ersteren an Menge weit überlegen; aber zur Zeit der Gefahr schweigen sie, und lassen sich von jenen leiten. Sie wissen, daß Leute, die im Glück am insolentesten sind, sich im Unglück fast immer sehr niedrig zeigen. Die Versammlung wird nun, wenigstens in wichtigen Angelegenheiten, gut geleitet. Die nahe Gefahr hat die braven, tugendhaften Bürger, welche das Steuerruder nie hätten verlassen sollen, wieder zu demselben zurückgerufen. In dieser Rücksicht sind Ihre Drohungen uns nützlich gewesen. Beharrten sie aber dabei, diese Drohungen ausführen zu wollen, so würden sie dadurch gerade das Gegentheil von dem bewirken, was Sie wünschen; denn dies ist, wie ich glaube, das Glück des Königs, von welchem gegenwärtig, nach meiner festen Ueberzeugung, das Glück der Nation abhängt. Es wird nicht schwer seyn, Sie von der Wahrheit dessen, was ich hier behaupte, zu überzeugen.“

„Die neuerlichen Ereignisse müssen Sie belehrt haben, was erfolgen würde, wenn man jetzt von auswärts her einen Versuch gegen Frankreich machte.

Dies wäre gerade das Mittel, das Volk in allen Theilen von Frankreich gänzlich zu vereinigen, der National-Versammlung mehr Macht, als jemals, in die Hände zu geben, und die Erbitterung gegen den König zu vergrößern. Die braven und wohlgesinnten Männer, welche jetzt die Versammlung leiten, würden sich dann durch ihre Ehre verpflichtet glauben, die Konstitution, so wie sie ist, aufrecht zu erhalten, und würden sich scheuen, die Veränderungen, welche sie wünschen, darin zu machen, damit man ihnen nicht Schwäche und Kleinmüthigkeit Schuld geben könnte. So würden Sie dieselben zwingen, aus dem Kreise, in welchem sie sich gern bewegen wollen, zu treten und sich mit einer Klasse von Faktionisten zu vereinigen, die ihnen so verhaßt sind, und die sie jetzt auf immer zu unterdrücken im Begriff stehen."

„Doch, ich will einmal annehmen, daß Sie, dieser Vereinigung ungeachtet, am Ende Eroberer würden; so wissen Sie doch zuverlässig, daß der Sieg durch Ströme von Blut erkauft werden muß, und daß während der Zeit der König und die Königin der größten Gefahr ausgesetzt blieben, ja daß sie vielleicht durch die Hand irgend eines Mörders im Solde der fremden Mächte fielen, die schon lange ihre geheimen Agenten unter uns haben."

„Ich will ferner annehmen (was Sie vielleicht glauben, ob ich gleich andrer Meinung bin), die Einmüthigkeit, welche jetzt durch ganz Frankreich zu herrschen scheint, sey nur die Wirkung einer momentanen Gährung, und rühre nicht von bleibenden Ursachen

her. Dann müssen Sie doch überzeugt seyn, daß Ihr eigner Vortheil es erforderte, die Unternehmungen, mit denen Sie, wie ich glaube, gegen Frankreich umgehen, bis zum nächsten Frühlinge aufzuschieben. Wenn das gegenwärtige Brausen in den Köpfen des Volkes einmal vorüber ist, wird es leichter seyn, Ihre Plane auszuführen. Während der Zeit können Sie ja sehen, was für eine Wendung es mit unsren Angelegenheiten nimmt; und kurz, Sie werden klug handeln, wenn Sie Sich vor jenem Zeitpunkte zu nichts entschließen."

„Ein Schritt, wie dieser, von einem Manne, der seinen Nahmen verbirgt, wird Sie ohne Zweifel sehr befremden, und Sie werden Sich bemühen, den Bewegungsgrund ausfindig zu machen, der ihn dazu angetrieben hat. Ich kann leicht einsehen, daß in Zeiten, wie die gegenwärtigen, Mißtrauen Ihre herrschende Stimmung ist, und daß folglich dieser Brief Verdacht bei Ihnen erregen wird; aber, um diesen zu heben, berufe ich mich auf Sie selbst. Ueberlegen Sie wohl, ob es möglich ist, daß ich andre Bewegungsgründe habe, als die Wohlfahrt meines Vaterlandes, die ich von jeher — der Himmel ist mein Zeuge — zu befördern suchte; als Liebe zu meinem Suverän, dessen Unglück niemand aufrichtiger bedauern kann, als ich selbst; und als persönliche Achtung für Sie. Seyn Sie versichert, daß persönliche Furcht an dem, was ich jetzt thue, keinen Theil hat. Die ist noch niemals in meine Seele gekommen; und rückten Sie an der Spitze einer Armee in Frankreich ein — ich

wäre, so sehr ich Sie auch achte, einer von Ihren ersten und heftigsten Feinden.“

„Mögen die Betrachtungen, die ich Ihnen hier vorlege, Ihrer eignen Denkungsart gemäß seyn! Dies ist mein heißester Wunsch.“

N. S. „Was ich gesagt habe, ist bloß das Resultat meiner Reflexionen; da aber meine Lage mich in Stand setzt, die Gesinnungen der achtungswerthen Männer, welche jetzt die Versammlung regieren, kennen zu lernen, so kann ich Ihnen unbedenklich versichern, daß diese Gesinnungen meinen eignen vollkommen gleich sind. Ich habe diesen Brief an jemanden adressirt, der, wie ich hoffe, ihn richtig bestellen wird. Auch habe ich eine Kopie davon auf einem andren Wege abgeschickt, um völlig sicher zu seyn, daß Sie ihn erhalten werden. Wenn Sie wünschen, daß ich fortfahren soll, Ihnen von Zeit zu Zeit über das, was bei uns vorgeht, und über die jetzt am stärksten herrschende öffentliche Meinung zu schreiben, so will ich Ihnen treu und unpartheiisch Nachricht davon geben; und hätte dann das, was Sie von mir erfahren werden, einigen Einfluß auf Ihr Verhalten, so würde ich glauben, meinem Vaterlande und ihnen selbst einen großen Dienst geleistet zu haben. Dies ist die einzige Belohnung, die ich erwarte, und ich werde sie für sehr beträchtlich halten.“

„Sie können mich auf nachstehende Art erfahren lassen, daß Sie meinen Brief bekommen haben

und wieder etwas von mir zu hören wünschen. Schreiben Sie an die Herausgeber des Journal de la Cour et de la Ville, welches gänglich Ihrer Parthei ergeben ist, und sagen Sie denen, Sie wünschten so bald als möglich folgenden Artikel in das Blatt eingerückt zu sehen: „Herr von B * * * hat den Brief erhalten, der unter dem 10ten Jul. 1791 an ihn geschrieben worden ist, und wünscht die Fortsetzung dieser Korrespondenz.“ Eine solche Bitte wird, da sie von Ihnen kommt, augenblicklich erfüllt werden.“

Ich that das Angegebne sorgfältig, habe indeß nie einen zweiten Brief von Herrn Beauharnois erhalten.

Zwölftes Kapitel.

Allgemeine Auswanderung. — Ich trage der Kaiserin von Rußland meine Dienste an. — Brief des Königs von Schweden. — Ich besuche diesen Monarchen in Aachen. — Sein Plan zum Besten des Königs von Frankreich. — Zusammenkunft mit dem Kaiser, und dem Könige von Preußen. — Pillnitzische Erklärung. — Plane des Kaisers, und des Königs von Preußen, die Französischen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen.

Seitdem der König in Varennes angehalten war, wurde das bisher nur unbeträchtliche Auswandern unter den Mitgliedern der ersten Stände im Staate allgemein; ja, es erstreckte sich sogar auf viele achtungswerthe Bürger, welche über die Zügellosigkeit des Volkes in Unruhe geriethen. In den nächsten Monathen nach meiner Abreise aus Frankreich, verließen beinahe alle Officier der Armee ihre Fahnen, und gingen nach Koblenz, wohin die Französischen Prinzen sich begeben hatten. Der Adel in den Provinzen, entfernte sich, größten Theils von Weibern und Kindern begleitet,

aus einem Lande, wo er sich täglich mit Aechtung bedrohen hörte, und suchte eine Freistätte in fremden Ländern. Fast die sämmtliche Geistlichkeit, und mit ihr die vornehmsten Mitglieder der Magistratur, suchte außerhalb Frankreichs eine Zuflucht vor der Verfolgung. Die Pairs des Königreiches hatten es größten Theils schon lange verlassen. Adel, Reichthümer und selbst Tugend waren in den Augen des Volkes ein Verbrechen. Jede Landstraße in Frankreich war mit Männern, Weibern und Kindern bedeckt, die unter den Ruinen der wankenden Monarchie begraben zu werden fürchteten, und ein Land flohen, das ihnen bald nur ein Grab geben konnte.

Es sey mir erlaubt, hier eine Stelle aus dem Tacitus anzuführen, welche ein treues Gemälde der schrecklichen Scenen von Verbrechen, Mordthaten und Ruchlosigkeit darstellt, wodurch Frankreich lange Zeit in den Augen von ganz Europa entehrt worden ist. Corrupti in dominos servi, in patronos liberti; et quibus deerat inimicus per amicos oppressi. (Sklaven ließen sich gegen ihre Herren, Freigelassene gegen ihre Patronen bestechen; und wer keinen Feind hatte, den stürzten seine Freunde.) Man sah in Frankreich Kinder, die ihre Väter anklagten; Weiber, die erst ihre Ehemänner verriethen, und dann in die Arme ihrer Feinde flohen. Der Freund gab den Freund an, und Domestiken, die im Dienst ihres Herrn grau geworden waren, überlieferten ihn den Händen seines Henkers. Doch bei dieser allgemeinen Verderbtheit fehlte es auch nicht an Beispielen von Tugend. Müt-

ter begleiteten ihre Kinder, Frauen ihre Männer in das Elend; Kinder theilten mit ihren Vätern ein gleiches Schicksal; der edle Schwiegersohn, der aufrichtige Freund, der treue Diener zeigten jetzt eine Standhaftigkeit, aus der man sah, daß Verfolgung ihre Liebe nur vermehrte. Die vornehmsten Männer kämpften mit dem äußersten Mangel, und ertrugen das Unglück mit Würde und Muth. Männer, die sich durch Rang und Talente auszeichneten, ja selbst ihre Gattinnen, trotzten dem Tode, und erlitten ihn mit Ruhe *).

Während dessen sah ich nichts, was feindliche Anstalten gegen Frankreich von Seiten fremder Mächte anzeigte. Der Kaiser hatte noch nicht einmal mit den Türken Frieden gemacht. Zwar waren die Feindseligkeiten eingestellt; aber unmöglich konnte man die Allianz voraussehen, welche die Höfe von Wien und Berlin späterhin schlossen, um die Unordnungen, von denen Frankreich zerrüttet wurde, zu beendigen: eine Allianz, die eben so außerordentlich war, als die Trennung derselben einige Jahre nachher.

Im vorigen Mai hatte ich den König um Erlaubniß gebeten, Russische Dienste zu nehmen, im Falle daß

*) Non tamen adeo virtutum sterile saeculum, ut non et bona exempla prodiderit. Comitatae profugos liberos matres, secutae maritos in exilia conjuges, propinqui audentes, constantes generi, contumax etiam adversus tormenta servorum fides. Supremae clarorum virorum necessitates, ipsa necessitas fortiter tolerata, et laudatis antiquorum mortibus pares exitus. Taciti Annal.

daß er seinen Plan, Paris zu verlassen und sich nach einer der unter meinem Kommando stehenden Städte zu begeben, nicht ausführen sollte. Er bewilligte sie; und ich schickte nun den jungen Sombreuil (der seitdem bei Quiberon so unglücklich sein Leben verloren) mit meinen Vorschlägen an die Kaiserin, da ich den Entschluß gefaßt hatte, nicht wieder in mein Vaterland zurückzukehren, wo ich nichts anders erwarten konnte, als die Verwirrung und Anarchie, womit ich zwei Jahre und länger umringt gewesen war. Ich zweifelte nicht, daß diese Unordnungen, was für Veränderungen auch vorgehen möchten, länger dauern würden, als mein Leben; denn ich glaubte: wenn auch die fremden Mächte sich eines Theiles von der Gränze bemächtigten (ein schreckliches Hülfsmittel, das ich aber damals für nöthig hielt) und wenn es ihnen auch gelänge, dem Könige seine Freiheit und seine Macht wieder zu verschaffen; so würden doch der Wiederherstellung der öffentlichen Ordnung noch unübersteigliche Hindernisse im Wege stehen. Die vornehmsten derselben waren die Meinungen, die sowohl unter dem Volke als unter den Soldaten herrschten; die Stärke der Partheien, welche in Frankreich verbreitet waren; die Schwäche der Royalisten innerhalb, wie die Ueberspannung der Royalisten außerhalb des Königreiches; und die Schwierigkeit, dem Könige eine hinlängliche Macht zu geben, durch die er sein Ansehen aufrecht erhalten könnte.

Zu Anfange des Julius schrieb mir der König von Schweden, der sich damals in Aachen aufhielt,

und dem ich vorher meinen Brief an die National-Versammlung geschickt hatte, Folgendes:

Aachen, den 3ten Jul. 1791.

„Herr Marquis von Bouillé, ich danke Ihnen recht sehr für den Beweis von Zutrauen, den Sie mir durch die Mittheilung Ihres Briefes an die National-Versammlung gegeben haben. Ich finde darin vom Anfange bis zum Ende solche Gesinnungen der Anhängkeit für Ihren Suverän, und solchen Abscheu vor der Anarchie, wie ein Krieger Ihrer Art sie haben muß. Die Glücksgöttin ist in bürgerlichen Unruhen, wie im Kriege, blind; aber die Grundsätze der Treue und Ehre sind unerschütterlich, und von ihnen hängt der Ruf mehr ab, als von dem glücklichen Erfolg. Sie haben den Ihrigen, als Soldat, schon seit langer Zeit fest gegründet; jetzt thun Sie das aber noch mehr durch Ihre Standhaftigkeit und ihre unerschütterliche Liebe zu Ihrem tugendhaften und unglücklichen Suverän. Nehmen Sie mein Kompliment darüber an. Es giebt keinen König in Europa, der nicht großen Werth darein setzte, einen Mann wie Sie zu seinem Unterthan zu bekommen und ihn an der Spitze seiner Armee zu sehen. Vielleicht hätte der älteste und treueste Alliirte Ihres Vaterlandes vorzugsweise Anrechte, und das um so mehr, da Sie, wenn Sie in *seine* Dienste träten, die Dienste Ihres wahren Vaterlandes nicht verlassen würden. Aber in welcher Lage Sie Sich auch befinden mögen, immer können Sie meiner

Achtung und Theilnahme gewiß seyn. Mit diesen Gesinnungen bitte ich Gott, Herr Marquis von Bouillé, Sie in seinen heiligen und gnädigen Schutz zu nehmen. Ihr

wohlaffektionirter
Gustav."

Der Brief dieses Königs, für den ich die größte Achtung hegte, bewog mich, ihn in Aachen zu besuchen. In der Unterredung, die ich dort mit ihm hatte, sagte er mir die Gründe, die ihn abgehalten hätten, mich zu Anfange des Jahres 1789 in seine Dienste zu nehmen; ich glaube aber, sie verschweigen zu müssen. Er versicherte mir: die Haupturſache, weshalb er seine Staaten verlassen und sich dem Französischen Gebiete genähert habe, sey keine andre, als zu sehen, ob er nicht dem Könige nützlich seyn könne. Die Kaiserin von Rußland hätte ihn zu seinem Schritte bewogen, und zwar durch die Vorstellung: da er mit der Beschaffenheit der Revolutionen bekannt sey, und die in seinem Reiche angefangene glücklich geendigt habe, so könne er dem Könige von Frankreich vielleicht in seiner Verlegenheit einigen Beistand leisten, ihm die Mittel herauszukommen angeben, und so die Monarchie von gänzlichem Verderben retten. Der König von Schweden setzte hinzu: er hätte erfahren gehabt, daß Ludwig der Sechzehnte sich nach Montmedy begeben wolle, und sey Willens gewesen, da mit ihm zusammenzukommen.

Es machte mir keine Schwierigkeit, diesem Für-

sten den wahren Zustand von Frankreich zu schildern, und ihm zu zeigen, daß alle Partheien, weil sie in Leidenschaft wären, denselben falsch sähen, besonders aber die Royalisten, welche sich durch ihre Begierde nach Rache verblenden ließen. Ich sagte ihm, und suchte ihn von der Richtigkeit meiner Meinung zu überzeugen: wenn man die Anzahl und Stärke der Feinde des Königthums bedächte (da die Jakobiner in Kurzem die Herren von Frankreich seyn würden), so bliebe weiter kein Hülfsmittel übrig, als die Einmischung der mit dem Könige alliirten Mächte, und zwar vermittelst starker Armeen, die entweder — dadurch, daß sie die gemäßigten und konstitutionistischen Königsfreunde gegen die Anarchisten in Schutz nähmen — ein gütliches Uebereinkommen, oder — dadurch, daß sie (doch bloß als Vermittler und als Beschützer der vernünftigsten Parthei) in Frankreich einrückten — eine neue Revolution zum Besten des Königs bewirkten. Ich zeigte ihm, daß ein Einbruch — wegen der Folgen, von denen er begleitet seyn könnte, zu jeder Zeit eine sehr gefährliche Maßregel — in den gegenwärtigen Umständen weniger Schwierigkeiten hätte, da die Armee von ihren Anführern verlassen, gänzlich in Ungebundenheit, und ohne alle Disciplin wäre, da nur die fremden, im Dienste des Königs stehenden Truppen, desgleichen ein großer, ihm treu gebliebener Theil der Kavallerie noch Ordnung und Disciplin beobachteten. Die meisten Gränzfestungen wären sehr verfallen; denn aus einer Besichtigung, die ich auf des Königs Befehl vor Kurzem hätte vornehmen lassen, er-

gäbe sich, daß auf die sechzehn in der ersten Linie, von der Schweiz bis an die Sambre, acht Monathe Zeit und eilf Millionen Livres gewendet werden müßten, wenn sie im Stande seyn sollten, eine Belagerung auszuhalten. Ich setzte noch hinzu: wenn wir auch keine Parthei hätten, so fehlte es uns doch in den Provinzen, besonders in denen an der Gränze, wenigstens nicht an Anhängern, selbst nicht an mächtigen; wir ständen in Verbindung mit den Generalen, Ingenieurs und Artillerie-Officieren, die noch in den Festungen geblieben wären; und die ausgewanderten könnten über alles, was zu wissen nöthig sey, viele Auskunft geben. — Es ist übrigens gewiß, daß es zu Ende von 1791, ja auch während des ganzen Jahres 1792, keinesweges schwer seyn konnte, in Frankreich einzudringen. Ein Theil der Gränze war gewissermaßen offen und unbeschützt; und — die besondren Ursachen abgerechnet, welche die alliirten Armeen, als sie in Champagne eingerückt waren, aufhielten — wurden Theils alle Kraft, alle List und aller Fanatismus der Jakobiner, Theils die außerordentlichen Talente des von dieser Faktion bei dem Ausbruche des Krieges gewählten Generals erfordert, um die Armee zu sammeln, zu formiren, und zu brauchen, ob sie gleich nachher solche erstaunliche Vortheile erfochten hat.

Ueber das Mißlingen des so eben erwähnten Unternehmens sage ich nichts; und eben so schweige ich von den politischen Fehlern, welche die Kabinette der alliirten Mächte während des Krieges begangen haben,

worin indeß ihre Generale durch ihre falschen Maßregeln sie, wo möglich, noch übertrafen. Diese Ereignisse sind zu neu, als daß mit voller Wahrheit davon gesprochen werden dürfte.

Doch wieder zu dem Könige von Schweden. Er trug mir seine Dienste an; ich stellte ihm aber vor, daß ich schon der Kaiserin von Rußland Eröffnungen gemacht hätte, und ihre Antwort täglich erwartete. Nun entdeckte er mir den Plan, der zwischen ihm, der eben genannten Monarchin und dem Könige von Spanien verabredet wäre: nehmlich mit 36,000 Schweden und Russen in Frankreich einzurücken. Diese sollten so nahe als möglich bei Paris landen: entweder, um gerades Weges nach dieser Hauptstadt zu marschiren, und eine Diversion zu machen, während daß die alliirten Armeen in einer anderen Richtung vordrängen; oder, um sich eine tüchtige Position zu sichern, und zwar dadurch, daß sie sich einer Stadt mit einem Hafen bemächtigten, wo man dann den Ausgang einer mit der neuen Regierung von Frankreich anzufangenden Unterhandlung abwarten wollte, die im Namen der Kaiserin, seiner, und der sämmtlichen Alliirten des Königs von Frankreich anzufangen wäre. Von dieser Unterhandlung versprach er sich um so mehr einen glücklichen Erfolg, da man unmöglich den Verdacht auf ihn werfen könne, daß er ehr = oder eroberungssüchtige Absichten habe. Er schien fest zu glauben, die Könige von Spanien und Sardinien würden ihn unterstützen und Armeen nach der Französischen Gränze marschiren lassen; doch auf den König von Preußen

schien er wenig zu rechnen, und noch weniger auf den Kaiser, da er wohl wußte, daß Leopold sehr friedfertig war, und daß ihn nichts, als die Vergrößerungssucht des Kabinettes von Wien, zu einem Kriege bewegen konnte.

Der König von Schweden sagte mir ferner: er selbst würde die kombinirte Armee von Schweden und Russen kommandiren, und der Spanische Hof hätte sich anheischig gemacht, funfzehn Millionen Livres zur Bestreitung der Kosten zu geben. Alles wäre zur Ausführung des Unternehmens schon bereit, und ich möchte die Schwedischen Truppen unter ihm kommandiren.

Auf das Dringen dieses Monarchen, der mir alle seine Plane und Absichten mitgetheilt hatte, und verführt von den schmeichelhaften Lobsprüchen, mit denen er mich überhäufte — (denn welcher Krieger kann gegen Lob, das ein Held ihm ertheilt, gleichgültig seyn?) — opferte ich meine Bedenklichkeiten in Betreff der Kaiserin auf, und entschloß mich, seinen Vorschlag anzunehmen. Ich trat also in die Dienste des Königs von Schweden, doch bloß in der Absicht, bei der projektirten Unternehmung gebraucht zu werden, welche mir eine Gelegenheit versprach, meinem unglücklichen Suverän wieder zu dienen, und zwar durch Vereinigung mit einem seiner Alliirten, der in Frankreich am wenigsten Verdacht erregen konnte.

Ich blieb ungefähr vierzehn Tage in Aachen bei dem Könige von Schweden. Es wurde verabredet: ich sollte über Alles, was zum glücklichen Erfolge des Unternehmens beitragen könnte, Erkundigungen einzie-

hen, und zu Anfange des Winters ihm eine genaue Nachricht von allem, was ich erfahren hätte, zuschikken. Diese wollte er der Kaiserin mittheilen; und dem gemäß sollte dann ihr beiderseitiger Plan näher bestimmt und im kommenden Frühlinge, wenn die Schifffahrt in der Ostsee offen seyn würde, ausgeführt werden.

Wenige Tage nach unsrer Zusammenkunft nahm der König von Schweden sich vor, in seine Staaten zurückzukehren, um einen Reichstag zu halten und die nöthigen Anstalten zum Einschiffen seiner Truppen zu treffen. Während der kurzen Zeit, die ich mich bei diesem Fürsten aufhielt, gab er mir Beweise von dem größten Vertrauen. Er sprach mit mir sehr offenherzig und bescheiden von seinem Kriege gegen die Russen, und theilte mir die Plane mit, die er entworfen und ausgeführt hatte. Diese waren alle kühn, groß und edel, hatten aber fehlschlagen müssen, weil nicht die rechten Mittel zur Ausführung gebraucht waren: das Schicksal aller großen militärischen Plane, wenn sie nicht durch ausgebreitete Erfahrung geordnet werden, welche alle die kleinen Umstände kombinirt, von denen auch der geringste, wenn er vernachlässigt wird, das Ganze vereiteln kann.

Ich äußerte das gegen ihn. Er gab mir Recht, und gestand, daß er damals in der Kriegeskunst wenig Erfahrung gehabt, und daß es ihn auch an erfahrnen Generalen gefehlt, die ihn hätten leiten können. Ich glaubte an ihm vorzügliche Talente und auch viele Kenntnisse zu bemerken. Im Charakter hatte er

viele Aehnlichkeit mit seinem Oheim, dem großen Friedrich. Er sagte zu mir mit einem lustigen Wesen: „Ich stehe nur so so mit allen meinen königlichen Brüden; aber die Kaiserin von Rußland habe ich wenigstens genöthigt, mich zu achten.“ Diese Fürstin gab ihm in der That einen großen Beweis ihres Vertrauens, da sie ihm versprach, ihm zu seinem Einbruch in Frankreich ein beträchtliches Corps Truppen zu geben.

Er liebte Ludwig den Sechzehnten sehr, und niemand interessirte sich stärker, als er, für dessen unglückliche Lage. Ob er gleich sehr zu zweifeln schien, daß die großen Europäischen Mächte in lauteren Absichten und mit Nachdruck zu dessen Bestem handeln würden: so schien er sich doch sowohl auf den Einfluß, als auf den wirklichen Beistand der Kaiserin von Rußland sehr zu verlassen. Der Erfolg hat freilich gezeigt, daß er sich irrte! —

Bei meiner Rückkehr nach Luxemburg hatte ich das momentane Vergnügen, durch den Briefwechsel, den ich noch immer in Frankreich unterhielt, zu erfahren, daß des Königs Lage gerade eben so war, wie vor seiner Anhaltung in Varennes; ja, daß sein neues Unglück ihm sogar unter den Hauptpersonen der Versammlung einige Anhänger erworben, und bei dem am wenigsten verführten Theile des Volkes Mitleiden erregt hatte. Der letztere war aber nicht zahlreich, da durch des Königs Flucht die Wuth und die Macht der Jakobiner noch zugenommen, und da nun der Herzog von Orleans mehr Ansehen und Einfluß hatte, als jemals.

Um diese Zeit bekam ich einen Brief von einem meiner Freunde, welcher der konstitutionistischen Parthei ergeben und mit den Hauptpersonen derselben in der genauesten Verbindung war. Er bestärkte mich in meiner Ueberzeugung: daß die National-Versammlung, oder vielmehr die klügsten, einsichtsvollsten Mitglieder derselben, aufrichtig einen Vergleich wünschten und nur auf eine Gelegenheit warteten, mit dem Könige in Unterhandlung zu treten und gewissermaßen einen großen Theil dessen, was geschehen war, zurückzunehmen, damit man zu irgend einer festen Einrichtung, irgend einer vernünftigen Regierungsform, gelangen könnte. Es wurde mir darin gesagt, was ich auch durch einen andren Kanal wußte: die meisten revolutionistischen Mitglieder der Versammlung sähen es gar nicht gern, daß der König in Varennes angehalten worden wäre; denn sie glaubten, wenn der König Montmedy erreicht hätte, so würde sein Aufenthalt daselbst zu einem Vergleiche haben führen können. Dieser Brief stellte mir übrigens die mit einem auswärtigen Kriege verbundenen Gefahren vor. Ich war noch nicht ganz überzeugt, daß es zu einem Kriege kommen würde, sah ihn aber als eine gewaltsame Maßregel an, die man ganz zuletzt, und nie, ohne zugleich Versöhnungs-Vorschläge zu thun, ergreifen müßte.

Hier ist der Brief selbst.

Paris, den 5ten Jul. 1791.

„Ich hielt es nicht für nöthig, Herr General, mich der Gefahr auszusetzen, daß ich in die Hände des Untersuchungs-Ausschusses geriethe, bloß um Ihnen meine unveränderliche Anhänglichkeit zu bezeugen; daher habe ich eine Gelegenheit, Ihnen sicher zu schreiben, abgewartet, und sie endlich gefunden. Ich will Ihnen nicht mit langen, unnützen Details die Zeit verderben, sondern — ob das gleich Ihre Unruhe vermehren kann — Ihnen nur sagen, daß ich, nach allen meinen Beobachtungen während der Abwesenheit des Königs, und nach allem, was ich in meinen Unterredungen mit Deputirten habe erfahren können, überzeugt bin: die gegenwärtige große politische Krisis wäre, wenn der König sich einmal in Montmedy befunden hätte, in eine gute Konstitution übergegangen, und zwar ohne auch nur einen einzigen Tropfen Blut zu kosten.“

„Was des Königs Absichten waren, weiß ich nicht; doch ich kenne Ihre Mäßigung, und gründete auf diese meine Hoffnungen zu einem sichern Vergleiche. Jetzt finde ich die Umstände bei weitem nicht mehr so günstig. Haben wir richtige Nachrichten bekommen, so geht es mit der Ueberspannung Aller, von denen Sie umringt sind, sehr weit. Diese Ueberspannung, oder dieser Unsinn, wird Plane erzeugen, welche aber gewiß gehörigen Widerstand und mehr Hindernisse finden werden, als man glaubt, wenn nicht von Waffen, so doch wenigstens von andren Ursachen.“

„Ihnen allein, Herr General, und Ihrer Rechtschaffenheit, kommt es zu, mitten unter den heftigsten Stürmen, die einen Mann treffen können, sich zu erinnern, daß Sie ein Franzose sind. Nein, Sie werden Ihren Muth und Ihre Talente nie anwenden, Ihr Vaterland zu zerstückeln oder in Sklaverei zu bringen. Dies lag gewiß nicht mit in Ihrem Plane, als Sie den König nach Montmedy hinschaffen wollten; im Gegentheil bin ich überzeugt, daß sie die Nation von der Schande eines fremden Joches zu retten wünschten. Und läßt es sich denken, daß sie jetzt dazu beitragen wollten, ihr dies aufzulegen? Sie, Herr General, wissen, was wahrer Ruhm ist, und daß er auf diesem Wege nicht erlangt wird. Erinnern Sie Sich, daß die Repräsentanten, mitten unter den größten Excessen, Ihnen das gaben, was so selten jemand von ihnen bekommt: ihr Lob und ihr Vertrauen. In Ihnen vereinigten sich alle Hoffnungen derselben; von Ihnen erwarteten sie die Rettung des Vaterlandes. Ich weiß wohl, daß die Uebertreibungen dieser Repräsentanten alles Gute unthunlich gemacht, und daß sie uns in alle Arten von Unglück gebracht haben; ich kann also, wenn ich sie lobe, nicht verdächtig seyn. Aber ich muß Sie erinnern, daß Sie im ganzen Königreiche sich gerade am wenigsten über die Majorität der Versammlung beklagen dürfen.“

„Bedenken Sie, Herr General, daß der erste Flintenschuß im Norden die Ermordung aller Priester und Adeligen im Süden verursachen kann. Was wird es nützen, diese nachher zu rächen? Dadurch

wird das Unglück nur noch größer werden. Ich äußere meine Besorgniß auf diese Art, weil ich glaube, daß alles ins Gleiche gebracht werden kann. Es ist noch Zeit, zu unterhandeln; und dies wäre gewiß die beste Methode. Sollten Sie geneigt seyn, gemäßigte Vorschläge von irgend einer Art zu thun, so erinnern Sie Sich meiner. Ich trage kein Bedenken, Ihnen meine Dienste anzubieten, und glaube, daß Sie dieselben nicht ganz unnütz finden werden."

„Leben Sie wohl, Herr General. Ich hoffe, Sie sollen in meinem Briefe eine Bestätigung der achtungs- und ehrfurchtsvollen Gesinnungen finden, die ich immer für Sie haben werde. Dafür bitte ich indeß um die Fortdauer der Freundschaft, mit der Sie mich bisher beehrten."

Es ist gewiß, daß die Majorität der Versammlung jetzt zum Theil von ihren Fehlern überzeugt war; aber diese Veränderung der Denkart ward durch spätere Ereignisse, von denen mich ein andrer Korrespondent unterrichtete, gänzlich unnütz.

Ich will hier dessen Brief, den einzigen von ihm, den ich aufgehoben habe, einrücken.

Paris, den 26sten August.
1791.

„In einem früheren Briefe machte ich Ihnen Hoffnungen, die ich selbst jetzt nicht mehr habe. Die leidige Konstitution, welche revidirt und verbessert werden sollte, wird nun nicht angerührt, und bleibt, was

sie ist: ein Codex der Anarchie, eine Quelle des Unglücks. Unser unseliges Gestirn will, daß zu eben der Zeit, da die Demokraten selbst einige Reue über ihre Verbrechen fühlen, die Aristokraten ihnen Unterstützung verweigern, und sie dadurch hindern, manches wieder gut zu machen, wie sie es wollten. Um mich deutlicher zu erklären, und mich in Ihren Augen darüber zu rechtfertigen, daß ich vielleicht falsche Erwartungen bei Ihnen erregt habe, muß ich nothwendig etwas weiter zurückgehen und Ihnen Alles sagen, was vorgefallen ist. Dies kann ich thun, da ich heute gerade Gelegenheit habe, meinen Brief sicher in Ihre Hände zu bringen."

„An den zwei ersten Tagen nach des Königs Abreise bewachten beide Seiten der Versammlung ihre gegenseitigen Bewegungen. Die demokratische Parthei war bestürzt, und die Royalisten äußerten große Unruhe. Die mindeste Unvorsichtigkeit hätte die Wuth des Volkes erwecken können. Alle Mitglieder der rechten Seite beobachteten ein tiefes Stillschweigen; und die von der linken überließen es ihren Anführern, so genannte Sicherheits-Maßregeln vorzuschlagen, die denn auch keinen Widerstand fanden."

„Am zweiten Tage nach des Königs Abreise fingen die Jakobiner an, Drohungen auszustoßen, während daß die Konstitutionisten sich noch mäßigten. Die letzteren waren und sind zahlreicher, als die ersteren. Sie sprachen jetzt von einem Vergleich, und von einer Deputation an den König. Zwei von ihnen schlugen

Herrn Malouet *) eine Konferenz vor, welche den folgenden Tag gehalten worden wäre, wenn nicht die Nachricht von der Anhaltung des Königs es hintertrieben hätte. Da indeß diese Stimmung nun offenbar war, so sahen sie sich weiter als jemals von den Enragés getrennt. Barnave kehrte jetzt zurück. Er hatte, indeß der brutale Petion das Unglück des Königs und der Königin nur verhöhnte, beiden Achtung erwiesen und sich dadurch viele Zeichen von ihrer Dankbarkeit erworben. Diese schienen das Herz des jungen Mannes geändert zu haben, von dem man bisher glaubte, daß es ihm an Gefühle mangle. Barnave ist, wie Sie wissen, ein Mann von großen Talenten, und hat den stärksten Einfluß auf jeden von seiner Parthei. Er gewann über vier Fünftheile von der linken Seite der Versammlung, so daß sie sich vornahmen, den König nicht nur gegen die Wuth der Jakobiner zu beschützen, sondern ihm auch einen Theil seiner Autorität wieder zu verschaffen, und ihm zugleich Mittel in die Hände zu geben, daß er sich in Zukunft vertheidigen könnte, ohne aus den von der Konstitution vorgeschriebnen Gränzen zu gehen. Der letztere Theil von Barnave's Plan wurde nur den Oberhäuptern der Konstitutionisten, den Lameths, Duport, u. s. w., anvertrauet. Der größte Theil dieser

*) Ich nenne in meinen Memoiren niemanden, dem das im mindesten nachtheilig seyn könnte; doch da man die meisten dieser Umstände in Herrn Malouet's, zu Paris 1792 gedruckten Briefen findet, so trage ich kein Bedenken, seinen Namen zu nennen.

Parthei war noch so wenig zu gewinnen, daß die Begünstiger des Plans nicht darauf rechnen konnten, eine Majorität in der Versammlung für sich zu haben, wenn sie nicht von den Mitgliedern der rechten Seite Unterstützung erhielten. Diese glaubten sie sich aber ganz gewiß zu sichern, wenn sie bei dem Revidiren der Konstitution der königlichen Autorität einen größern Umfang gäben."

„So stand es, als ich Ihnen zuletzt schrieb. Zwar war ich überzeugt, daß die Aristokraten Albernheiten und unaufhörliche Fehler machten; aber doch glaubte ich nicht, daß sie so weit gehen würden, wie sie es seitdem gethan haben. Sobald die Nachricht, daß der König in Varennes angehalten wäre, nach Paris kam, weigerten sich die mit in den Committeen sitzenden Mitglieder der rechten Seite, länger zu stimmen, oder an den Berathschlagungen und Erörterungen der Versammlung Theil zu nehmen. Malouet war nicht dieser Meinung. Er stellte ihnen vor: so lange die Versammlung noch nicht aufgehoben wäre, und sie ihr beiwohnten, müßten sie aus Pflicht sich thätig allen Maßregeln widersetzen, welche der öffentlichen Ordnung oder den Grund-Principien der Monarchie nachtheilig seyn könnten. Alle seine Gründe wirkten nicht; sie blieben bei ihrem Entschlusse, und setzten in geheim eine Protestation gegen alles Geschehene auf. Er hingegen erklärte: er würde fortfahren, auf der Rednerbühne zu protestiren und ganz offen alle seine Kräfte anwenden, Unheil zu verhüten. Nachher sagte er mir: er könne nicht mehr als dreißig bis vierzig Mitglieder

glieder der rechten Seite für seine Meinung gewinnen. — Nun fürchte ich sehr, dieser falsche Schritt der eifrigsten Royalisten kann gefährliche Folgen haben. Damals waren die Gesinnungen der National-Versammlung dem Könige im Ganzen so günstig, daß, als Thouret während dessen Rückreise nach Paris die Rednerbühne betrat, um ein Dekret vorzuschlagen, wodurch bestimmt werden sollte, wie der König zu behandlen wäre — daß, sage ich, in dem Saale und auf den Galerieen die tiefste Stille herrschte. Beinahe alle Mitglieder, selbst an der linken Seite, schienen bestürzt, als sie dies leidige Dekret vorlesen hörten. Da aber niemand dagegen sprach, so wollte der Präsident es wirklich schon zum Stimmen vorlegen, als Herr Malouet auftrat, und mit Unwillen in der Miene ausrief: „Was wollen Sie thun, meine Herren? Man hat den König angehalten; und jetzt wird vorgeschlagen, ihn für einen Gefangnen zu erklären? Sehen Sie auch wohl die Folgen eines solchen Schrittes? Bedenken Sie! Wollen Sie Ihren Suverän zu einem Gefangnen machen?“ — „Nein, nein!“ riefen mehrere Mitglieder der linken Seite, und standen tumultuarisch auf; „es ist nicht unsre Meinung, daß der König als ein Gefangner gehalten werden soll!“ So eben war man im Begriff, das Dekret beinahe einstimmig zu verwerfen, als Thouret eilig sagte: „der Redner hat die Ausdrücke und den Sinn des Dekrets falsch verstanden. Wir haben eben so wenig, wie er selbst, die Absicht, den König zu verhaften; die gegenwärtige Maßregel wird nur zu seiner und seiner Fa-

milie Sicherheit vorgeschlagen.“ Erst nach dieser Erläuterung ging das Dekret durch, obgleich die Gefangenschaft nichts desto weniger wirklich wurde, und ob man sie gleich ohne alle Scham noch fortdauern läßt.“

„Gegen das Ende des Julius vermutheten die Konstitutionisten (doch ohne zuverlässig unterrichtet zu seyn), daß die Mitglieder der rechten Seite eine Protestation aufgesetzt hätten. Sie verfolgten nun in Muße ihren Revisions-Plan, obgleich mehr als jemals in Furcht vor den Jakobinern und Aristokraten. Malouet ging wieder in den Revisions-Ausschuß, und sprach mit ihnen zuerst, wie mit Leuten, die mit den Fehlern und Gefahren ihrer Konstitution vollkommen bekannt seyn mußten; er fand sie aber weniger geneigt, beträchtliche Veränderungen darin vorzunehmen, weil sie befürchteten, sie möchten dadurch ihre Popularität verlieren. Target und Duport unternahmen es sogar, ihr Werk zu vertheidigen.“

„Am folgenden Tage traf er Chapelier und Barnave. Sie weigerten sich zuerst mit Verachtung, sich auf seine Anträge einzulassen; am Ende aber willigten sie doch in einen Angriffsplan ein, dessen ganze Gefahr auf ihn selbst fallen sollte. Sein Vorschlag war, in der Sitzung am 8ten die Hauptpunkte der Konstitutions-Akte zu erörtern, und alle ihre Fehler, alle ihre Mängel, zu zeigen. „Sie, meine Herren,“ sagte er zu ihnen, „antworten mir dann, lassen Ihren ganzen Unwillen gegen mich ausbrechen, widerlegen meine Angriffe auf die Artikel, welche am wenigsten gefährlich sind, ja selbst auf die meisten der Punkte,

gegen die ich Einwürfe mache; und über die, welche ich als antimonarchisch, als verderblich für die Wirksamkeit der Regierung, bezeichne, sagen Sie mir: weder die Versammlung, noch der Ausschuß bedürfe meiner Bemerkungen; Sie selbst wären schon Willens, verschiedne Abänderungen vorzuschlagen. Und dann machen Sie sogleich eine Motion in dieser Absicht. Dies ist vielleicht das einzige Mittel, die Monarchie zu erhalten und ihr bei Zeiten die Unterstützung zu geben, deren sie bedarf." Dieser Plan wurde genehmigt; aber als man erfuhr, daß die Mitglieder der rechten Seite protestiren und nicht mehr stimmen wollten, verloren die Konstitutionisten alle Hoffnung zu einem glücklichen Erfolge ihrer vorgeschlagnen Revision, gegen welche die Jakobiner sich mit allen ihren Kräften setzten, und gaben den Gedanken gänzlich auf. Malouet indeß, der keine regelmäßige Verbindung mit den Mitgliedern dieser Parthei hatte, machte den verabredeten Angriff; er denuncirte die Konstitutions-Akte förmlich als antimonarchisch und als nicht ausführbar. Schon hatten die Gründe, mit denen er seine Meinung bei verschiednen Punkten unterstützte, großen Eindruck gemacht, als Chapelier, weil er glaubte, daß von ihrem Plane nichts zu erwarten wäre, Malouet's Rede unterbrach, ausrief: Lästerungen! und darauf antrug, daß der Redner genöthigt werden sollte, die Bühne zu verlassen; was dieser denn auch wirklich thun mußte. Am folgenden Tage gestand Chapelier, daß er nicht recht gehandelt habe; allein er sagte zu seiner Entschuldigung: alle seine Hoffnungen zu einem

glücklichen Erfolge wären verschwunden, sobald er gehört hätte, daß von der rechten Seite der Versammlung kein Beistand zu erwarten sey.“

„Ich mußte Ihnen dies nothwendig so ausführlich erzählen, damit Sie nicht alles Vertrauen zu meinen Prophezeiungen verlören, die gegenwärtig sehr düster sind. Das Uebel ist äußerst groß; und ich sehe weder inner- noch außerhalb das einzige Mittel, welches dagegen gebraucht werden kann: Gewalt und Vernunft, mit einander vereinigt.“

Dieser Brief und mehrere Umstände, die ich zu gleicher Zeit erfuhr, zeigten mir deutlich die äußerst gefährliche, wenn nicht rettungslose, Lage von Frankreich. Aristokraten, Konstitutionisten und Jakobiner — alle kamen in einem Punkte überein, der denn das Elend des Königreiches vollendete. Gleich- ermüdet, gleich- muthlos und erbittert gegen einander, waren alle entschlossen, sich zu trennen, sobald die Konstitution angenommen wäre — diese monströse Zusammensetzung, deren Fehler die Majorität der Versammlung wohl kannte, die sie aber — gleich dem vergifteten Gewande des Nessus — ihren Nachfolgern überlieferte!

Nun blieb wenige Hoffnung mehr übrig, daß Vernunft hinreichend seyn würde, die Franzosen zu einer guten Regierung zurückzubringen; im Gegentheil erforderte es keine große Beurtheilungskraft, vorherzusehen, daß das Reich der Anarchie und des Jakobinismus sich mit schnellen Schritten näherte, und daß nur Gewalt von dem Königreiche noch größeres Unglück,

als es schon erfahren hatte, abwenden konnte. Diese meine Meinung ist durch die nachfolgenden Ereignisse bis zu Robespierre'ns Tode nur allzu sehr bestätigt worden. Doch, obgleich von friedlichen Maßregeln nicht viel zu erwarten stand, so glaubte ich doch, daß, während ich ernstlich Krieg vorbereitete, immer eine Thür zu Unterhandlungen offen bleiben müßte. Dies war mein Grundsatz; und ihn nahmen auch viele andre Franzosen als ihre natürliche Vertheidigung an. Er gab auch allen denen, welche ihr Vaterland liebten, Gelegenheit, demselben noch zu dienen. Der 10te August 1792, der 2te und 3te September eben des Jahres, und Robespierre'ns Tyrannei beweisen die Wahrheit meiner Behauptung.

Wenige Tage nachher, als ich wieder in Luxemburg eingetroffen war, verließ ich diese Stadt, und ging nach Koblenz, die Prinzen, des Königs Brüder, zu besuchen. Ich sagte ihnen meine wahre Meinung über die Lage Frankreichs, so wie über die Stimmung des Volkes und der Armee. Nachher setzte ich meine Reflexionen schriftlich auf, und legte sie den Prinzen vor. Ich sagte ihnen: wenn auch einem Theile des Volkes (nehmlich den Landbesitzern) die Konstitution sehr verhaßt wäre, so wäre doch eine sehr beträchtliche Majorität aus Eigennutz, Eitelkeit oder Ehrsucht für sie. Die in allen Städten errichteten Revolutions-Klubs lenkten die niederen Klassen des Volkes, und hielten auf diese Art alle Wohlgesinnten in Schranken. Die Landleute wären der neuen Verfassung aus keinem andren Grunde ergeben, als weil sie das Mit-

tel sey, ihre Last zu erleichtern. Wenn sie einmal die Versicherung hätten, daß das alte Steuer-System nicht wieder eingeführt, und daß sie durch eine billige Vertheilung der öffentlichen Auflagen einige Erleichterung bekommen sollten, so würden sie sich wahrscheinlich von der neuen Konstitution losreißen. Die Rückkehr ihrer Priester, und die Herstellung ihres Gottesdienstes sähe ich als eins von den Mitteln an, sie wieder zu der alten Regierungsform zu bringen. Ich bemerkte ferner: die großen Städte (Paris, die Quelle der Revolution, ausgenommen) wären weniger für die gegenwärtige Ordnung der Dinge, als die kleinern, weil sie durch die Entfernung der Reichen, oder durch die Vernichtung ihres Vermögens, mehr gelitten hätten. Kurz, ich versicherte ihnen, daß jetzt ganz Frankreich gegen die alte Regierung wäre, einige wenige Personen ausgenommen, denen um ihres Vortheils willen an der Wiederherstellung derselben läge, nehmlich die Geistlichkeit, der Adel, die Mitglieder der verschiednen Parlemente, und die Finanz-Beamten; daß nur durch Gewalt alles wieder auf den vorigen Fuß gebracht werden könnte; und daß, wenn sie auch eine Armee versammelten, die stark genug wäre, das Volk zu bezwingen, diese Armee doch nicht hinreichen würde, es in Unterwürfigkeit zu erhalten. Das einzige Mittel, sich den Gehorsam einer ganzen Nation zu sichern, bestehe darin, daß man eine Verfassung einführe, die den Wünschen der Menge, und ihren Bedürfnissen angemessen sey. Ich gab zu, daß man, um eine Gegen-Revolution, oder vielmehr eine günstige Verän-

derung in der Lage des Königreiches zu bewirken, unstreitig fremde Armeen an der Gränze nöthig habe, entweder als Mittel, eine Unterhandlung einzuleiten, deren glücklichen Erfolg ich für sehr wahrscheinlich hielte, oder zur Unterjochung des Volkes, was denn freilich schwieriger wäre. Aber um Ordnung zu bewirken und zu erhalten, und der königlichen Gewalt Dauer und Festigkeit zu geben, bleibe kein andres Mittel übrig, als den Zustand des Volkes zu verbessern und dessen alten Beschwerden abzuhelfen. Jetzt, sagte ich, ist ein Zeitpunkt, wo man Aufopferungen machen muß; sie sind unvermeidlich geworden, und es ist bloße Täuschung, wenn man sich einbildet, der Adel könne wieder in alle seine Privilegien eingesetzt werden, und die Parlemente ihre alte Wichtigkeit, die Geistlichkeit ihre Reichthümer und Vorrechte, oder die Regierung die ehemals von ihr ausgeübte unbeschränkte Macht wieder erlangen.

Man sieht, daß ich in weiter nichts irrte, als darin, daß ich den Widerstand, den die fremden Armeen von den Franzosen erfahren würden, falsch berechnete; und über diesen Widerstand werde ich auch nie aufhören zu erstaunen. Meine Bemerkungen stimmten indeß nicht zu der Meinung fast aller derer, welche, wie ich, das Königreich verlassen hatten, besonders derer, welche das Vertrauen der Prinzen besaßen. Der einzige Punkt, worin wir einander gar nicht widersprachen, war der, daß es leicht seyn würde, die Eroberung von Frankreich zu vollenden und dessen Einwohner durch Gewalt der Waffen zu bezwingen,

(gerade also eben der, worin ich mich irrte!) — Meine Bemerkungen thaten nun, wie man sich leicht denken kann, keine große Wirkung.

Zu Anfange des August ging ich nach Mainz, wohin mich der Kurfürst, ein Mann von Verstand und Verdienst, und von sehr einnehmendem Wesen, eingeladen hatte. Auch von dem Preußischen Gesandten (Herrn von Stein) war ich gebeten worden, dort mit ihm zu sprechen. Er äußerte: „sein Herr wäre in großer Unruhe über die Lage des Königs von Frankreich, und hätte den Wunsch, in Verbindung mit dem Kaiser dessen Befreiung durch Gewalt zu bewirken.“ Der König von Preußen trug mir ebenfalls seine Dienste an, die ich aber damals nicht annehmen konnte.

Während meines Aufenthaltes in Mainz, zog ich einige vorläufige Erkundigungen für den König von Schweden ein. Ich befragte mehrere von unsren ausgezeichnetsten See-Officieren, beredete sie sogar, einen Theil der Französischen Küste, den ich ihnen angab, zu rekognosciren, und bat: sie möchten so viele Nachrichten, als sie nur könnten, einziehen, und sich dort, wo möglich, einen sichern Briefwechsel verschaffen. Dies sollte noch vor dem Winter geschehen; auch geschah es, und mit dem besten Erfolge. Ich schrieb nun an den König von Schweden, und schlug ihm vor, sich einen Seehafen zu verschaffen, wo seine Schiffe, im Falle, daß sie getrennt würden, sich wieder sammeln, und wo er seine Magazine anlegen könnte. Als vorzüglich hierzu tauglich nannte ich ihm Ostende, und bat ihn, daß er sich deshalb an den Kaiser wenden möchte.

Etwas weiterhin im August ließ der König von Preußen durch seinen Minister in Mainz den Wunsch äußern: ich möchte den 26sten oder 27sten eben des Monaths in Pillnitz seyn und einen Plan zu den Operationen fremder Armeen an den verschiednen Theilen der Französischen Gränze mitbringen. Mit diesem Plane, den ich in kurzer Zeit machte, ging ich wieder nach Koblenz, und legte ihn dem Conseil der Prinzen, den Marschällen Broglio und Castries, vor, die ihn auch billigten. Der König von Preußen schien geneigt, dem Könige Ludwig zu Hülfe zu kommen; und ich zweifelte nicht, daß seine Zusammenkunft mit dem Kaiser ein Bündniß zwischen diesen beiden mächtigen Monarchen, dem dann bald auch andre beitreten würden, zur Absicht hätte, und daß dann eine Kriegeserklärung erfolgen müßte. Ich reiste nun nach Pillnitz; doch benachrichtigte ich vorher den König von Schweden von der Konferenz, die den 27sten oder 28sten August Statt finden sollte, und theilte ihm meine Vermuthungen mit. Auch der Graf von Artois kam nach Pillnitz, doch nicht auf eine Einladung der beiden Suveräne. Seine Absicht war, um Beistand für den König, seinen Bruder, und für die Französische Monarchie anzuhalten. Ich sage nichts von den Hauptgegenständen, welche bei dieser Zusammenkunft zwischen zwei großen Monarchen besprochen wurden. Beide schienen die zwischen ihren Vorgängern herrschende Erbitterung zu vergessen, und ließen sich in einen Traktat ein, über den ganz Europa erstaunte, der aber nicht von langer Dauer war. Nach vielen Schwierigkeiten erhielt der

Graf von Artois von ihnen folgende Erklärung, die bald nachher zum Theil bekannt wurde, und auch hier einen schicklichen Ort findet.

Pillnitzische Erklärung.

„Ihre Majestäten der Kaiser und der König von Preußen haben die Wünsche und Vorstellungen des Monsieur und Sr. K. Hoheit des Grafen von Artois gehört, und erklären nun gemeinschaftlich, daß Sie die Lage Sr. Majestät des Königs von Frankreich als etwas betrachten, das alle Europäische Suveräne interessirt. Sie hoffen, alle zum Beistand aufgeforderte Mächte werden dieses Interesse anerkennen; sie erklären, daß sie bereit sind, gemeinschaftlich mit solchen Mächten die wirksamsten, ihren Kräften angemessenen, Mittel anzuwenden, um den König von Frankreich in Stand zu setzen, bei der vollkommensten Freiheit den Grund zu einer monarchischen Regierungsform zu legen, welche sowohl die Rechte des Suveräns, als die Wohlfahrt der Französischen Nation, sichern kann. Dann, und in diesem Falle, sind Ihre Majestäten der Kaiser und der König von Preußen entschlossen, schleunig, und auf gegenseitige Verabredung, mit der nothwendigen Kraft zu handeln, um den vorgesetzten, gemeinschaftlichen Endzweck zu erreichen. Unterdessen werden sie ihren Truppen gehörige Befehle geben, daß sie in Bereitschaft seyn können, unmittelbar zu agiren.

So geschehen zu Pillnitz, den 27sten August 1791."

Leopold.

Friedrich Wilhelm.

Diese Erklärung lief auf gar nichts hinaus. Die beiden Ausdrücke: dann, und in diesem Falle, zeigten ganz bestimmt, daß die Dazwischenkunft aller andren Mächte erfordert würde, ehe der Kaiser oder der König von Preußen offensive, thätige Maßregeln ergreifen wollten. Der Kaiser war friedlich, der König von Preußen hingegen ganz feindlich gesinnt. Hiervon überzeugen mich einige Umstände, die ich bei der Zusammenkunft bemerkte; und Personen, die Beider Vertrauen besaßen, haben mich noch mehr in meiner Ueberzeugung bestärkt.

Ich merkte nun wohl, daß der König von Schweden mir ganz richtig gesagt hatte: er stände sich mit seinen gekrönten Brüden nur so so. Die beiden Suveräne gaben mir die unzweideutigsten Beweise von ihren Vorurtheilen gegen den König von Schweden; und diese schienen auf mich zurückzufallen. Sie äußerten ihre Mißbilligung seiner Plane; und hätten diese nicht durch die Theilnahme der Kaiserin von Rußland einiges Gewicht bekommen, so würden Beide sich der Ausführung widersetzt haben. Ich möchte nicht gern, mit manchem Andern, glauben, daß der Kaiser und der König von Preußen aus Frankreichs Unglück Vortheil zu ziehen wünschten; aber wenigstens ist so viel gewiß, daß der König von Schweden und die Kaiserin von Rußland solche Absichten nicht hatten. Beiden, besonders der letzteren, war sehr viel daran gelegen, die Zerstückelung des Französischen Reiches zu verhindern.

Ich wollte mich mit dem Marschall von Lascy

und dem Prinzen von Hohenlohe, General in Dienſten des Königs von Preußen, über den Plan beſprechen, welchen ich zur Vertheilung der Armeen hatte aufſetzen müſſen; der erſtere ſagte uns indeß: der Kaiſer hätte ihm hierüber keine Befehle gegeben.

Der Kaiſer äußerte gegen mich und gegen den Preußiſchen General den Wunſch, daß wir ihm nach Prag folgen möchten, wohin er zur Krönung reiſen wollte. Ich ging zu Anfange des Septembers dahin, mußte aber acht oder zehn Tage warten, ehe ich irgend einen Befehl von ihm erhielt. Während der Zeit erfuhr ich, daß die Geſinnungen des Kabinets von Wien keinesweges kriegeriſch wären; und, um dem Marſchall von Lascy Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, muß ich ſagen, daß er mehrere male gegen mich äußerte: man müſſe ſich nicht übereilt in einen Krieg mit Frankreich einlaſſen; deſſen Gränze ſey undurchdringlich und deſſen Hülfsquellen unerſchöpflich; und ein ſolcher Krieg könne für den Kaiſer und das Reich äußerſt gefährliche Folgen haben. Dies war auch, wie ich geſtehen muß, die Meinung aller Kaiſerlichen Miniſter. Leopold wünſchte daher, die Franzöſiſchen Angelegenheiten durch Unterhandlungen zu beendigen. Sein Plan war, eine Ligue aller Europäiſchen Mächte zu ſtiften, Frankreich auf allen Seiten mit ihren Armeen zu umringen, und dann ein Manifeſt bekannt zu machen, worin die Franzöſiſche Regierung aufgefordert würde, dem Könige und der Königlichen Familie ihre Freiheit wiederzugeben, Se. Majeſtät wieder in Ihre Würde einzuſetzen, und die Mo-

narchie auf einer sichern Basis und vernünftigen Grundsätzen herzustellen. Dabei sollte ein Angriff auf allen Punkten gedrohet werden, und, im Falle der Weigerung, auch wirklich geschehen. Der König von Preußen war im Gegentheil für eine unmittelbare Kriegeserklärung. Das Manifest, welches er als eine Art von Citation betrachtete, sollte, nach seiner Meinung, nicht eher bekannt gemacht werden, als in dem Augenblicke, da die kombinirten Armeen im Begriff ständen, das Französische Gebiet zu betreten.

Man wird ohne Zweifel glauben, das Berlinische Kabinet habe bei seinem Verhalten große politische Absichten gehabt; der König von Preußen habe gewünscht, den Kaiser in einen langen, gefährlichen und kostspieligen Krieg zu verwickeln, aus dem er selbst sich späterhin zurückziehen und dessen ganze Last er auf seinen Nebenbuhler werfen könne: ein Plan, den er in der Folge wirklich ausführte. Aber nichts weniger! Man würde erstaunen, wenn man wüßte, welche geringfügige Mittel angewendet worden sind, diesen Monarchen mit dem Rival seiner Macht und dem natürlichen Feinde seines Landes gegen die Thronen- und Monarchieen-Stürmer zu vereinigen. — Freilich brach die zur Gewohnheit gewordene Politik beider Kabinette das Bündniß in Kurzem, zum Nachtheile dieser Mächte und ihrer Alliirten!

Ich theilte nun dem Könige von Schweden mit, was ich über die politischen Absichten der Höfe von Wien und Berlin entdeckt hatte; ferner sagte ich ihm, daß ich ungewiß wäre, auf welche Art sie offensiv han-

deln wollten; auch rieth ich ihm: er ſollte mit dem Gelde, das er von Spanien bekommen würde, Truppen in Deutſchland werben, entweder um ſie unter ſeine eignen zu ſtecken, oder um gemeinſchaftlich mit ihnen zu agiren; und endlich drang ich aufs neue in ihn, ſich irgend einen feſten Platz, z. B. Oſtende, ingleichen ein kleines Stück Terrain nahe bei der Franzöſiſchen Gränze zu verſchaffen, wo er ſeine Armee verſammeln könnte.

Dreizehntes Kapitel.

Brief des Königs von Schweden. — Die Angelegenheiten in Frankreich nehmen eine ungünstige Wendung. — Friedliches Betragen des Kaisers. — Es wird auf eine Landung an der Französischen Küste gedacht. — Tod des Kaisers. — Die Franzosen erklären den Krieg.

Endlich, am 12ten September, bekam ich eine Einladung von dem Kaiser, daß ich zu ihm kommen und den Plan, den ich auf seinen Befehl hatte entwerfen müssen, mitbringen sollte. Ich wurde in sein Kabinet geführt, und er sagte mir: er hätte mich über die Sache, derentwegen ich jetzt bei ihm wäre, nicht eher sprechen können, da er noch auf Antworten von dem Petersburger, Madriter und Londoner Hofe, und von den vornehmsten Fürsten in Italien gewartet. Diese wären jetzt da, und seinen eignen Absichten und Planen angemessen. Er könne von allen genannten Mächten auf Beistand rechnen, nur England ausgenommen, welches erklärt habe, daß es die strengste Neutralität beobachten wolle. Weiter sagte er mir: er schlüge

einen Kongreß vor, um mit den Repräsentanten der Französischen Nation zu unterhandeln, nicht nur, um den Beschwerden des Deutschen Reiches abzuhelfen, dessen Rechte im Elsas und andren Gränzprovinzen von der neuen Französischen Regierung verletzt wären, sondern auch, um über die Mittel zu berathschlagen, wie die Ordnung in Frankreich wieder hergestellt werden könnte, dessen Anarchie die Ruhe von ganz Europa störte. Er setzte hinzu: diese Unterhandlung sollten mächtige, ganz Frankreich umringende, Armeen unterstützen; und dies sey hoffentlich das Mittel, einen blutigen Krieg — das letzte, wozu man greifen müsse — zu verhüten.

Ich nahm mir die Freiheit, den Kaiser zu fragen: ob er die wahren Gesinnungen des Königs von Frankreich kenne. Er bejahete es, und setzte hinzu: er wisse, daß den Wünschen dieses Fürsten nichts so sehr zuwider sey, als gewaltsame Mittel. Die neue Konstitution würde ganz zuverlässig in wenigen Tagen dem Könige vorgelegt werden; und er müsse sie, nach seiner Meinung, unvermeidlich ohne allen Vorbehalt annehmen, da jeder Einwurf, oder jedes Bedenken, so klein es auch wäre, sein und seiner Familie Leben in Gefahr bringen könnte. Aber eine auf solche Art erzwungne Bestätigung sey nicht gültig; der König könne alles, was er gethan habe, zurücknehmen und Frankreich eine Regierung geben, die dem Volke gefalle, und bei der doch dem Suverän die nöthige Macht bleibe, Ruhe im Innern zu erhalten, und den Frieden von außen her zu sichern.

Nun

Nun fragte der Kaiser nach dem von mir entworfnen Plan, und versicherte, daß er ihn bei Muße untersuchen wollte. Er setzte hinzu: ich möchte nach Mainz zurückkehren, wo der Graf von Brown, der seine Armee kommandiren sollte, sich jetzt aber in den Niederlanden befände, und der Prinz von Hohenlohe, der nach Franken reiste, mir von der zu einer Konferenz bequemsten Zeit Nachricht geben würden.

Da ich den Kaiser seit der Zusammenkunft in Pillnitz so friedfertige und vernünftige Maßregeln nehmen sah, so glaubte ich, er thue es, weil er Ludwig den Sechzehnten darum befragt habe, der von jeher lieber einen Vergleich und eine Unterhandlung, als den Weg der Waffen, wünschte.

Ich erfuhr als zuverlässig, daß es nie in Anregung gewesen war, funfzehntausend Oestreicher an die Gränze von Luxemburg zu postiren, um den König bei seiner Ankunft in Montmedy zu decken. Dieser hatte mir, wie ich zu glauben Ursache habe, das nur versichert, um meine Besorgnisse zu heben.

Bei meiner Rückkehr nach Mainz fand ich folgenden Brief von dem Könige von Schweden. (Mit denen, die ich an ihn geschrieben hatte, will ich meine Memoiren nicht vergrößern, da sie bloß politische und militärische Plane betrafen, von welchen keiner wirklich ausgeführt wurde.)

Drotningholm, den 2ten September, 1791.

„Herr Marquis von Bouillé, ich habe Ihre beiden Briefe vom 11ten und vom 16ten August beinahe zu gleicher Zeit erhalten, und bin Ihnen für die Nachrichten, die Sie mir darin geben, sehr verbunden. Die Zusammenkunft in Pillnitz wird über viele Dinge entscheiden; und es ist Zeit, daß man einen Entschluß faßt, da das Jahr immer weiter rückt. Ich, für mein Theil, kenne nur ein einziges unübersteigliches Hinderniß gegen die Plane des Lebens: und dies ist das physische. Entschließt man sich nicht bald, so wird dieses Hinderniß der nützlichste Bundesgenosse der National-Versammlung seyn. Ich werde Ihnen über den Aufsatz, von dem Sie in Ihrem Briefe unter dem 16ten August reden, mit dem Couriere schreiben, den ich in einigen Tagen von hier abschicken will, wenn ich erst die Entschließungen der Kaiserin von Rußland bestimmt weiß. Aber ich muß Ihnen schon im Voraus sagen, daß alle Seeleute und alle Seekarten, die wir hier haben, darin übereinstimmen, daß in den Hafen von Ostende keine Flotte einlaufen kann; und es ist noch zu bemerken, daß die Einfahrt in diesen Hafen nicht anders thunlich ist, als so, daß man bei Dünkirchen vorüber fährt. Das soll indeß die Ausführung des Planes nicht hindern, wenn man nur einen sichern Ort zum Ueberwintern ausfindig macht. Sie sehen aber, so gut wie ich, ein, daß die kombinirte Operation nicht Statt haben kann, und daß die Flotte, wenn sie einmal aus den Schwedischen Häfen

ausgelaufen ist, ihr Unternehmen, ohne sich zu verweilen, ausführen muß. Das wäre mir auch am liebsten; denn alle die großen kombinirten Plane gelingen fast nie. Ich werde Ihnen über das Alles in Kurzem ausführlicher schreiben. Uebrigens sehe ich mit Vergnügen, daß zwischen Ihnen und den Prinzen ein so gutes Vernehmen herrscht. Der Herr Graf von Artois ist auch ganz der Mann, dem Verdienste Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und den Werth Ihres Eifers zu empfinden. Ich bin überzeugt, Sie werden ihn in dieser kritischen Zeit die Tugenden eines Enkels von Heinrich IV. an den Tag legen sehen. Ich habe an ihm die Redlichkeit, die Offenheit und den Keim zu allen den Tugenden bemerkt, welche Enthusiasmus für ihn bewirken, und die Theilnahme, die schon sein Unglück für ihn erregen muß, noch vergrößern können. — Die Neutralität Englands, von der Sie reden, wäre ein wichtiger Punkt. Ob man auf die Truppen von Holland rechnen kann, bezweifle ich; es ist ein sehr verwickeltes Geschäft, diese Masse in Bewegung zu bringen. Ich für mein Theil bin bereit, sobald mir die Mittel verschafft sind; und in drei Wochen, von dem Tage an gerechnet, da der Befehl gegeben ist, soll die Armee an dem zum Einschiffen bestimmten Orte beisammen seyn. Ich bin neugierig, wem man das Kommando der kombinirten Reichs-, Oestreichischen und Preußischen Armee anvertrauen wird. Es ist sehr schwer; von dem Ruf und den Talenten dessen, dem man es anvertrauet, hängt aber der Erfolg und die schnelle Ausführung des Unterneh-

mens ab. Die Hauptsache ist übrigens Verschwiegenheit in Betreff der mir anvertraueten Operation. In jedem Falle rechne ich darauf, Sie bei mir zu haben; und das ist mir so viel werth, als zehntausend Mann. In meinem Lande herrscht vollkommne Eintracht und Ruhe, und wir haben die glücklichste Ernte. Das alles ist meinen Planen nicht ungünstig. Aber die Jahreszeit rückt immer weiter: dies ist das einzige Uebel, welches ich fürchte. Ich hoffe, Sie werden fortfahren, mir Nachrichten zu geben, und von der Achtung überzeugt zu seyn, mit der ꝛc.“

„Gustav.“

Man wird bemerken, daß der König von Schweden damals fest glaubte, der Kaiser und der König von Preußen würden Krieg gegen Frankreich erklären und es im Frühjahre angreifen; da doch, im Gegentheil, die Französische Nation dem ganzen Europa Krieg erklärte.

Er setzte großes Vertrauen auf den Beistand der Kaiserin von Rußland, und auf ihre Aeußerung, daß sie entschlossen sey, eine Sache zu unterstützen, welche die Sache aller Souveräne geworden war; auch rechnete er auf ihren Einfluß in den großen Europäischen Kabinetten: wir haben indeß gesehen, daß die Kaiserin nur einen sehr indirekten Antheil an dieser großen Angelegenheit genommen hat. Die Politik war mächtiger, als das Gefühl für Ruhm, welches Katharinen bis dahin leitete, und von welchem man glaubte, daß es sie auch bei der gegenwärtigen Gelegenheit noch leiten würde.

Bei meiner Rückkehr nach Mainz erfuhr ich, daß mein Anerbieten, in die Dienste der Kaiserin zu treten, die günstigste Aufnahme gefunden hatte. Sie bewilligte mir an Ehre und Geld weit mehr, als ich forderte. Ihre schriftliche Antwort war schon sechs Wochen vorher an den Baron von Grimm, ihren Vertrauten, nach Paris gekommen; er hatte aber meinen Aufenthalt nicht gewußt und mir daher den Brief nicht früher schicken können.

Fast zu gleicher Zeit erfuhr ich, die Kaiserin wäre unzufrieden darüber, daß ich mich in eben dem Augenblicke, da ich mit ihr in Unterhandlungen gestanden, auch mit dem Könige von Schweden eingelassen hätte. Diese Mittheilung war ganz gegen die Abrede mit dem letztern. Indeß fing ich nun an einzusehen, daß ich sehr wankelmüthig gehandelt hatte. Ich hoffte, meinen Fehler wieder gut zu machen, wenn ich der Kaiserin die (gewiß nicht eigennützigen) Bewegungsgründe sagte, die mich bewogen hätten, die Anträge des Königs von Schweden anzunehmen, und wenn ich ihr für die ihrigen, mir so edel und großmüthig gemachten, meine Dankbarkeit bezeigte, ihr aber zugleich vorstellte: ich hätte, da ihr Krieg gegen die Türken geendigt wäre, geglaubt, sie könnte meine Dienste nicht mehr brauchen, und es daher für meine Schuldigkeit gehalten, mich mit einem Fürsten einzulassen, der die Bemühungen Ihrer Kaiserlichen Majestät unterstützte, und sich dadurch gewissermaßen der Sicherheit meines Suveräns, und der Wiederherstellung der Französischen Monarchie widmete.

Zu gleicher Zeit schrieb ich auch an den König von Schweden, entdeckte ihm meine Verlegenheit, und erinnerte ihn daran, daß ich mich nur in so fern verpflichtet hätte, als mir Gelegenheit gegeben würde, meinem Könige und meinem Vaterlande zu dienen. Ich sagte ihm auch, wie nöthig es wäre, daß die Schwedischen und Russischen Truppen noch vor dem Winter die Ostsee verließen, damit sie im folgenden Frühlinge agiren könnten.

In der Zwischenzeit, da ich an den König von Schweden schrieb und seine Antwort bekam, ereigneten sich in Frankreich Dinge, die ich nicht vorhersah, und die mich nicht wenig überraschten und beunruhigten. Die konstituirende Versammlung hatte die neue Konstitution vollendet, und sie dem Könige vorgelegt. Er nahm sie ohne die mindeste Veränderung an, und machte bloß einige kleine Bemerkungen über die Mängel, die sie ihm zu haben schien. Die Versammlung, welche jetzt alle ihre Wichtigkeit, so wie die Achtung und das Vertrauen der, damals unter der Herrschaft der vereinigten Orleanisten und Jakobiner stehenden, Nation verloren, hatte sich getrennt, aber noch vorher die Wahl neuer Deputirten bestimmt, welche eine bleibende National-Versammlung bilden, ins Künftige das Französische Volk repräsentiren, die ganze gesetzgebende Gewalt in Händen behalten, und sie von Zeit zu Zeit andren Versammlungen übertragen sollten, deren Erneuerung zu bestimmten Perioden die Konstitution vorschrieb. Die Jakobiner hatten sich, wie ich erfuhr, den stärksten Einfluß auf die Wahlen

verschafft, so daß der größere Theil der neuen Versammlung aus den verderbtesten, aber zugleich auch den kühnsten und verwegensten, Menschen bestand. Es war nun sehr zu befürchten, daß sie das von ihren Vorgängern angefangene Werk vollenden, jede Spur der Monarchie vernichten und selbst den Nahmen des Königs aufheben würden. Die konstituirende Versammlung hatte noch vor ihrer Trennung, auf la Fayette'ns Dringen, das Dekret zurückgenommen, dem zufolge alle Personen, welche um die Abreise des Königs von Paris am 21sten Junius gewußt und sie befördert hätten, verhaftet und ihnen der Prozeß gemacht werden sollte. Ferner war alles gerichtliche Verfahren über Revolutions-Ereignisse aufgehoben worden. Noch erfuhr ich, das la Fayette das Kommando der Nationalgarden von Paris niedergelegt hätte, daß er zu meinem Nachfolger als oberster Befehlshaber der Armee an der Maas und Mosel ernannt wäre, und daß er sich gegenwärtig in Metz befände.

Ob ich gleich bei mehreren Gelegenheiten Ursache gehabt habe, la Fayette'ns Verfahren zu tadeln — nicht nur das gegen mich, sondern auch das gegen den König, den er, besonders nach dessen Anhaltung in Varennes, mit einer beispiellosen Insolenz und Strenge behandelte, die er indeß wohl für nöthig halten mochte, um sich vor der Wuth der Jakobiner zu sichern; und obgleich auch sein politisches Verhalten vielen Tadel verdient: so muß ich doch gestehen, daß sein Benehmen gegen mich wahrhaft edelmüthig und um so

verdienstlicher war, weil sich mit großer Wahrscheinlichkeit glauben läßt, daß la Fayette, wenn man den König nicht in Varennes angehalten hätte, von dem Volke ermordet worden seyn würde, da dieses ihn für die Entweichung desselben verantwortlich machte. Ueberdies hatte ich ihn in dem Briefe, den ich aus Luxemburg an die Versammlung schrieb, sehr nachdrücklich angegriffen. Sein Betragen bei dieser Gelegenheit bewies hinlänglich seine gemäßigte Denkungsart. Er war — ich wiederhole es noch einmal — kein Mann von schlechtem Herzen; aber seine aus Amerika herstammende enthusiastische Liebe zur Freiheit, verbunden mit unmäßigem Ruhmdurst und philantropischen Gesinnungen, entflammte sein Herz, erweckte in ihm überspannte Begriffe, und gab seinen Talenten eine gefährliche Richtung, so daß eins von den Oberhäuptern der Revolution aus einem jungen Manne wurde, der, wenn erst Erfahrung seine triegerisches Jugendfeuer vermindert hätte, vielleicht einer von den besten Dienern seines Suveräns, und eine starke Stütze der Monarchie geworden wäre. Und hier muß ich denn meinen aufrichtigen Wunsch äußern, daß er seine Freiheit und Ruhe wieder erlangen möge; wobei ich hoffe, die Ereignisse, die er vor seinen Augen gesehen, und das Unglück, das er erlitten hat, werden ihn von seinem Revolutions-Fanatismus geheilt haben.

Während der Zeit verliefen viele Monathe ohne allen Anschein, daß die Plane des Kaisers ausgeführt werden würden. Ich sah keine Armeen an der Fran-

zösischen Gränze zusammenziehen; auch hörte ich nichts von einem Kongresse, um mit der gegenwärtigen Regierung von Frankreich zu unterhandeln. Nun fing ich an zu glauben, der König hoffe, durch seine Annahme der neuen Konstitution das Publikum zu beruhigen und sich selbst wieder Ruhe zu verschaffen; er habe daher den Kaiser und die andren alliirten Mächte bewogen, keinen Schritt zu thun, der zu Feindseligkeiten führen könnte, weil er diese mit aller nur möglichen Sorgfalt zu vermeiden suchte. In dieser Meinung bestärkte mich die Zögerung des Spanischen Hofes, dem Könige von Schweden die versprochnen funfzehn Millionen Livres zu Bestreitung der Kosten bei seinem Unternehmen zu bezahlen. Der eben genannte König äußerte den Wunsch, daß ich in seinem Nahmen hierüber an den Spanischen Minister schreiben möchte. Das that ich; da ich aber eine Antwort in sehr unbestimmten Ausdrücken bekam, so rieth ich dem Könige, entweder in Holland, oder in einer von den Hanse-Städten, eine Anleihe unter Garantie des Spanischen Hofes zu eröffnen, dessen Gesinnungen in Betreff der Französischen Angelegenheiten sich aber, wie es mir schien, geändert hatten.

Während der Zeit erfuhr ich, daß die Anarchie in Frankreich mit jedem Tage weiter um sich griffe; und diese Nachricht wurde durch die Menge Emigrirter von allen Klassen, welche in den benachbarten Ländern eine Zuflucht suchten, nur allzu sehr bestätigt. So wie diese Emigrirten ankamen, bewaffnete man sie an dem Ufer des Rheins, und formirte sie in Corps, so

daß ſie eine kleine Armee ausmachten, welche die Provinzen Elſas und Lothringen bedrohete. Dies war ein Schritt, welcher das Franzöſiſche Volk erbitterte, und viel dazu beitrug, daß die verderblichen Plane der Jakobiner und Anarchiſten gelingen konnten. Die Emigrirten wünſchten ſogar, einen Verſuch auf Strasburg zu machen, wo ſie, geheimen Nachrichten zufolge, Anhänger zu haben glaubten, die ihnen die Thore einräumen würden. Doch der König erfuhr ihre Abſichten, und verbot ihnen, ſogar mit Drohungen, alle Feindſeligkeiten. Er ſchickte den Baron von Viomenil und den Chevalier von Coigny an die Prinzen, ſeine Brüder, und ließ dieſen in den ſtärkſten Ausdrücken ſagen, daß er die Bewaffnung des Franzöſiſchen Adels ſehr mißbillige. Auch der Kaiſer legte dieſer Maßregel alle nur mögliche Hinderniſſe in den Weg; ſie wurde aber dennoch fortgeſetzt.

Zu Ende des December bekam ich nachſtehenden Brief: eine Antwort auf mehrere Punkte, über die ich im vorigen September an den König von Schweden geſchrieben hatte.

Stockholm, den 23ſten September. 1791.

„Herr Marquis von Bouillé, ich habe alle Ihre Briefe an mich richtig bekommen, und ſie auch, wie Sie nicht bezweifeln dürfen, mit der Aufmerkſamkeit geleſen, welche bei mir Alles erregen muß, was ein Mann von Ihren Verdienſten ſchreibt, noch dazu über Angelegenheiten, an denen ich ſo lebhaften und auf-

richtigen Antheil nehme. Indeß will ich Ihnen nicht verhehlen, daß einer von Ihren Briefen mir eben so befremdend, als unangenehm gewesen ist. Ich glaubte, wir hätten in Aachen unsre Abrede genommen, und Sie würden, als ein Französischer Ritter, ihr treu bleiben. Da Sie aus Liebe zu Ihrem unglücklichen Suverän Ihr Vaterland verlassen und sich mir, dessen ältestem Alliirten und, wie Sie jetzt sehen, dessen einzigem treuen Freunde ergeben hatten; so mußte ich glauben, Sie könnten Sich nur seinetwegen wieder von mir trennen, und Schweden wäre Ihr zweites Vaterland geworden. Ich glaube übrigens gern, daß Liebe zu Ihrem Suverän, diese so edle und hochachtungswürdige Empfindung, durch welche Sie Sich auszeichnen, Sie durch den sehr natürlichen Enthusiasmus für Andre hingerissen hat, von denen Sie damals glaubten, daß dieselben ihm dienen wollten. Seitdem haben Sie gesehen, wer von uns, ich oder jene, Eifer, Standhaftigkeit und aufrichtige Gesinnungen hat. Ich zweifle nicht, daß Ihre Meinung jetzt entschieden ist, und bitte Sie, zu glauben, daß ich nichts mehr über diese Sache reden werde. Als ein biedrer Ritter, müssen Sie mir aber Dank wissen, daß ich das herausgesagt habe, was ich auf dem Herzen hatte. Jetzt sehe ich Sie nun gänzlich als mein an, so wie ich immer gänzlich der Ihrige seyn werde. Dies konnte ich Ihnen nicht mit der Post schreiben; und doch wollte ich Ihnen nun einmal mein Herz eröffnen. Lassen Sie uns nicht mehr davon reden, und uns nur damit beschäftigen, wie wir Ihren König aus seiner

jetzigen Lage retten können. Sie wissen schon, daß der zwischen mir und der Kaiserin geschlossene Traktat ratificirt ist, und werden an ihrer Standhaftigkeit eben so wenig zweifeln, wie an der meinigen. Sie sehen ja auch, daß von allen Suveränen nur wir Beiden Minister an die Prinzen geschickt haben; und ich kann Ihnen in Vertrauen sagen, daß unsre beiderseitigen Gesandten Befehl bekommen, unter dem Vorwande eines Urlaubs, Paris zu verlassen, daß wir uns zum Frühlinge rüsten, daß wir aber gemeinschaftlich beschlossen haben, die National-Versammlung einzuschläfern, damit sie keine Seerüstungen vornehme, die uns vielleicht in Verlegenheit brächten, oder uns doch zu größeren Rüstungen nöthigten, da wir nur zur See nach Frankreich hinkommen können. Wenigstens scheint mir hierauf die Aufmerksamkeit der Kaiserin vorzüglich gerichtet zu seyn, und die im Hafen von Brest befindlichen Kriegesschiffe unterstützen die Gründe dieser Fürstin. Sie hört indeß nicht auf, in den Kaiser und den König von Preußen zu dringen, und ich zweifle nicht, daß es ihr am Ende gelingen wird, den ersteren zu überzeugen, daß er als Suverän, als Bruder und als Kaiser, verpflichtet ist, seiner Schwester und einem unterdrückten Könige zu Hülfe zu kommen. Was Sie mir über die Gesinnungen der Königin von Frankreich sagen, muß die ihm schon vorgelegten triftigen Gründe unterstützen und ihn auch aus seiner letzten Verschanzung treiben. Indeß besteht die Kaiserin darauf, daß gegenwärtig nichts geschehen soll, was die Absicht, im Frühling einen An-

griff zu machen, verrathen könnte. Deshalb kann ich auch keine Schritte thun, um, wie Sie mir vorschlagen, die Truppen zu bekommen, welche aus dem Solde der vereinigten Provinzen treten werden. Ueberdies wissen Sie ja, daß Spanien Geld liefern muß; und das hat mir zwar die günstigsten Versprechungen gegeben: dabei ist es aber bis jetzt geblieben. Unterdessen hält man hier Alles in Bereitschaft; und um aus aller Verlegenheit zu kommen, und völlige Ordnung in meine Finanzen zu bringen, die seit dem Kriege durch die verschiednen Münzsorten in einige Verwirrung gerathen sind, will ich die Reichsstände zusammen berufen; das heißt, wie Sie sehen, probiren, bis ich spielen kann. Ich hoffe, daß diese Versammlung, anstatt etwas zu zerrütten, die Ordnung und Ruhe wieder herstellen, und der Lanze des Achill gleichen wird, welche allein im Stande war, die von ihr verursachten Wunden zu heilen. Uebrigens verstehe ich mich ein wenig auf die Taktik der Reichstage. Darin bin ich stark genug; wäre ich nur eben so stark in der Taktik der Türenne, um der Sache der wahren Franzosen recht gut zu dienen. Ich habe indeß, zum Ersatze für das, was ich noch nicht weiß, einen guten Gehülfen, und ich hoffe, er soll mich nicht bankerott werden lassen. In dieser Absicht schicke ich ihm das Patent und die Emolumente seiner Stelle; und eben so auch für den Grafen Bouillé und den Chevalier von Rodez, wobei ich ihn bitte, nicht zu vergessen, daß er mir versprochen hat, mein Gehülfe

und Waffengefährte zu seyn. Ich bitte Gott, Herr Mraquis von Bouillé, ꝛc.“

Gustav.“

N. S. „Ich habe an den Grafen Löwenhjelm, meinen Minister im Haag, geschrieben, daß er mir in Betreff der erwähnten Truppen alle nöthige Auskunft geben soll.“

Man sieht aus diesem Briefe, daß der König von Schweden sehr ungewiß über die wahren Plane des Kaisers und seiner Alliirten war, die damals entschlossen gewesen seyn müssen, an den Französischen Angelegenheiten keinen Theil zu nehmen. Die Kaiserin war hiervon unstreitig unterrichtet; sie hatte aber ihm noch nichts von diesem Umstande mitgetheilt. Ich wußte, daß sie damals allen ihren Einfluß bei dem Kaiser und dem Könige von Preußen anwendete, um sie zu einer Kriegeserklärung gegen Frankreich zu bewegen. An den ersteren dieser beiden Suveräne hatte sie sogar einen Brief in sehr starken Ausdrücken geschrieben, worin sie ihm vonstellte: „der König von Preußen hätte, um eine bloße Vernachlässigung der Hochachtung für seine Schwester zu rächen, eine Armee nach Holland marschiren lassen; er selbst aber leide geduldig, daß man die Königin von Frankreich mit allen Arten von Beleidigungen überhäufe, und bleibe ein ruhiger Zuschauer, indem ihr Rang und Würde, so wie ihrem Gemahl seine Krone, geraubt werde.“ Gegen Spanien, welches auf den Rath des Grafen von

Aranda, ein friedliches System angenommen hatte, sprach die Kaiserin mit eben dem Nachdruck.

Dessen ungeachtet ließ der Kaiser, nachdem Ludwig der Sechzehnte die neue Konstitution angenommen, es sich gefallen, den Französischen Gesandten, dem er vorher seinen Hof untersagt hatte, wiederzusehen; ja, er war sogar der erste Monarch, welcher erlaubte, daß Schiffe mit der National-Flagge in seine Häfen einlaufen durften. Spanien, Rußland und Schweden waren damals die einzigen Mächte, welche ihre Gesandten von Paris abriefen. Aus allen diesen Umständen erhellet augenscheinlich, daß Leopolds Absichten auf Frieden gingen, und daß er in dieser Rücksicht unter dem Einflusse des Königs und der Königin von Frankreich stand.

Ich hatte nun lange genug Erkundigungen zum Behuf des zwischen der Kaiserin von Rußland und dem Könige von Schweden verabredeten Planes eingezogen. Eine Landung auf der Französischen Küste konnte, wie ich fand, an fünf verschiednen Orten vorgenommen werden. Ich gab die Vortheile und Nachtheile jedes von diesen Orten an, und schickte dann dem Könige von Schweden meinen Aufsatz zur Erwägung. Auf den Fall, daß die verbündeten Fürsten, dem Plane des Kaisers gemäß, eine von ihren Armeen unterstützte Negociation anfangen sollten, empfahl ich ihm, unweit Dünkirchen zu landen und seine Stellung dadurch zu sichern, daß er das verschanzte Lager unterhalb dieser Stadt besetzte. Würde im Gegentheil beschlossen, angriffsweise zu verfahren und über

die Französische Gränze vorzudringen, so rieth ich ihm, seine Truppen in einer geringeren Entfernung von Paris auszuschiffen, wo er einen sichern Waffenplatz und einen großen, schiffbaren Strom zum Zuführen seiner Munition und seiner Lebensmittel, finden könnte. An dem Orte, den ich ihm angab, wollten wir auch Korrespondenten, Anhänger und Hülfsquellen von mancherlei Art haben. Diesen Operationsplan, welcher alles zu wissen Nöthige mit den einzelnen Umständen enthielt, schickte ich zu Anfange des Januar an den König von Schweden, und nachher wurde er auch von der Kaiserin genehmigt.

Der Winter verging, ohne daß ich irgend ein Zeichen von Bewegung unter den fremden Truppen an der Französischen Gränze, oder sonst irgend etwas, das im mindesten einen nahen Krieg angekündigt hätte, bemerkte; ja, der Kurfürst von Mainz sagte mir sogar: der Kaiser wäre sehr dagegen; und der König von Frankreich hatte, so viel wir erfahren konnten, eben solche Gesinnungen. Herr Mallet du Pan, der mit Recht sein Vertrauen besaß, war von ihm mit einem geheimen Auftrage, dessen Gegenstand in den vor Kurzem herausgekommenen Memoiren des Herrn von Bertrand erzählt wird, an den König von Preußen und den Herzog von Braunschweig abgeschickt worden.

Die Emigrirten machten zu dieser Zeit eine Armee von 15, bis 18,000 Mann aus, welche besonders in einer sehr glänzenden Kavallerie bestand. Als ich in Mainz war, sah ich Herrn Mallet du Pan, der mir

sagte,

ſagte, daß der König friedlich geſinnt wäre, und ſich in ſehr beunruhigende Umſtände ergäbe. Herr Mallet du Pan hatte keine Neigung, wieder nach Frankreich zurückzukehren, wo er in Gefahr ſtand, geächtet zu werden, weil er die während der Revolution begangenen Verbrechen treu geſchildert, und die Fehler der verſchiednen Faktionen unpartheiiſch aus einander geſetzt hatte.

Zu Ende des Februar erhielt ich nachſtehenden Brief — leider! den letzten — von dem Könige von Schweden.

Geſle, den 6ten Februar.
1792.

„Herr Marquis von Bouillé, ich habe erſt vor einigen Tagen Ihren Brief vom 9ten Januar bekommen. Die Ankunft Ihres Sohnes erwarte ich mit vielem Vergnügen; er ſoll aufgenommen werden, wie jemand, der Ihnen angehört: das iſt Alles, was ich zu ſagen brauche. Ich bedaure ſchon lange, daß die Conſeils in Koblenz ſo wenig verſchwiegen ſind; aber ſo geht es gewöhnlich, wenn man Geheimniſſe vielen Leuten anvertrauet. Nur allzu oft bin ich in dem Falle geweſen, Revolutionen zu leiten oder zu bekämpfen, und weiß daher, daß ſie nicht auszuführen ſind, wenn nicht Einer ſie lenkt, und daß es unmöglich iſt, ſonſt jemanden, als ſein eignes Herz, um Rath zu fragen. Wollte der Herr Graf von Artois das glauben, ſo wäre er, wie ich überzeugt bin, gewiß im Stande, das Schiff in einen guten Hafen zu bringen.

Es ist aber ein Unglück für die Bourbons, daß sie, bei allen Eigenschaften, die den Helden bilden, ein Mißtrauen in sich selbst haben, welches in der That ungerecht ist, aber doch verursacht, daß sie zu vielen Rath annehmen. Indeß ist noch nicht Alles verloren; denn wie es scheint, bestärkt die Kaiserin von Rußland sich immer mehr in ihren edelmüthigen Entschließungen, trotz allen Hindernissen, die man ihr in den Weg legen will. Seitdem der Friede mit den Türken zu Jassy (am 9ten Januar) unterzeichnet ist, hat sie freiere Hände. Ich für mein Theil bin mit meinem Reichstage beschäftigt, der, zur Verwunderung aller meiner Gegner, und vielleicht sogar auch meiner Freunde, mit der vollkommensten Ruhe gehalten wird. Ich glaubte, wenn ich dazu mitwirken wollte, die Ruhe bei meinen Freunden wieder herzustellen, so müßte ich bei mir zuerst dasselbe thun und die Uneinigkeiten beizulegen suchen. Auf drei Stände konnte ich mit Sicherheit rechnen; und der Adel, der im Jahre 1789 so heftig gegen mich war, wird nun durch die entschiedne Mehrheit und die unerschütterliche Zuneigung der drei geringeren Klassen in Schranken gehalten. Man sucht ihm begreiflich zu machen, daß im achtzehnten Jahrhundert der erste Stand im Staate sich nur durch die Festigkeit und den Schutz des Thrones erhält, nicht durch Kämpfen gegen seinen Suverän. Er kennt seinen Vortheil noch nicht ganz; doch begreift er, daß er der Schwächste ist, und fängt an, wenigstens so klug zu werden, daß er nicht mehr gegen die Meinung seines Königs und der andren drei Stände

anlaufen will, deren vereinigter Wille Gesetze vorschreibt. Bei dieser Lage der Umstände kann ich beinahe nicht zweifeln, daß alles zu meiner Zufriedenheit auslaufen wird; und dann darf ich mich rühmen, unter allen Suveränen allein eine so große Versammlung gewagt zu haben und dabei glücklich gewesen zu seyn. Nun freilich verstehe ich mich ein wenig auf die Taktik der Reichstage; wenn ich die militärische eben so gut verstände, so würde ich die Herren Luckner und Rochambeau nicht fürchten. Indeß, da ich gute Soldaten und einen guten Gehülfen bei mir haben werde, so zweifle ich nicht an dem glücklichen Erfolge. Hiermit bitte ich Gott ꝛc.

Gustav."

Man sieht, der König von Schweden setzte viel Vertrauen darin, daß die Kaiserin von Rußland thätigen Antheil an den Französischen Angelegenheiten nehmen würde; allein es ist bei Worten geblieben. Der König war in einem Irrthume, und man hat allen Grund zu glauben, daß Katharine ihm nie die versprochnen achtzehntausend Mann geliefert haben würde. Außerdem bin ich überzeugt, daß der Kaiser und der König von Preußen ihn nie hätten ihre Absichten und Plane erfahren lassen; Beide hatten nehmlich persönlichen Haß gegen ihn, und wünschten, daß er sich gar nicht auf eine thätige Weise in die Französischen Angelegenheiten mischen möchte.

Im Februar starb Leopold. Ohne allen Zweifel war er einem Kriege abgeneigt; aber wahrscheinlich

würde er dennoch gezwungen worden seyn, die Waffen zu ergreifen, und zwar durch die Jakobiner, die damals in Frankreich alles regierten, Krieg wünschten, und ihn auch nicht lange nachher erklärten, damit sie ihren Plan — die Monarchie gänzlich zu vernichten, ihren Suverän zu stürzen, und eine Republik zu gründen — ausführen könnten.

Der Kurfürst von Mainz, der mit dem Kabinette von Wien in genauer Verbindung stand, sagte mir, als die Franzosen einige Zeit nach Leopolds Tode Krieg erklärt hatten: „Sie können sich sehr glücklich schätzen, daß die Franzosen der angreifende Theil sind; denn sonst würde es keinen Krieg gegeben haben.“ Dieser Fürst sah, so wie ich selbst, einen Krieg als schlechterdings unvermeidlich an — nicht nur, um die Ordnung in Frankreich wieder herzustellen, sondern auch die allgemeine Ruhe in Europa zu erhalten. Die Jakobiner breiteten nehmlich allenthalben ihre Grundsätze aus, deren gefährliche Tendenz sich schon jetzt zeigte, so daß man anfing in den benachbarten Staaten Revolutionen zu befürchten.

Vierzehntes Kapitel.

Die Franzoſen bringen zahlreiche Armeen zuſammen. — Wie ſie dies bewirkten. — Ermordung des Königs von Schweden. — Einige Nachrichten von dieſem Monarchen und von der Verſchwörung, durch die er ſein Leben verlor. — Ich verlaſſe die Schwediſchen Dienſte. — La Fayette'ns Sturz und Verhaftung. — Dumouriez wird ſein Nachfolger im Kommando der Franzöſiſchen Armee. — Longwy und Verdun werden von den Alliirten eingenommen. — Beſchluß.

Die Franzöſiſche Regierung rüſtete ſich während der Zeit zum Kriege, und nahm ihre Zuflucht zu Mitteln, die ich nicht allein für unzulänglich, ſondern auch für nicht ausführbar hielt, die aber dennoch gelangen. Man errichtete eine neue Armee, die dreimal ſtärker war, als die vorher von Frankreich gehaltne; man brauchte ſehr geſchickt eben die Nationalgarden, welche bisher zur Zerrüttung des Königreiches beigetragen hatten, nunmehr zur Vertheidigung des Landes. Sie wurden alle in Regimenter formirt und auf eben den

Fuß gesetzt, wie die regulären Truppen. Das Kommando derselben bekamen alte Officier von geringerem Range, größten Theils Männer von Erfahrung, die den Dienst verlassen hatten, und deren viele sich in den Provinzen aufhielten. Auch gab man jenen Abentheurern, die vor der Revolution so häufig in Frankreich angetroffen wurden, und die seit diesem Ereignisse noch gewöhnlicher waren, Officier-Stellen — Leuten, die weiter nichts hatten, als Muth, Unternehmungsgeist und Industrie. Schaaren von herrenlosen Bedienten, von Leuten ohne Gewerbe, von Künstlern, die von den nun nicht länger nöthigen Manufakturen des Luxus gelebt hatten, Spielhauswirthe, Contrebandiers, und Tausende, die vorher im Dienste der Generalpächter und bei der Erhebung der öffentlichen Einkünfte angestellt gewesen waren, fanden sich haufenweise als Rekruten bei der National-Armee ein.

Die Officier, welche ihre Regimenter verlassen hatten, um zu den Prinzen zu gehen, wurden durch Subaltern-Officier ersetzt, größten Theils Kaufmannssöhnen, die eine gute Erziehung bekommen, aber durch ausschweifende Lebensart sich genöthigt gesehen hatten, in den Militärstand zu treten. Diese waren zwar mehr gewohnt zu gehorchen, als zu befehlen, aber doch schon lange mit der militärischen Disciplin bekannt. Auch einige wenige Generale, welche von dem Hofe beleidigt zu seyn glaubten, blieben in Frankreich, und der neuen Konstitution ergeben. Unter dieser Anzahl waren la Fayette und der nur allzu berühmte Dumouriez. Ihnen folgten Männer, denen die Natur Talente ge-

schenkt hatte, welche sich nun durch die Zeitumstände entwickelten. Die Regierung war bei ihrer Wahl der Officier auf keine besondre Klasse eingeschränkt, und gab den ausgezeichnetsten unter denselben Gelegenheit, ihre Talente zu zeigen. Man formirte einen Generalstab, der unstreitig in ganz Europa der beste war. Zu Mitgliedern desselben wurden Ingenieurs gewählt, die sich durch Talente und Thätigkeit vorzüglich auszeichneten. Man setzte einen Kriegesrath nieder, der die Operationen der Armeen lenkte, und sich selbst nach den Planen, Tagebüchern und Memoiren der erfahrensten Generale richtete, welche in einem Zeitraume von hundert und funfzig Jahren Kriege an der Gränze geführt hatten. Diese Materialien waren noch unter der alten Regierung in ein vollständiges, zum Gebrauch und zur Belehrung aller Französischen Generale bestimmtes Werk zusammengetragen worden. Auch war die Taktik auf einfache und leichte Grundsätze gebracht, und die Franzosen erfanden während dieses Krieges eine neue, ihren Feinden unbekannte, Art zu manövriren, der sie einen großen Theil ihrer Siege verdankten. Sie hatten außerdem die beste Artillerie in Europa, die geschicktesten Ingenieurs, die stärksten Festungen, welche sie mit unglaublicher Eil wieder herstellten, und eine so strenge militärische Disciplin, daß man sie bei andren Armeen für grausam gehalten haben würde; und überdies wurden ihre Soldaten am besten besoldet, ernährt und gekleidet. Rechnet man nun zu allen diesen Umständen noch den Freiheits-Fanatismus der Truppen und des Volkes, die

militärischen und politischen Talente des Generals Dumouriez, und die Vortheile, welche dieser General gleich zu Anfange des Krieges gewann: so dürfen wir uns nicht länger darüber wundern, daß das Glück der Franzosen eben so außerordentlich war, wie das Aufbringen ihrer Armeen, und der Geist, der diese beseelte.

Den ganzen Winter hindurch waren die Franzosen beschäftigt, ihre Gränze in Vertheidigungsstand zu setzen, und sparten dabei weder Mühe noch Kosten. Sie legten in Paris und in mehreren andren Städten Stückgießereien an; allenthalben waren Gewehrfabriken, und ganz Frankreich glich einem ungeheuren Zeughause. Da die mechanischen Künste, welche vorher Artikel des Luxus lieferten, nun an diesen keine Beschäftigung mehr hatten, so wurden die dazu gebrauchten Hände jetzt zur Verfertigung von Waffen genutzt. Allen Ertrag der Finanzen verwendete man auf die Kriegeskosten, und die Anstalten traf man mit solcher Klugheit und Eil, daß die Franzosen im Stande waren, im folgenden Frühling ins Feld zu rücken, noch im ersten Feldzuge angriffsweise zu agiren, diesen Plan aufzugeben, ihn wieder zu befolgen und ihn dann durch die Stärke und Vortrefflichkeit ihrer Armee, die Talente ihrer Generale, und den unerschrocknen Muth ihrer Soldaten zu behaupten. Als Anarchie und Unordnung im ganzen Innern herrschten; als die verschiednen Partheien einander fast zerrissen; als ein demokratischer Tyrann das Land mit Blut überschwemmte, Mord und jedes andre Verbrechen gebot: war Frank-

reich durch die enthusiastische Freiheitsliebe, die Disciplin, den Gehorsam und die Tapferkeit seiner Soldaten noch immer allenthalben siegreich. Freilich verdankten die Franzosen einen Theil ihres Glückes den Fehlern ihrer Feinde. Nie war eine Koalition nothwendiger, nie eine mächtiger, und nie eine — uneiniger. Nie brachte eine Allianz so zahlreiche Armeen auf; aber nie wurden diese auch schlechter genützt. Jetzt herrschte der Geist nicht mehr, der die Verbündung beseelte, wodurch die Ehrsucht Ludwigs des Vierzehnten bei Gelegenheit der Spanischen Erbfolge in Zaum gehalten werden sollte; und doch war diese Angelegenheit für die Ruhe von Europa bei weitem weniger wichtig. Marlborough's und Eugens militärischer Genius schien diese Helden mit in ihr Grab begleitet zu haben. Es war einem jungen Prinzen des Oestreichischen Hauses vorbehalten, nach einer Reihe von Niederlagen den Sieg zurückzurufen und den Kaiserlichen Waffen ihren alten Ruhm wiederzugeben. —

In der Nacht vom 16ten zum 17ten März wurde der König von Schweden ermordet, und mit ihm fielen seine Plane. Durch seinen Tod wurden wir mehr eines nützlichen Freundes, als eines mächtigen Bundesgenossen, beraubt. Ich, für meine Person, litt durch seinen Verlust am schmerzlichsten. Er hatte sich durch seine glänzenden und heroischen Eigenschaften nicht nur meine Achtung und Bewunderung erworben, sondern ich fühlte für ihn auch eine Anhänglichkeit, welche meine Kenntniß seiner Offenheit und seines Edelmuthes, verbunden mit seiner steten Theilnahme an

mir, bei mir bewirkte. Es war mein Vorsatz, mein Schicksal an das seinige zu heften und (wenn ich mich so ausdrücken darf) mein Glück, meine Existenz mit der seinigen in Eins zu verschmelzen. Selbst, wenn die Monarchie in Frankreich wieder hergestellt worden wäre, so zweifle ich doch, ob ich mich deshalb wieder von ihm getrennt haben würde. — Es ist meinen Lesern vielleicht nicht unangenehm, wenn ich hier Einiges über die letzte Lebensperiode, den unglücklichen Tod, die Person und den Charakter dieses Fürsten sage. Auf die Authenticität meiner Nachrichten kann man sich verlassen.

Der König von Schweden dachte auf eine lange und gefährliche Unternehmung gegen Frankreich, und wollte sich hierzu aus seinem Reiche entfernen. Nun hatte er auf den Monath Januar 1792 seine Reichsstände nach Gefle, siebzehn Schwedische Meilen von Stockholm, zusammenberufen, um die Ruhe während seiner Abwesenheit zu sichern und um der Unordnung abzuhelfen, in welche der Krieg gegen die Russen seine Finanzen gebracht hatte. Der Reichstag war weder langwierig, noch stürmisch. Das gewöhnliche Mißvergnügen des Adels seit der Abschaffung des Reichsrathes und seiner andren Vorrechte, zeigte sich wohl noch, aber nicht gewaltsam; und es wurde durch die drei andren, dem Könige gänzlich ergebenen, Stände in Schranken gehalten. Diese thaten während des Reichstages sogar einen Schritt, an welchem der erste Stand keinen Theil nahm; sie ernannten eine Deputation, welche dem Könige dafür, daß er auf dem

Reichstage von 1789 den Senat abgeschafft, danken, und die Sanktion, welche der deshalb gegebenen, so genannten Sicherheits-Akte schon ertheilt war, bestätigen sollte. Durch diese Akte bekam die Autorität des Königs eine beträchtliche Vergrößerung, da sie das einzige Corps, welches die Vorrechte desselben verdunkeln oder ihnen das Gegengewicht halten konnte *), vernichtete, und ihn zum Schiedsrichter über Krieg und Frieden machte. Diese Akte und dieser Schritt der drei unteren Stände waren um so merkwürdiger, da sie die Verschwörung veranlaßten, welche kurze Zeit nachher ausbrach.

Einige Tage vor der Beendigung des Reichstages traten die vier Stände zusammen, ernannten eine neue Deputation an den König, dankten ihm für die Sorge, die er auf die Erziehung des Kronprinzen gewendet hätte, und baten, daß dieser in den verschiedenen Theilen des Unterrichtes, dessen er damals genoß, geprüft werden möchte. Dies geschah in Gegenwart des Königs und Deputirter von den vier Ständen. Vorher hielt der König eine Rede an diese, worin er sie bat, der Prüfung, welche mit seinem Sohne angestellt werden sollte, beizuwohnen, damit sie dessen Fortschritte seit dem letzten Reichstage beurtheilen könnten.

In Schweden sind der Staat und der Suverän in Einem Gegenstande vereinigt, und der Nachfolger des Königs wird als ein Kind der Nation erzogen,

*) Die Existenz der Stände selbst, hängt von dem Könige ab, der das Recht hat, sie zusammen zu berufen.

der er für die Erziehung und die Tugenden seines Sohnes verantwortlich ist. Die Reichsstände waren Taufzeugen des Kindes, und wachten über dessen Bildung mit einer wahrhaft väterlichen Sorgfalt, da sie wohl wußten, wie sehr ihr Glück von dessen künftigem Charakter abhangen würde. Der königliche Jüngling wurde von einem Bischofe in der lutherischen Religion (denn diese herrscht in Schweden), und dann von seinen Lehrer in der Lateinischen Sprache, der Moral und der Geschichte geprüft. In allen diesen Theilen des Unterrichtes erhielt er Beifall, und vergoß darüber Freudenthränen, welche eine sehr glückliche Vorbedeutung waren, und seinen künftigen Unterthanen einen liebenswürdigen Charakter versprachen.

Der Reichstag wurde am 23sten Februar geschlossen. Der König ging nun sogleich nach Stockholm zurück, und war voll Freude, daß er eine Versammlung, in welcher sich so viele Mißvergnügte befanden, glücklich geendigt hatte. Er hoffte jetzt, daß er im Stande seyn würde, seine ganze Aufmerksamkeit auf die Plane seiner Ehr- und Ruhmbegierde zu richten. Einige sagen: er habe sich auch darüber gefreuet, daß er den Reichstag noch vor dem März beendigt, weil ihm, wie dem Julius Cäsar, Gefahr für diesen Monath prophezeiet gewesen sey, der auch wirklich für ihn so unglücklich wurde, wie für jenen großen Mann.

Während der Zeit machten die Mißvergnügten die gefährlichsten Plane gegen den König; sie gingen dabei so wenig geheim zu Werke, daß ihre Maßregeln schon bekannt waren, und daß jedermann einen nahen

Ausbruch erwartete. Daß eine beunruhigende Verschwörung existirte, war augenscheinlich; doch, wer die Hauptpersonen derselben wären, blieb noch unentdeckt. Der Baron d'Escars, der sich damals als Agent der Französischen Prinzen in Stockholm befand, erfuhr, daß eine Verschwörung gegen das Leben des Königs von Schweden im Werke sey, und theilte die Nachricht dem Chef der Polizei mit. Dieser nahm sie auch an, und kontrasignirte dessen Aussage, traf aber gar keine Vorsichtsanstalten. Ein vornehmer Fremder, der sich damals in Stockholm aufhielt und den König öfters unter vier Augen sprach, hatte wenige Tage vorher einen Brief aus Deutschland erhalten, worin gesagt wurde: es ginge ein Gerücht, daß der König von Schweden ermordet wäre. Er hinterbrachte das dem Könige, bat ihn, mehr auf seiner Hut zu seyn, und die Warnungen, die er von allen Seiten her bekäme, zu benutzen, zumal, da er von seinem erbitterten Adel so viel zu befürchten hätte. Der König erwiederte: er wolle sich lieber blindlings in sein Schicksal ergeben, als sich mit den unzähligen Vorsichtsmaßregeln quälen, welche ein solcher Argwohn für ihn nothwendig machen würde. „Wollte ich," sagte er, „auf jede Erzählung von Verschwörungen hören, so könnte ich nicht ein Glas Wasser trinken. Uebrigens bin ich weit davon entfernt, irgend eine Angabe zu glauben, welche meine Unterthanen beschuldigt, daß sie auf etwas gegen mein Leben denken. Die Schweden sind zwar tapfer im Kriege, doch furchtsam in politischen Angelegenheiten; und da meine Unternehmung gegen Frank-

reich beinahe unmöglich anders als glücklich ausfallen kann, so bin ich Willens, alle Trophäen, die ich erobre, nach Schweden zu schicken, was denn ein Mittel seyn wird, mir allgemeines Vertrauen, allgemeine Achtung zu erwerben und eben dadurch meine Gewalt zu vergrößern."

So waren die romanhaften Vorstellungen dieses Fürsten; und ihre natürliche Wirkung konnte keine andre seyn, als seiner Phantasie mit Bildern des Ruhms zu schmeicheln, seinen Muth noch mehr zu erhöhen und seine Klugheit einzuschläfern.

Zu gleicher Zeit erweckten seine Maßregeln die Erbitterung der Mißvergnügten. Zu der Begierde nach Rache, welche bei dem Adel die Aufhebung seiner Vorrechte, die Erweiterung des königlichen Ansehens, die in den Finanzen herrschende Unordnung, und das Mißverhältniß zwischen den Planen des Königs und den Gränzen seiner Macht erregt hatte, kam nun noch die Besorgniß wegen des von ihm beschlossenen Unternehmens, das man ganz laut unsinnig nannte, da es, wie nicht zu bezweifeln wäre, Schwedens sämmtliche Kräfte an Menschen, Geld und Schiffen verzehren müßte.

Dies waren die Gründe, aus denen man sich in diese Verschwörung einließ; doch schrieb sie sich zum Theil von der Ehrsucht einiger kühnen Menschen her, dergleichen immer die Haupttriebfedern eines solchen Unternehmens sind. Hierzu kann man auch einen übelverstandnen Haß rechnen; ferner Undankbarkeit, die in unsren Zeiten so gewöhnlich und so bequem ist; Mangel an Gemeingeist, und niedrige Selbstsucht; jene

Freiheitsliebe, welche ein verständiger Schriftsteller die Heuchelei unsres Zeitalters nennt; und endlich das Lesen Französischer Blätter, und das Beispiel der revolutionnären Bewegungen in Frankreich. Vielleicht trug selbst der Geist des Fanatismus, der, wie der König sich in seiner Rede an die Stände ausdrückte, „die Reiche in ihren Grundfesten erschüttert und so viele Seydes *) erzeugt hatte," wenn nicht zu dem Ursprunge der strafbaren Versuche, so doch wenigstens zu ihrer Beförderung bei. Dies gestanden einige der Schuldigen; und einen größeren Antheil hatten auch die Französische Revolution und ihre Agenten an diesem Ereignisse nicht.

Schon als der Reichstag noch in Gefle versammelt war, hatten die Verschwornen mehrere Versuche gemacht, ihren Plan auszuführen, doch ohne Erfolg, obgleich der König seine Rettung mehr dem guten Glücke, als seiner Wachsamkeit, verdankte. Selbst als er schon wieder nach Stockholm zurückgekehrt war, hatten sich drei von den Hauptmitverschwornen nach Haga, einem drei Viertelstunden von der Residenz entlegenen Landsitze des Königs, begeben, wo er einen Theil des Winters mit einem kleinen Detaschement von der Garde, und einem nicht zahlreichen Gefolge zubrachte. Sie näherten sich um 5 Uhr Abends dem Pallaste, und stellten sich nahe bei des Königs Zimmern, welche auf ebner Erde waren, mit Karabinen bewaffnet, in einen Hinterhalt. Hier warteten sie auf eine Gelegenheit, ihn aus der Welt zu schaffen, als

*) Ein Fanatiker, in Voltairens Trauerspiel Mahomed.

er, nach der Rückkehr von einem weitem Spaziergange, im Negligé, um auszuruhen, in seine Bibliothek trat, deren Fenster eine in den Garten gehende Thür ausmachte. Hier warf er sich in einen Armstuhl, und schlief bald ein. Die Mörder glaubten, er wäre an einem Schlagflusse gestorben, und gingen sogleich weg, ohne erst zuzusehen, ob es sich wirklich so verhielte. Da sie fanden, daß es ihnen bei diesem und mehreren nachfolgenden Versuchen an Muth fehlte, so rechneten sie nur noch darauf, daß Masken ihnen hinlängliche Kühnheit zu ihrer That geben würden. Uebrigens wurden die Mörder des wiederholten Mißlingens seit sechs Monathen so müde, daß, wenn ihnen auch in dieser unglücklichen Nacht ihr Vorhaben fehlgeschlagen wäre, sie es, wie man weiß, gänzlich aufgegeben haben würden. Doch die Zeit war nun gekommen, da Gustav, gleich einem von seinen Vorgängern, und zwar dem, welchen er am meisten bewunderte, eben so schrecklich und in einem eben so frühzeitigen Alter, getödtet werden sollte.

Diese Katastrophe ereignete sich bei einem Masken-Ball im Opernhause, in der Nacht vom 16ten auf den 17ten März.

Der König bekam, als er vor dem Balle mit einer geringen Anzahl Personen von seinem Hofstaate beim Abendessen war, einen anonymen Brief in Französischer Sprache, worin er gewarnt wurde, nicht in den Tanzsaal zu gehen, weil man die Absicht hätte, ihn da zu ermorden. Der, welcher den Brief geschrieben hatte, gestand darin: er bewundre oder billige des Königs

nigs moraliſches und politiſches Verhalten ganz und gar nicht; und als ein Mann, der Verſtellung verachte, glaube er ſich verpflichtet, ihm das zu ſagen. Uebrigens rathe er dem Könige, im Falle daß er denn nun einmal dabei bleibe, auf den Ball zu gehen: er möge, wenn er ſich in einem Gedränge fühle, (denn dieſes ſolle zum Signale dienen) auf ſeiner Hut ſeyn, und ſich bei jeder Gelegenheit vor den Zimmern auf ebner Erde in Haga hüten.

Aus welchen Bewegungsgründen der Schreiber dieſes Briefes handelte, läßt ſich unmöglich beſtimmen. Vielleicht glaubte er, auf dieſe Art ſein Gewiſſen in Anſehung des Königs zu beruhigen; vielleicht kannte er aber auch die Kühnheit des Königs, und wollte ihn durch dieſe anonyme Warnung locken, ſeinen Muth zu zeigen. So viel iſt gewiß, daß der Brief die letztere Wirkung that. Der König ließ ihn zwei oder drei Perſonen leſen, die mit ihm aßen, ſagte einige Scherze darüber, und blieb, aller ihrer Vorſtellungen ungeachtet, dennoch bei dem Entſchluſſe, auf den Maskenball zu gehen.

Er trat ohne alle Aengſtlichkeit in den Saal, und ging mit ſeinem Oberſtallmeiſter, dem Baron von Eſſen, Arm in Arm. Kaum war er indeß zweimal herum gegangen, ſo befand er ſich in einem ſtarken Gedränge, vor welchem der anonyme Brief ihn gewarnt hatte. Unmittelbar nachher traten die Mörder hinter den König, an deſſen unbedeckte Seite. Es wurde eine Piſtole auf ihn abgeſchoſſen, und die Ladung (gehacktes Blei, Nägel und dergl.) ſaß in der linken Seite,

unter den Nieren. Die Mörder verschwanden sogleich; in einem Augenblicke war der Ballsaal mit Rauch gefüllt, und das Geschrei: „Feuer! Feuer!“ vergrößerte die Verwirrung. Durch eine Bewegung, welche der König in dem Augenblicke machte, da die Pistole abgeschossen wurde, verhinderte er die beabsichtigte Wirkung, ihn auf der Stelle zu tödten; er fiel indeß auf eine Bank, und gab sogleich Befehl, daß alle Thüren verschlossen werden, und daß jederman sich demaskiren sollte. Nun führte man ihn in eins von den Zimmern des Opernhauses, ohne daß die Verschwornen den mindesten Versuch machten, ihre blutige That zu vollenden. In diesem Augenblicke ließ er mehrere fremde Minister vor sich, und zeigte den größten Muth, so wie die edelste Denkungsart. Er fragte nehmlich: „ist der Mörder ergriffen?“ und als man verneinend antwortete, rief er aus: „Gott gebe, daß es nicht geschehen mag!“ Der Elende hatte indeß, nachdem er seine schreckliche That begangen, seine Pistolen weggeworfen, und einer von des Königs Bedienten nahm eine derselben auf. Man fand auch ein Messer im Saale, ungefähr von eben der Gestalt, wie das, dessen der schändliche Ravaillac sich zu seiner Frevelthat bedient hat.

Da die wachthabenden Officier sogleich dafür sorgten, daß die Thüren verschlossen wurden, so konnten nur vier Personen heraus kommen; und unter diesen waren zwei von den Verschwornen, Männer von angesehenem Range. Alle Anwesenden mußten nun die Masken abnehmen und sich nennen. Der letzte,

welcher den Ballsaal verließ, war der Mörder. Als er an dem Polizei-Beamten vorbei ging, sagte er mit großer Dreistigkeit: „ich hoffe, mein Herr, Sie werden keinen Verdacht gegen mich haben.“ Der letztere sah ihn scharf an, machte aber keinen Versuch, ihn aufzuhalten.

Ich weiß nicht, ob der National-Charakter sich nach dem Klima richtet, und ob es die Folge von Gleichgültigkeit, oder von Bestürzung war, daß weder in dieser Nacht, noch am folgenden Morgen, irgend ein Geräusch oder ein Tumult das große Ereigniß ankündigte. Was wären also die Verschwornen nicht auszurichten im Stande gewesen, wenn es ihnen nicht an Muth gefehlt hätte! Aber nach ihrem Plane sollte der König augenblicklich fallen; und obgleich die Verzögerung dessen Leben nicht rettete, so ist es doch gewiß, daß sie den Staat vor Erschütterungen behütete, deren Schrecken und Gefahren gar nicht zu berechnen gewesen wären. Damit die Staatsgeschäfte keine Stockung litten, und damit er das unangenehme Forschen nach den Verbrechern, von denen er niemals etwas hören wollte, vermiede, ernannte der König sogleich einen Regentschaftsrath, und stellte seinen Bruder, den Herzog von Südermanland, an dessen Spitze.

Am folgenden Morgen wurde der Mörder ausgefunden, und zwar vermittelst seiner Waffen, da der Verfertiger derselben angab, wem er sie verkauft habe. Es war ein Schwedischer Edelmann, Nahmens Ankerström, ehemaliger Officier unter der Garde. Man verhaftete ihn in seiner eignen Wohnung,

wo er geblieben war und gar keine Maßregeln zu seiner Sicherheit getroffen hatte. Ohne alles Zögern gestand er, daß die Pistolen ihm gehörten, und daß er der Thäter sey. Er wäre, sagte er, seines Lebens müde und begierig nach Rache an dem Könige, wegen eines über ihn gefällten ungerechten Urtheils *). Seinen Plan hätte er schon lange entworfen und geheim mit sich umher getragen. Er erwarte nun eine ansehnliche Belohnung von der Nation **), oder werde sich, wenn er sterben müsse, wenigstens damit trösten können, daß er seinem Vaterlande einen ausgezeichneten Dienst geleistet habe.

Anfangs läugnete er das Daseyn eines Komplotts, und zeigte in seinen Anworten vielen Trotz; doch einige Tage nachher bekannte er alles, entdeckte die vornehmsten Verschwornen nebst ihren Planen, und gab an, wie viel ihm für die Ermordung des Königs versprochen wäre ***).

Er sagte: das Vorhaben sey schon seit dem Oktober im Werke gewesen, und man habe schon drei Versuche gemacht, es auszuführen: zwei in Stockholm, und einen in Gefle. Seine ganze Aussage bestand in drei und dreißig Artikeln. Wenn der König getödtet wäre, so hatte man auf gleiche Art einige der vornehmsten Männer im Königreiche aus der Welt schaffen wollen, besonders die Barone von Taube und Arm-

*) Er war wegen Verrätherei zum Tode verurtheilt und von dem Könige begnadigt worden.

**) Zuerst sagte er: von der Opposition.

***) Acht und vierzig tausend Reichsthaler.

feldt, vertraute Freunde des Königs, den Grafen Wachmeister, und die Befehlshaber der verschiednen, zu Stockholm in Garnison liegenden Truppen. Man war Willens gewesen, die Köpfe derselben, nach Französischer Art, auf Piken durch die Straßen zu tragen, und dann mit der Artillerie von dem Regimente der Königin und der blauen Grade, auf welche beide man sich verlassen zu können glaubte, entweder das Volk in Furcht zu halten, oder es auf seine Seite zu bringen. Der Herzog von Südermanland sollte seiner Freiheit und vielleicht auch des Lebens beraubt werden. Endlich hatte man beschlossen, sich des jungen Königs zu bemächtigen, und ihn zu zwingen, daß er eine neue Konstitution unterzeichnen und bekannt machen müßte, die den Grundsätzen der Verschwörer angemessen und ihrem Vortheile günstig wäre.

An eben dem Tage, da Ankerström in Verwahrsam genommen wurde, verhaftete man auch den Verfasser des anonymen Briefes, als er aus des Königs Zimmern kam, wo er einen Theil des Tages zugebracht hatte. Es war der Herr von Lilienhorn, Major unter der blauen Garde, den sein Suverän erziehen lassen, unterstützt, aus Elend und Dunkelheit hervorgezogen und mit Gnadenbezeigungen überhäuft hatte. Einige Tage nach seiner Verhaftung gestand er, daß er mit in die Verschwörung verwickelt wäre, und daß ihn die Hoffnung verführt hätte, nach der Revolution das Kommando der Nationalgarden in Stockholm zu erhalten, und dann la Fayette'ns Rolle spielen zu können.

Während der Zeit war es mit des Königs Wun-

de sehr veränderlich, welches denn — die Ungeschicktheit seiner Wundärzte (in Schweden etwas gewöhnliches) mit in Anschlag gebracht — bald wenige Hoffnung zu seiner Wiederherstellung übrig ließ. Mitten unter seinen Leiden zeigte er beispiellosen Muth und Ergebung. Nicht Ein Seufzer, nicht Eine Klage entfuhr ihm, und er behielt bis ans Ende den Edelmuth und die Gegenwart des Geistes, die er im ersten Augenblicke gezeigt hatte. Er unterredete sich öfters mit seiner Familie, einmal auch mit seinem Hofe, und ließ nicht allein seine Freunde einladen, sondern auch die, welche zu seinen Feinden gehört hatten, ob sie gleich schon vor dem Gedanken, sich in eine so niedrige Verschwörung einzulassen, mit Abscheu zurückgeschaudert seyn würden. Unter den letzteren war der berühmte Marschall Fersen. Der König versöhnte sich mit ihm, und eben so mit dem Grafen von Brake, dem ersten vom Ritterstande des Königreichs, und dem Oberhaupte der Opposition, zu dem er sehr verpflichtend sagte: „ich bin nun über mein Unglück getröstet, da es meine alten Freunde wieder um mich her versammelt.“ Weder seine Aeußerungen im Gespräch, noch seine Handlungen, gaben Anlaß zu der Meinung, daß er selbst sein Ende für nahe hielte; doch als er dessen Annäherung empfand, sah er es ohne Schwäche, wie vorher ohne Ueberraschung. Die Geistesruhe, die ihn auch im Tode nicht verließ, setzte ihn in Stand, seinem Testamente ein Kodicill über die Erziehung seines Sohnes anzuhängen. Von diesem jungen Prinzen sagte er: vor dem achtzehnten Jahre ist er nicht majorenn; aber

König wird er, wie ich hoffe, schon im sechzehnten seyn. Es war sein Wunsch, daß sein Sohn sein eignes Beispiel befolgen, und, gleich ihm, nicht einen Augenblick von seiner Königswürde verlieren möchte. Er erfüllte die Pflichten seines Standes bis auf den letzten Augenblick, und unterzeichnete noch wenige Minuten vor seinem Tode ein Patent, wodurch er den Baron Armfeldt, seinen Liebling, zum Gouverneur von Stockholm ernannte. Zu diesem wendete er sich und sagte: „geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie meinem Sohne eben so treu dienen wollen, als Sie mir gedient haben.“ Gegen den Geistlichen, dem er beichtete, äußerte er: „ich zweifle, ob ich in den Augen meines Schöpfers viel gelte; doch kann ich zu meinem Troste denken, daß ich niemals absichtlich jemanden beleidigt habe.“ Er wollte nach dem Gebrauche der lutherischen Kirche kommuniciren, und Abschied von der Königin nehmen, die er seit der Verwundung noch gar nicht gesehen hatte. Da er zu etwas so Schwerem, wie das leztere, sich zu stärken wünschte, so wollte er ein wenig ausruhen. Aber in diesem Augenblicke verschied er, als er so eben zu dem diensthuenden Kammerherrn gesagt hatte: „Adieu.“ Er starb am 19ten März, um 11 Uhr Vormittags, in einem Alter von zwei und vierzig Jahren.

So war der Tod dieses außerordentlichen Fürsten, dessen Leben sich durch viele glänzende Handlungen ausgezeichnet, und der bisher so vorzügliches Glück gehabt hatte. Er läßt sich zu den berühmtesten Königen von Schweden rechnen, denen er so wohl in ih-

rem Glücke, als in ihrer tragischen Todesart, gleich war.

Sobald man seinen Tod bekannt gemacht hatte, wurde der Kronprinz, unter dem Nahmen Gustav Adolph, als König ausgerufen. Da er jetzt erst dreizehn Jahr alt war, so trat sein Oheim, der Herzog von Südermanland, als sein Vormund, die Regentschaft des Reiches an. Der junge König zeigte schon Festigkeit, Entschluß, Verlangen zu befehlen, viele Diskretion und Sparsamkeit: Eigenschaften, die für einen Schwedischen Monarchen so wesentlich sind. Er schien Neigung zum Kriege zu haben; doch davon bringen ihn vielleicht die eben genannten Tugenden zurück, zumal, wenn er an das Elend denkt, welches die kriegerische Ehrsucht Gustav Adolphs des Ersten und Karls des Zwölften über sein Land gebracht, und auch an das Unglück, welches eben diese Ehrsucht seinem eignen Vater zugezogen hat.

Der Herzog von Südermanland und beinahe der ganze Adel schworen dem jungen Könige sogleich, nicht nur die Konstitution von 1772, welche gänzlich das Werk des letztverstorbenen war, sondern auch die im Jahre 1789 durchgegangene Sicherheits-Akte, welche den Reichsrath abgeschafft und die Ermordung des Königs veranlaßt hatte, aufrecht zu erhalten. Schon während der Krankheit des Königs hatte das Volk in vielen Provinzen eben dies geschworen; und die Dalekarlier, welche immer bereit sind, ihren Suverän zu vertheidigen und zu unterstützen, standen im Begriff, sich nach Stockholm aufzumachen, und ihm einen neuen

Beweis ihrer Liebe zu geben. So waren die wenigen Tage, welche der König nach dem mörderischen Angriffe auf ihn noch lebte, hinreichend, das Publikum zu beruhigen. Der letzte und vielleicht wichtigste Dienst, den er seinem Vaterlande leistete, bestand darin, daß er einen gutgewählten Regentschaftsrath anordnete, der die unruhigen Köpfe in Furcht setzen und die Regierung in ununterbrochener Thätigkeit erhalten konnte.

Gustavs des Dritten Person war von mittlerer Größe und äußerst übel gebauet. Er hatte Anlage zur Korpulenz, breite Schultern und Hüften, ein langes Gesicht und eine sehr hohe Farbe. Seine Augen waren groß und sehr lebhaft, seine Stirn auf der linken Seite sehr sonderbar flach, seine Nase ziemlich lang und adlerartig, seine Zähne erschrecklich; aber seine Miene war offen und voll Ausdruck, und, alle seine Züge zusammengenommen, hatte er viele Aehnlichkeit mit seinem Oheim dem großen Friedrich. Ungeachtet seiner üblen Figur, war er durch Artigkeit und Affabilität dennoch einer der angenehmsten Männer in seinem Reiche, obgleich die Schweden im Ganzen Alle sehr verständige und einnehmende Leute sind. Er besaß eine lebhafte Einbildungskraft, und sein Kopf war durch Wissenschaften bereichert und aufgehellt; er hatte eine männliche, wirksame Beredtsamkeit in seiner Gewalt, und wußte sich, selbst in Französischer Sprache, sehr fertig auszudrücken. Seine Kenntnisse waren Theils nur angenehm, Theils nützlich, und sein Gedächtniß ausgezeichnet fest: bei Prinzen etwas Gewöhnliches, das die Natur ihnen, beinahe wie einen

sechsten Sinn, zu schenken scheint. Seine Sitten, die, wie ich schon gesagt habe, fein und affabel waren, hatten etwas Sonderbares, aber nicht Unangenehmes. Seine lebhafte, feurige Seele ward von unmäßiger Ruhmbegierde entflammt, doch auch von dem offnen und edlen Geiste der Ritterschaft beherrscht. Sein gefühlvolles Herz machte ihn gnädig, wenn er vielleicht hätte streng seyn sollen. Er war immer für Freundschafte mpfänglich, und ich kannte die Personen, welche er verdienter Weise „seine Freunde" naunte. In seinem Charakter zeigte er sich fest und determinirt, da er die Entschlossenheit hatte, welche Staatsmännern so nöthig ist, und ohne welche Kopf, Klugheit, Talente und Erfahrung nicht allein unnütz, sondern oft auch schädlich sind. Dieser Eigenschaft, dem nöthigsten Bestandtheil in dem Charakter eines Helden, verdankte Gustav seine Sicherheit bei den großen Ereignissen unter seiner Regierung.

Er hatte unstreitig Fehler, und sogar zum Theil lächerliche, die man einem Suverän nicht so leicht vergiebt, als jene Laster, welche in dem Charakter eines Helden oft mit Tugenden vereinigt sind — „gleich Giften," sagt einer unsrer besten Moralisten, „die auch unter die Arzenei gehören." Er war der Pracht und dem Vergnügen allzu sehr ergeben, und daher nicht immer so aufmerksam auf seine Geschäfte, als er es hätte seyn sollen; und seine Nachlässigkeit verleitete ihn zu einem indolenten Vertrauen, welches für ihn selbst eine Quelle von Unzufriedenheit wurde, und viele Mißbräuche im Staate verursachte. Doch die

Energie seines Charakters und die Ueberlegenheit seiner Talente zeigte sich bei großen Gelegenheiten immer sehr deutlich, besonders auf den Reichstagen, „deren Taktik er," um mich seines eignen Ausdruckes zu bedienen, „vollkommen kannte." Mehr diesen Eigenschaften, als militärischen Talenten, welche er oder seine Generale besessen hätten, verdankte er sein glänzendes Glück in dem Kriege gegen die Russen. Hätte der König von Schweden die Vortheile, welche er in seinem ersten Feldzuge gewann, zu verfolgen gewußt und sich durch die Empörung, welche unter den Finländischen Regimentern ausbrach, weniger furchtsam machen lassen; so würde er, wie gar nicht zu zweifeln ist, in Petersburg eingerückt seyn. Bei diesem letzteren Ereignisse schien seine gewöhnliche Gegenwart des Geistes ihn einmal zu verlassen, ob er gleich seinen Fehler durch die Entschlossenheit, mit der er handelte, bald wieder gut machte. Als er glaubte, er stände auf dem Punkte, seine Krone zu verlieren, ging er mit Armfeldt und Wreden von seiner Armee weg; aber ganz unerwartet kam ihm eine Kriegeserklärung von Seiten Dänemarks zu Hülfe.

Der National-Haß der Schweden gegen die Dänen, wozu noch das Gefühl einer gemeinschaftlichen Gefahr kam, erweckte den Muth des Volkes. Der König reiste nach Dalekarlien, und fand da eben die Treue, welcher Gustav Wasa die Krone verdankte. Hier ließ er Armfeldt bleiben und die Einwohner enrolliren, während er selbst nach Gothenburg ging — Theils, um durch seine Gegenwart die Wirkungen, wel-

che die Verrätherei des Kommandanten von dieser Stadt gethan hatte, zu hindern, Theils die Unthätigkeit des Prinzen Karl von Hessen, Generals der Dänischen Armee, zu benutzen, der, auf die Dazwischenkunft des Englischen Gesandten am Dänischen Hofe, seine Operationen unterbrochen hatte. Durch diesen romanhaften Schritt erhielt der König von Schweden übrigens seinen Ruhm und seine Krone.. Er bekam dadurch auch Mittel, den Krieg fortzusetzen, bis er einen vortheilhaften Frieden bewirkte, durch welchen Schweden von dem Russischen Joche befreiet, und der Reichsrath, dem alles Unglück dieses Fürsten zugeschrieben werden kann, seiner Existenz völlig beraubt wurde.

Gustav hatte großen Muth und große Thätigkeit, wovon das hier Erzählte ein auffallender Beweis ist. Frankreichs unglückliche Lage würde ihm neue Gelegenheit gegeben haben, diese Eigenschaften und seinen Charakter eines alten Ritters zu zeigen. Sein eigner Vortheil sowohl als seine Liebe zu Frankreich bewogen ihn, sich eine Hauptrolle bei den Unruhen, welche dieses Land erschütterten, zu wünschen; und es ist kein Zweifel, daß an ihm der unglückliche Ludwig einen mächtigen Freund, und dessen Anhänger sehr thätige Hülfe gefunden haben würden.

Die Kaiserin von Rußland sah mit Vergnügen, daß der König von Schweden sich zum Ritter (Champion) der Französischen Monarchie aufwarf, und hatte ihn sogar aufgefordert, es zu thun; es ist aber sehr zu zweifeln, ob die andren Europäischen Suveräne ihm erlaubt haben würden, so thätigen Antheil an den

Französischen Angelegenheiten zu nehmen. Leopold, der unsre Revolution durch einen Kongreß zu endigen und selbst an dessen Spitze zu stehen wünschte, würde wahrscheinlich verhindert haben, daß der König die Geldunterstützung bekommen hätte, ohne welche er nichts unternehmen konnte. Es ist sogar auch die Frage, ob er der Kaiserin selbst so gewiß war, als er sich zu seyn stellte.

Man findet oft den größten Muth und die größte Schwäche beisammen. Scipio glaubte sehr stark an Träume; Cäsar sah mit Angst dem 15ten März entgegen; selbst Friedrich der Große soll Wahrsager befragt haben; und auch Gustav war nicht frei von solchem Aberglauben. Er hatte von jeher den Monath März gefürchtet, und das Erste, was er zu Armfeldt sagte, als er sich verwundet fühlte, war eine Erinnerung an diesen Umstand. Wenige Tage vor seiner Abreise zu dem Reichstage in Gefle ging er zu einer Wahrsagerin, Nahmens Harviſſon, um sich bei ihr Raths zu erholen. Diese Frau warnte ihn vor dem März und vor rothen Röcken. Sie setzte noch hinzu: „hüten Sie Sich vor der ersten Person, der Sie begegnen, wenn Sie wieder aus meinem Hause gehen; von ihr haben Sie Alles zu fürchten.“ Als er wegging, war der Erste, der ihm in die Augen fiel, der Baron von Ribbing, einer von den Hauptverschwornen; und dieser sonderbare Umstand machte, daß er gleich nach der Verwundung den Namen dieses Barons nannte.

Bei allen Fehlern dieses Königs — und Fehler

begleiten immer ausgezeichnete Eigenschaften, denen sie, ohne dieselben zu verdunkeln, zum Schatten dienen — trage ich doch kein Bedenken, zu behaupten: er würde, auf einem größern Schauplatze, ein großer Monarch gewesen seyn und vielleicht Ludwig den Vierzehnten noch übertroffen haben, dessen Sitten und Größe er affektirte und dessen Pracht und Ceremonien-Wesen er nachahmte; aber was in Frankreich nützlich und sogar nöthig seyn konnte, war in Schweden übel angebracht und lächerlich. Wäre Gustav für den glänzenden Thron Frankreichs geboren worden, so würde er unstreitig einer von den größten Königen gewesen seyn, die jemals auf demselben gesessen haben. Er hätte dann sein Land vor einer Revolution gesichert und mit Ruhm und Glanz regiert; er wäre in Frieden gestorben — von seinen Unterthanen beklagt und verehrt, von ganz Europa geachtet und bewundert.

Hätte im Gegentheil das Schicksal Ludwig den Sechzehnten als Suverän der Schwedischen Nation geboren werden lassen, so würden ihm seine moralischen und religiösen Tugenden die Achtung und Ehrfurcht dieses einfachen Volkes zugesichert, und seine Sparsamkeit, seine Gerechtigkeit und sein menschenfreundlicher Charakter ihm dessen Liebe erworben haben. Er hätte, lebend, ihr Glück gegründet, und wäre nach seinem Tode von ihnen beweint worden. Aber es war anders beschlossen, und Beide fielen durch die frevelhaften Hände ihrer eignen Unterthanen. — Die Wege der Vorsehung sind unerforschlich; und der Mensch kann weiter nichts, als anbeten und schweigend gehorchen.

Sobald ich den Tod des Königs von Schweden erfuhr, verließ ich die Dienste dieser Macht. Ich hatte, wie ich jetzt sah, mein Schicksal an zwei in gleichem Grade unglückliche Suveräne geknüpft, und nahm mir nun vor, mich an keinen andren wieder zu heften, sondern mich dadurch vor dem Unwillen der Glücksgöttin zu sichern, daß ich sie nicht länger beunruhigte; — unabhängig zu leben, und Ruhe bei einem mäßigen Auskommen allen den lockenden, aber unsichern Hoffnungen, welche die wankelmüthige Göttin mir zeigte, vorzuziehen.

Im April erklärten die Franzosen dem Kaiser Krieg, doch nicht dem Reiche, welches indeß bald nachher ihr Beispiel befolgte. Das Verhalten der Franzosen bei dieser Gelegenheit war unpolitisch. Sie konnten damals sehr leicht in die am Rheine liegenden Kurfürstenthümer und in die nicht weit von eben diesem Flusse gelegenen Länder des Kaisers einfallen. Dann konnten sie sich mehrerer Festungen bemächtigen, die damals ohne Vertheidigung waren, und auf diese Art nicht nur den Feind von ihrer Gränze entfernt halten, sondern sich auch Hülfsquellen zum Kriegführen verschaffen.

Die Französischen Armeen wurden damals von furchtsamen Generalen kommandirt, vorzüglich von Rochambeau, la Fayette und Luckner. Diese hatten andre, wenig bekannte unter sich, welche sich auch seitdem nicht weiter hervorgethan haben. Dumouriez war damals nicht bei der Armee angestellt, sondern Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Er kam

indeß bald nachher an Rochambeau's Stelle, deſſen Generale bei der Eröffnung des Feldzuges, als die Franzoſen in die Niederlande einrückten, ſich von einer Handvoll Oeſtreicher hatten ſchlagen laſſen.

La Fayette, welcher an der Sambre, Maas und Moſel kommandirte, litt zwar keinen Verluſt, hatte aber auch keinen Vortheil: die Folge der großen Behutſamkeit, die er als Feldherr, wie als Staatsmann, beobachtete. Als er übrigens, itzt zu ſpät, den letzten Schlag, den die Jakobiner gegen die Königswürde thun wollten, abzuwenden ſuchte, fiel er, wurde von ſeiner Armee verlaſſen, und wäre beinahe das Opfer dieſer Faktion geworden, deren Plane er durch ſeinen Mangel an Klugheit begünſtigt, und deren Stärke er durch ſeine furchtſame Staatsklugheit vergrößert hatte. Er wollte, in Begleitung ſeines Generalſtabes, in einem fremden Lande eine Zuflucht ſuchen, fand aber daſelbſt, anſtatt einer Freiſtätte, ein Gefängniß. So war la Fayette, eine von den Hauptperſonen in der Revolution, dieſer Vertheidiger der Freiheit, und mein Nachfolger in dem Kommando meiner Armee, eben ſo wie ich, genöthigt, ſein Vaterland zu verlaſſen, und zwar aus eben den Urſachen, nach gleichen Bemühungen zum Beſten des Königs und der Monarchie! Dumouriez, der in ſeine Stelle zum General ernannt wurde, hatte, ungeachtet ſeines Glückes, ſeiner ausgezeichneten Talente, ſeiner in der Revolution geleiſteten Dienſte, ſeiner Anhänglichkeit für die Parthei des Herzogs von Orleans, und ſeiner ſteten Mitwirkung mit den Jakobinern, im folgenden Jahr ein

ähnliches Schicksal. So ist beinahe in jeder Revolution das Loos der Parthei-Anhänger: sie sind wechselsweise Verfolger, verfolgt und geächtet!

Um diese Zeit bekam ich einen Brief von dem Könige von Preußen, der den Wunsch äußerte, daß ich am 27sten May in Magdeburg seyn möchte, um Erläuterungen über einige Umstände in Betreff des Operationsplans für die kombinirten Armeen der Oestreicher, der Preußen und des Reiches zu geben, welche noch in eben dem Sommer gegen Frankreich agiren, und den Herzog von Braunschweig, den man damals für den ersten General in Europa hielt, zum obersten Befehlshaber bekommen sollte.

Nach meiner Ankunft in Magdeburg hatte ich mehrere Konferenzen mit diesem Fürsten in Gegenwart des Königs von Preußen. Ich gab Champagne als den schwächsten Theil der Französischen Gränze an, und rieth, daß der erste Angriff auf Longwy, Sedan und Verdün geschehen möchte; diese Festungen wären, sagte ich, so äußerst schwach, daß man nur wenigen Widerstand von ihnen befürchten dürfte, und doch die einzigen, welche diese Gegend des Königreiches deckten. Wenn die kombinirte Armee diese Städte eingenommen hätte, so könnte sie über Rethel und Rheims, durch fruchtbare Ebnen, welche kein Hinderniß in den Weg legten, gerades Weges nach Paris gehen. Sollte ihr indeß die Absicht, bis zu der Hauptstadt vorzudringen, fehlschlagen, so würde es keine Schwierigkeiten machen, Montmedy und Mezieres in Besitz zu nehmen, zwei Festungen an der Maas, zwischen wel-

cher und der Chiers sie dann die Winterquartiere beziehen könnte. In diesem Falle würde ihre Front durch die Maas, nebst den Städten Sedan und Mezieres, und der linke Flügel durch die Chiers, Longwy und Montmedy gedeckt seyn, Luxemburg aber als Waffenplatz und zur Niederlage der Kriegesvorräthe dienen. Uebrigens nannte ich auch Ober-Elsas als einen von den schwächsten Theilen der Gränze.

Der Herzog von Braunschweig war völlig meiner Meinung, und äußerte, daß auf jedem der von mir angegebnen Punkte mit Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolges ein Angriff gemacht werden könnte. Der Plan, zu dem er sich entschloß, war der: mit dem größten Theile seiner Armee in Champagne einzurücken und in dieser Gegend offensiv zu verfahren, in Flandern aber und am Ober-Rhein Observations-Corps zu lassen. Der Kaiser und der König von Preußen kamen überein, daß die Emigrirten die in Frankreich einrückende Armee nicht begleiten, sondern an dem rechten Ufer des Rheins versammelt bleiben sollten.

Einige, von Deutschen Fürsten seit Kurzem geworbene Regimenter mitgerechnet, mochten sie etwa eine Armee von zwanzig tausend Mann ausmachen. Diese, rieth ich dem Könige von Preußen und dem Herzoge von Braunschweig, in drei Corps zu theilen: das eine von zehntausend Mann, unter dem Kommando der Brüder des Königs, sollte bei der Hauptarmee bleiben, die andren beiden aber, jedes von fünftausend, unter dem Kommando des Prinzen von Condé und

des Herzogs von Bourbon, sollten bei den Observations-Corps in Flandern und am Ober-Rheine gebraucht werden. Der Hauptzweck dieser Disposition war der, Französische Deserteurs von verschiednen Theilen der Gränze anzulocken. Der König von Preußen billigte sie. Dieser Fürst nahm sehr lebhaften Antheil an der Lage der Prinzen, und schickte ihnen sogar eine sehr beträchtliche Summe Geldes; auch äußerte er starkes Verlangen, dem Könige von Frankreich zu dienen. Die Art, welche er zur Wiederherstellung der Monarchie und der Ruhe in Frankreich vorschlug, war die, daß Ludwig der Sechzehnte in die Lage gesetzt werden sollte, selbst mit der Parthei, welche noch eine monarchische Regierungsform wünschte, zu unterhandeln.

Dumouriez hatte einen von seinen Freunden, Nahmens Benoit, nach Berlin geschickt, um den König von Preußen zu bewegen, daß er entweder von der Koalition, in die er sich eingelassen hätte, zurückträte, oder wenigstens seine Operationen noch aufschöbe; doch Benoit war entlassen worden, ohne daß man seine Vorschläge nur angehört hatte. Als der Herr von Bischofswerder, der damals das volle Vertrauen des Königs von Preußen besaß, dieses Umstandes in Gegenwart des eben genannten Monarchen und des Herzogs von Braunschweig gegen mich erwähnte, bemerkte ich, daß es wohl rathsam wäre, diese Unterhandlung wieder anzuknüpfen, da sie wahrscheinlich zu einem Uebereinkommen leiten würde, das allen Partheien angenehm wäre. Ich glaube auch beinahe, sie sey wirk-

lich wieder angeknüpft worden, und Dumouriez habe sich im folgenden Feldzuge nicht nur als ein großer General, sondern auch als ein geschickter Negociator gezeigt. Damals kannte ich die ganze Schlechtheit der Gebieter von Frankreich noch nicht, und hatte mich auch in dessen Hülfsquellen verrechnet.

Als ich einige Tage in Magdeburg gewesen war, ging ich nach Mainz zurück, wo nicht lange nachher eine Zusammenkunft zwischen dem Kaiser und dem Könige von Preußen Statt fand. Der letztere wurde zum Oberhaupte der Deutschen Konföderation erklärt; denn es waren mehrere Deutsche Fürsten dem Bündnisse gegen Frankreich beigetreten, unter andern die geistlichen Kurfürsten, der Landgraf von *Hessen-Kassel*, und einige kleine Fürsten am Rhein.

Der Kaiser ging nun nach Frankfurt, um sich krönen zu lassen; und im Julius versammelte sich die Preußische Armee an dem rechten Ufer des Rheinstroms, zwischen Koblenz und Mainz. Bald nachher ging der König von Preußen nach der ersteren von diesen beiden Städten, und nahm daselbst sein Hauptquartier. Er ließ mir durch den Herzog von Braunschweig das Kommando über sechstausend Mann antragen, welche sein Schwager, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, und Mainz liefern sollten. Doch Geldumstände verhinderten die Ausführung dieses Vorschlages; die Truppen des ersteren wurden nicht gebraucht, und eben so wenig bekam ich ein Kommando. Ich diente nun als Volontair unter dem Prinzen von Condé, der sich meine Achtung und mein Vertrauen in hohem Grade erworben hatte.

Der Feldzug wurde zu Anfange des August eröffnet. Longwy und Verdun fielen beinahe in dem Augenblicke, da die kombinirte Armee, welche ungefähr aus achtzigtausend Mann bestand, sich vor ihnen zeigte. Weshalb Sedan nicht angegriffen wurde, habe ich nie erfahren können. Es war doch gewiß eine weit bedeutendere Festung, als die letztre von jenen beiden, und hätte auch keinen größeren Widerstand thun können. Weshalb nahm die kombinirte Armee nicht diesen Weg, um durch Champagne zu gehen? weshalb verlor sie so viele Zeit vor Thionville (Diedenhofen)? Die Emigrirten behaupteten, in dieser Stadt Freunde zu haben; aber wenn es sich wirklich so verhielt, so hätten sie dieselben wenigstens durch einen regelmäßigen und furchtbaren Angriff unterstützen sollen. — Doch, ich will nicht mehr Bemerkungen über diesen Feldzug machen, und eben so wenig die Ursachen von dessen unglücklichem Ausgange erklären: sie waren, wie viele, welche die größten Ereignisse veranlaßt haben, an sich selbst sehr geringfügig. Kleine Hof-Intriguen haben wohl schon eher die wichtigsten politischen Plane zerrüttet. Aber, wenn man die Wahrheit in ihrem vollen Lichte zeigte, so würde sie viele Augen verletzen. Erst die Zeit muß ihre Strahlen mildern, daß sie erträglicher werden. —

Hier schließ' ich denn meine Memoiren, die nun nicht länger interessant seyn könnten, da ich aufhörte, an den nachfolgenden Ereignissen thätigen Antheil zu nehmen, und da ich seitdem immer nur unter den Zuschauern geblieben bin.

Ob das, was ich hier erzählt habe, wichtig genug ist, um zu interessiren, weiß ich nicht; wenigstens hoffe ich indeß, daß ich mich gegen die abscheulichen Verläumdungen, mit denen ich überhäuft worden bin, geechtfertigt habe: und dies war mein einziger Endzweck bei dem Schreiben dieser Blätter. Ich suche keinesweges mein politisches Verhalten zu entschuldigen; gewiß entdeckt man darin viele Irrthümer, die Folge falscher Berechnungen und unvorsichtiger Schritte, oft auch eines feurigen Temperaments und nicht genug in Schranken gehaltner Vorurtheile.

„Treib die Natur nur aus; sie kehret doch zurück!“ sagt ein alter Dichter (Horaz); und ich habe die volle Erfahrung gemacht, daß er Recht hat. Befände ich mich noch einmal in so kritischen und außerordentlichen Lagen, so würde ich mich in vielen Stücken ganz anders verhalten, doch ohne von den moralischen Grundsätzen abzugehen, die mich leiteten, und die man, wie ich überzeugt bin, untadelhaft finden wird.

Ob ich gleich die höchste Achtung und Ehrfurcht für die Tugenden Ludwigs des Sechzehnten habe und sehr aufrichtigen Antheil an seinem Unglück nehme, so widmete ich mich dennoch nicht seiner Person allein, sondern dem Könige von Frankreich und der Französischen Monarchie. Eine monarchische Regierungsform ist nach meiner Ueberzeugung die beste für ein großes Volk; und der Charakter der Franzosen macht, wie ich glaube, eine weit ausgedehnte Autorität bei dem Suverän nothwendig. Ich fürchtete, daß die min-

deſte Veränderung in den Grundſätzen dieſer alten Monarchie, ſo verderbt dieſelben auch ſeyn mochten, das ganze Gebäude in Gefahr bringen würde. Es war mein Wunſch, daß alle Fehler und Mißbräuche, welche ſich in die Regierung eingeſchlichen hatten, einzig und allein durch das Königliche Anſehen verbeſſert werden möchten. Ich hoffte, endlich einmal ſollte ein Miniſter, oder vielleicht der Suverän ſelbſt, aufſtehen und das Werk der Verbeſſerung unternehmen, wobei er, wenn er die nöthigen Talente beſäße, um ſo leichter glücklich ſeyn würde, da man die Nothwendigkeit derſelben allgemein fühlte. Nahm eine Volksverſammlung die höchſte Gewalt in die Hände, ſo ſah ich die traurigſten Folgen voraus, da es kaum anders möglich war, als daß ſie keinen guten Gebrauch davon machen mußte. Endlich befürchtete ich, wenn der König ſein Scepter einen Augenblick aus der Hand ließe, ſo würden ſchlechte, durch Verbrechen und Kühnheit ſtarke, Menſchen ſich deſſelben bemächtigen, und es zum Verderben des Monarchen ſelbſt benützen; dann aber könnte es ſehr ſchwer ſeyn, ihnen daſſelbe wieder zu entreißen. Und dieſe Beſorgniß iſt, leider, durch die Ereigniſſe nur allzu ſehr beſtätigt worden. Meine Anhänglichkeit an den König und die Monarchie war alſo das Reſultat meines Nachdenkens, und beruhete auf Grundſätzen, die ich wohl vernünftig nennen kann, und nach denen ich mich während der ganzen Zeit, da ich ſelbſt eine Rolle in der Revolution ſpielte, immer richtete. Indeß, ob ich gleich gegen den Vorwurf von Verbrechen gerechtfertigt bin, ſo habe ich

doch Fehler begangen, die ich jetzt einsehe, und über die man mir keine Vorwürfe gemacht hat, die aber großen Einfluß auf die Begebenheiten gehabt haben. Eine kurze Zeit stand mir eine beträchtliche militärische Macht zu Gebote; und in den Provinzen, deren Kommandant ich im Jahre 1790 war, hatte ich wirklichen Einfluß. Wäre ich damals bei meinem ersten Gedanken geblieben; hätte ich weniger Abneigung gegen einen bürgerlichen Krieg gehabt: so würde ich vielleicht die Monarchie gerettet haben. Die Bedenklichkeiten, die Gutmüthigkeit und die Menschenliebe des Königs besiegten mich, selbst zu der Zeit, als ich seinen Mangel an Festigkeit sehr stark befürchtete. Ich hätte mich ihm mit entscheidenden Gründen widersetzen sollen; ja, vielleicht wäre es sogar meine Pflicht gewesen, seinen Befehlen nicht zu gehorchen. Meine, vielleicht zu große Nachgiebigkeit gegen die aristokratische Parthei hielt mich ab, mich an die Spitze derer zu stellen, welche eine Veränderung der Konstitution wünschten: das Einzige, was in Frankreich eine monarchische Regierung erhalten konnte. Denn, als die schreckliche Revolution einmal angefangen war, bildete ich mir nicht, wie viele Andre, ein, daß Alles wieder auf den vorigen Fuß gebracht werden könnte, oder daß sonst etwas übrig wäre, als zu modificiren und einen Vergleich zu treffen. In diesem Stücke wenigstens, bin ich immer mir selbst gleich geblieben. Ich war Anfangs ein Feind aller Neuerungen; doch als diese Neuerungen wirklich gemacht waren, und ich, dem Verlangen des Königs gemäß, geschworen hatte,

den neuen Gesetzen zu gehorchen: richtete ich meine Bemühungen bloß gegen die Faktionen, besonders gegen die Jakobiner, welche sich mit dem Unglücke, das ihre Konstitution schon verursacht hatte, noch nicht begnügten, sondern nach dem gänzlichen Umsturz der Monarchie und aller gesellschaftlichen Ordnung strebten. Da Frankreich nun vom Jahre 1792 an, bis zu Robespierre'ns Tode, gänzlich von diesen Leuten beherrscht wurde, so wünschte ich nichts mehr, als daß ich im Stande seyn möchte, sie auszurotten. Seitdem hat indeß die Hoffnung, noch mit Versöhnungsversuchen glücklich zu seyn, mein Herz wieder belebt, und, bei der geringen Verbindung, in der ich mit unsren Prinzen, den fremden Mächten, ihren Generalen und Ministern noch gestanden, Einfluß auf mein Verhalten gehabt. Was für Fehler ich auch begangen habe — mögen sie eine nützliche Lehre für diejenigen werden, welche gleiche Treue für ihren Suverän und gleiche Liebe zu ihrem Vaterlande behalten, und in beinahe gleichen Umständen (denn diese können sich auch in jedem andren Lande ereignen) eben so geneigt sind, beiden zu dienen! Mögen diese Männer an Glück und Talenten mir überlegen seyn, und möge dann ihr edles Unternehmen ihnen besser gelingen!

Die Gründe, nach denen ich meine Meinung über die Männer, welche Frankreich unmittelbar vor der Revolution regierten, und über die, welche thätigen Antheil an diesem Ereignisse nahmen, gesagt habe, müssen einsichtsvolle Leser dieser Memoiren beurtheilen. Ich habe alle Persönlichkeiten zu vermeiden gesucht,

da in meinem Herzen weder Haß noch Neid ist, welche beide von Ehrsucht genährt werden und bei mir mit dieser zugleich gestorben sind. Viele von denen, welche an diesen großen Ereignissen Theil hatten, sind todt; folglich kommt das Urtheil über ihr politisches Verhalten uns schon, als der Nachwelt, zu, und es muß um so gerechter und unpartheiischer seyn, da sie weder ihre Fehler wieder verbessern, noch das Gute, das sie gethan haben, wieder vernichten können. Mit denen, die noch leben, ist der Fall anders; ihr Verhalten und ihre Grundsätze können sich ändern. Wie viele Beispiele finden wir in der Geschichte von Männern, die im Anfange ihrer Laufbahn wahrhaft groß und tugendhaft, am Ende derselben aber *verächtlich* und im höchsten Grade unsittlich waren. Andre im Gegentheil, die ihre Laufbahn mit Verbrechen anfingen, schlossen sie mit Tugenden. Sylla, der an der Spitze seiner siegreichen Armee zurückkehrt, um Rom von dem grausamen Joche des Marius zu befreien, ist groß; Sylla, als Diktator, ist ein Tyrann; eben der Sylla, der die höchste Gewalt niederlegt und in den Privatstand zurücktritt, ist ein Philosoph und ein Weiser. Der Tod allein drückt das Siegel auf alle unsre Handlungen, und bestimmt den Ruf der Männer, die eine glänzende Rolle auf dem Schauplatze der Welt gespielt haben. So glaubte ich mich denn, als ich das Verhalten des Herrn von Maurepas, des Kardinals von Lomenie und des Herzogs von Orleans schilderte, auch berechtigt, ihren Charakter zu zeichnen. Die Züge desselben sind nun bei dem Publikum

fixirt, und können nicht mehr ausgelöscht werden. Möge das gräßliche Gespenst des letztern sich denen Männern darstellen, welche durch Geburt, Würden und Reichthümer den höchsten Rang im Staate haben, und, anstatt dessen Stützen zu seyn, sich zu den Faktionen schlagen, von denen er gespalten wird, weil sie hoffen, dieselben zu Werkzeugen ihrer eignen ehrsüchtigen Absichten zu machen! Mögen sie den Geist des Königsmörders Orleans zu sehen glauben, und ihn sich so ankündigen hören: „Ich bin der Herzog von Orleans, der sich gegen das Leben seines Souveräns, und das Oberhaupt seiner Familie verschwor. Durch meine Geburt besaß ich allen den Segen, den die Natur und das Glück mir schenken konnten; aber von Ehrsucht verblendet und von Begierde nach Rache angetrieben, wurde ich das Werkzeug von Menschen, die eben so schlecht, doch listiger waren, als ich, und befleckte meine Hände mit dem Blute dessen, dem ich dienen und den ich beschützen sollte. Damals wünschte ich, die Krone auf mein Haupt zu bringen; als ich aber den Thron umgestürzt und mein Vaterland mit Verbrechen und Blut überschwemmt hatte, fiel ich selbst schimpflich durch die Hand eben der Elenden, welche die Werkzeuge dazu gewesen waren und sich nun in die Rächer meiner Missethaten verwandelten. Meinen Kindern habe ich weiter nichts hinterlassen, als einen Nahmen, dessen sie sich schämen: einen Nahmen, den künftige Generationen verfluchen müssen, und der bloß dazu dienen wird, den Inbegriff aller Laster zu bezeichnen. Das war mein

Schicksal, und so wird das Schicksal aller derer seyn, welche, gleich mir, die Maske des Patriotismus vornehmen, um das Verderben ihres Suveräns und ihres Vaterlandes zu bewirken!“

Wenn ich, und mit Recht, in der Beurtheilung des Herzogs von Orleans so streng bin, und wenn beinahe ein ähnliches Urtheil über andre geringere Verbrecher gefällt werden kann, die erst zu dem Unglücke Frankreichs beitrugen und dann durch einen frühzeitigen Tod von der Bühne gestürzt wurden: — müssen wir nicht la Fayette'n von diesen verworfenen Menschen absondern? Er wurde in der Schule der Amerikanischen Revolution erzogen; ist er nun nicht zu entschuldigen, daß er sich der enthusiastischen Freiheitsliebe ergab, mit der sein Herz während der sechs Jahre, die er bei dem berühmten Washington zubrachte, sich füllte? Man denke sich einen Augenblick lang einen jungen Mann, dem die Natur ein feuriges Herz, eine erhabne und gefühlvolle Seele, welche Eindrücke leicht aufnimmt und lange behält, und einen gründlichen Verstand, der zum Nachdenken über die empfangenen Eindrücke gebildet ist, verliehen hat. Mit solchen Eigenschaften versetze man ihn unter ein Volk, das für die Freiheit ficht, und lasse ihn mehrere Jahre hindurch mit demselben kämpfen, und gewissermaßen an dessen Siegen und Triumphen Theil haben. Wenn der Kampf vorüber ist, kehrt er, mit dem schmeichelhaftesten Lobe überhäuft, in sein Vaterland, an einen verderbten Hof zurück, und zwar in eben dem Zeitpunkte, wo die Keime einer großen

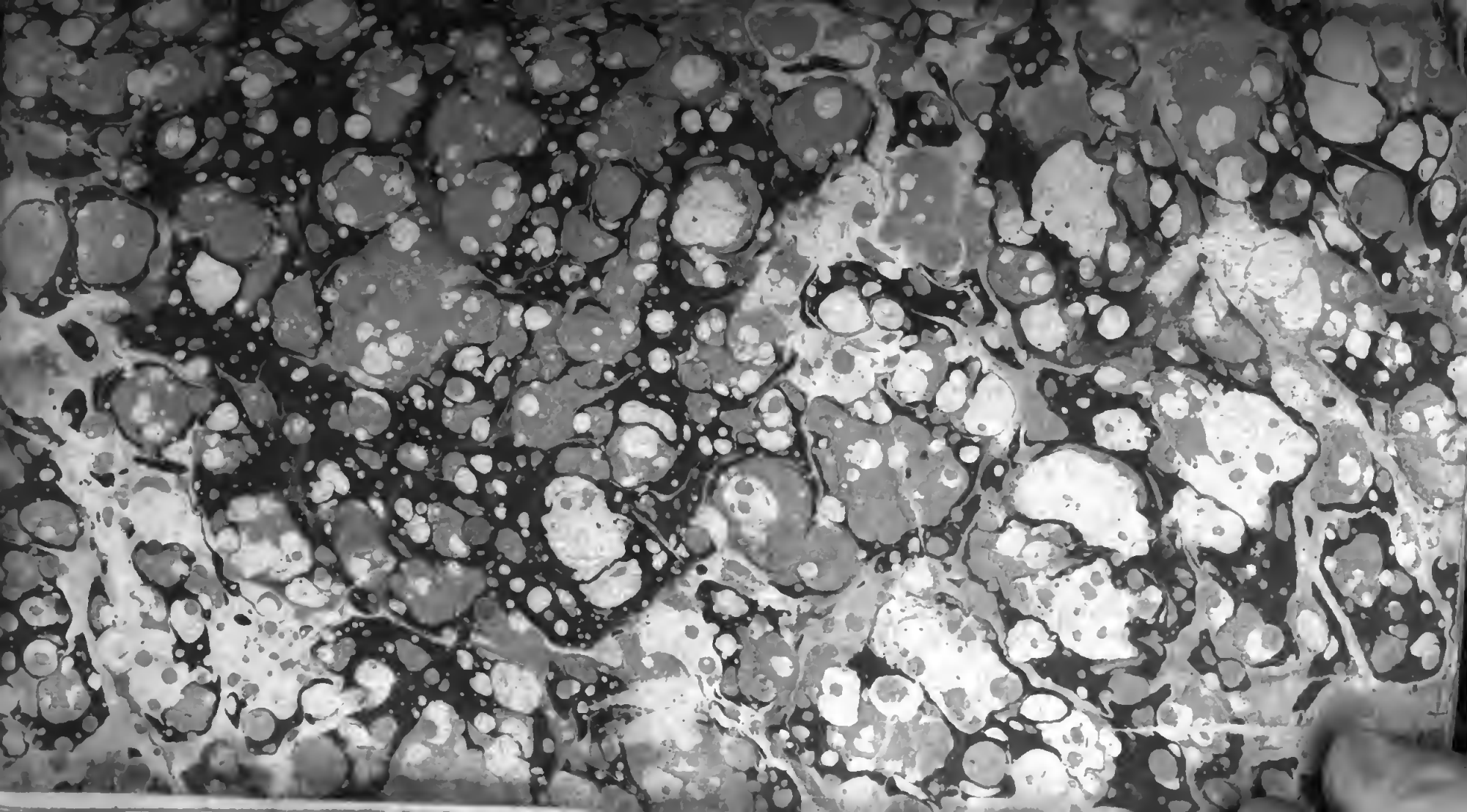
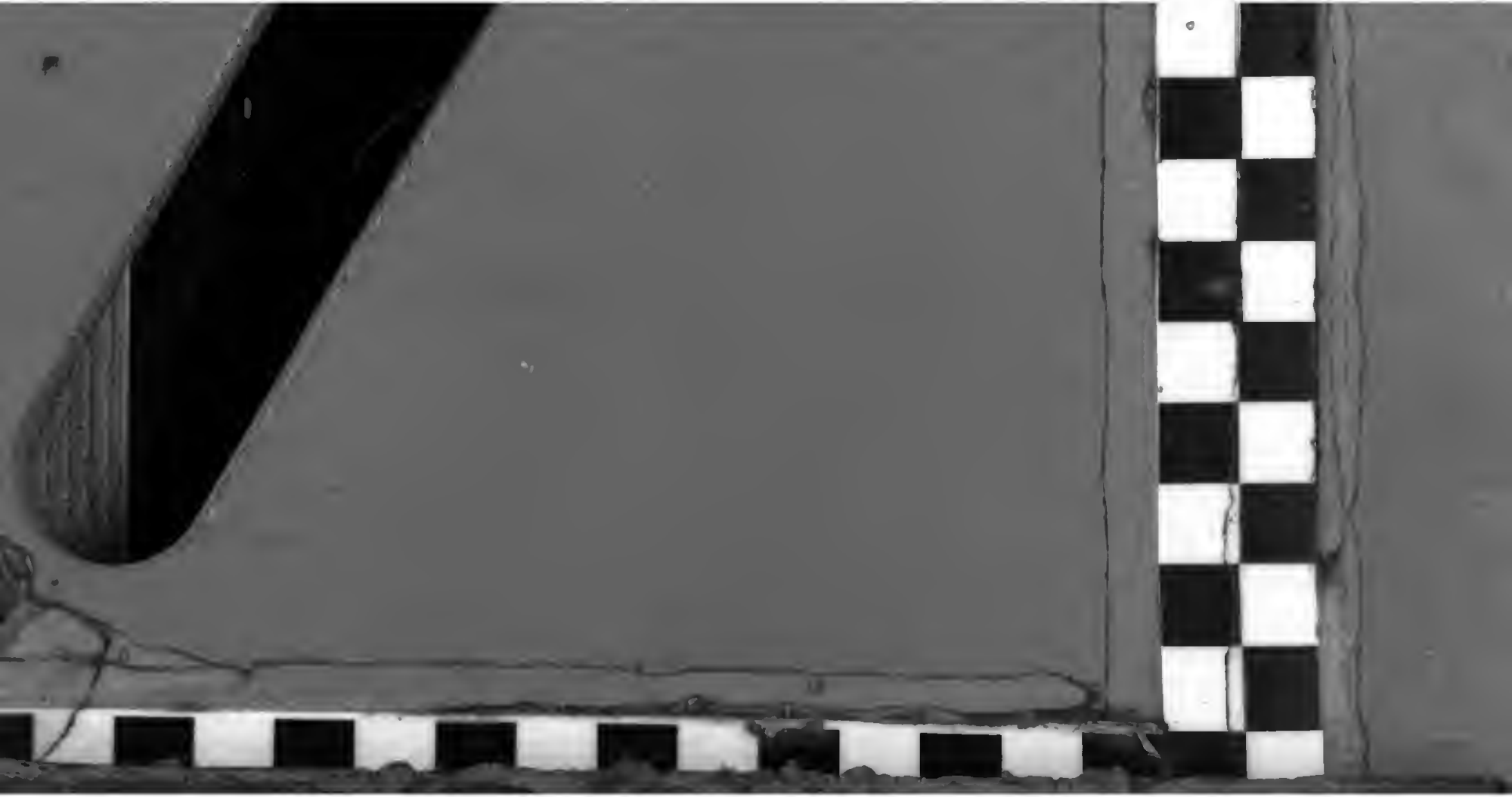
Revolution so eben hervorbrechen wollen, da das Volk die unbeschränkte Autorität des Monarchen nicht länger ertragen mag, sondern auf eine Regierungsform besteht, von welcher es glaubt, daß sie seinen Zustand verbessern werde: muß nicht ein solcher Mann wünschen, thätigen Antheil an dieser Revolution zu nehmen, und muß er nicht geneigt seyn, sie in dem günstigsten Gesichtspunkte anzusehen, als könne und werde sie das allgemeine Wohl befördern? Wenn dann das Volk ihn zu einem seiner Oberhäupter wählet, wird er nicht dessen Sache eifrig, und sogar enthusiastisch, vertheidigen? Er mag von seinen Meinungen irre geführt seyn, und sein politisches Verhalten mag unsren Tadel verdienen: aber wenn er die Moralität in keinem Stücke verletzt; wenn er, obgleich von Verbrechen umringt, sich selbst frei von Schuld erhält; wenn er seinen Irrthum einsieht, ihm entsagt, seine Ehrsucht aufopfert, und sich der Aechtung, der Verbannung unterwirft; wenn er, um seinen Fehler wieder gut zu machen, einen letzten Versuch zum Besten des Monarchen und der Monarchie wagt, welche anzugreifen ihn seine Schwärmerei verleitet hat; und endlich, wenn er durch eine lange Gefangenschaft seine Fehler und Verirrungen büßt: — ist er dann nicht zu unsrem Mitleiden, oder wenigstens zu unsrer Nachsicht, berechtigt? Muß nicht jede Empfindung von Haß oder Rachbegierde gegen ihn unterdrückt werden, besonders, da er es nun, in reifern Jahren, noch in seiner Gewalt hat, die Irr-

thümer seiner Jugend wieder gut zu machen? — Ein solcher Mann war la Fayette; so war seine Lage, sein Verhalten, und so wird vielleicht eines Tages sein Schicksal seyn.

Aber was für ein Urtheil sollen wir über Herrn Necker fällen? Wie sollen wir uns der Eindrücke des Unglücks erwehren, zu dessen Veranlassung er als Werkzeug diente, da es größten Theils seinen unweisen Maßregeln, der Schwäche seines Charakters, der Unzulänglichkeit seiner Kenntnisse, und seiner falschen Anwendung philosophischer Grundsätze auf Staatsangelegenheiten zuzuschreiben ist? Ich trete denen nicht bei, welche Herrn Necker der Empörung und des Verraths gegen den Souverän und die Nation beschuldigen; aber ich behaupte, daß er sich als ein sehr schlechter Diener beider gezeigt hat. Seine Tugenden als Mensch und als Mitglied der Gesellschaft will ich nicht bestreiten; und eben so wenig läugne ich, daß er hinlängliche Geschicklichkeit hatte, unter gewöhnlichen Umständen an der Spitze der Finanzen zu stehen: aber wie sehr war die Periode seines ersten Ministeriums von der unterschieden, in welcher er es späterhin wagte, die Zügel der Regierung zu nehmen! Wenn er, nach seinem eignen Geständnisse, die Revolution vorhersah — welche Schritte that er, sie zu verhüten, zu modificiren, oder zu leiten? Wenn er in seine eignen Kräfte und in die Achtung des Publikums, die er zu haben glaubte, so viel Vertrauen setzte: warum bekämpfte er die Irrthümer der

öffentlichen Meinung nicht mit gröſserem Nachdruck und mit mehr Geſchicklichkeit? Warum unterwarf er ſich ihnen, ſogar gegen die Stimme ſeines eignen Bewuſstſeyns? Wenn es ihm in ſo kritiſchen Umſtänden entweder an Muth oder Vorherſehungsvermögen fehlte, und wenn er zum Aufrechthalten eines wankenden Thrones weiter nichts hatte, als leere Spekulation, wohlklingende Perioden, und ein hohes, zuverſichtliches Weſen: iſt er dann nicht ſtrafbar, daſs er ein ſo ſchweres Werk unternahm, auf dieſe Art — wenigſtens paſſiv — zur Vernichtung der Monarchie beitrug, und hinterher die Geſchichte der Begebenheit ſchrieb und eine Lobrede auf ſich ſelbſt anhängte? Möge er ſich denn nicht länger mit ſeinen Fähigkeiten und ſeinen Talenten brüſten! Wären ſie auch viel gröſser, als ſie wirklich ſind, ſie würden dennoch von dem wahrhaft weiſen Manne verachtet, der den Werth der Menſchen nach ihren, der Geſellſchaft geleiſteten Dienſten beurtheilt, und einen geſchickten Handwerker höher ſchätzt, als einen Staatsminiſter, der ſeiner Stelle nicht gewachſen iſt. Die Vorſehung hat den Sterblichen die Talente, oder vielmehr die moraliſchen und phyſiſchen Kräfte, zugetheilt, die erforderlich ſind, um die verſchiednen Beſchäftigungen zu treiben, durch welche die geſellſchaftliche Ordnung beſteht und das allgemeine Glück befördert wird. Der Menge wurde das Loos beſtimmt, von einigen Wenigen geleitet zu werden; und die Erfahrung hat gelehrt, daſs ein Volk um ſo beſſer re-

giert wird, je kleiner die Anzahl seiner Führer ist. Die Natur bildet auch selten die großen, erhabnen Köpfe, welche fähig sind, weit ausgedehnte Reiche zu regieren, zu vertheidigen und aufzuklären. Wir sehen sehr wenige große Monarchen, sehr wenige große Generale, und vielleicht noch weniger große Minister; ausgezeichnete Talente sind mit sehr sparsamer Hand vertheilt, und bedürfen dann sogar noch großer Gelegenheiten, um in Thätigkeit zu kommen. Solche Gelegenheiten gab es für Herrn Necker; aber er zeigte sich nicht den Ereignissen gewachsen. Seine Art von Verstand, seine Banquier-Geschicklichkeiten, seine Moralität und seine Neigung zur Litteratur — alles lehrt, daß er nur zu einem glücklichen Privatmanne bestimmt war, so wie ich unstreitig zu einem Soldaten und einem mittelmäßigen Generale. Warum strebte er nun nach dem Charakter eines großen Staatsmannes, da die Natur ihm doch die dazu nöthigen Talente versagt hatte? Möge er nicht länger daran denken, Menschen regieren zu wollen, so wie ich den Gedanken aufgegeben habe, sie wieder in Schlachten zu führen! — Und so wie ich unaufhörlich ausrufe: „o Eitelkeit des Kriegesruhms!“ so möge er sich gewöhnen zu wiederholen: „o Eitelkeit des Minister-Regierens!“

Zum Schluß. — Wenn es mir noch erlaubt ist, einen sorgenden Blick auf mein Vaterland zu werfen und einen Wunsch zu dessen Bestem zu thun; so möge es nie von seynwollenden Philosophen regiert wer-

den, sondern unter seinen Beherrschern immer einen Titus, einen Trajan, Marc Aurel, Ludwig den Zwölften und Heinrich den Vierten finden, deren Philosophie und Moralität nicht in Spekulationen, sondern im Handeln bestand. Ihr neueren Philosophen, oder vielmehr ihr elenden Sophisten! Die von euch verbreiteten Lehren haben durch ihren falschen Glanz in einer kleinen Reihe von Jahren mehr Verbrechen und mehr Blutvergießen verursacht, als die barbarische Staatsklugheit, die Unwissenheit und der Fanatismus unsrer Voreltern in mehreren Jahrhunderten. Wie wollt ihr das durch euch entstandene Unglück wieder gut machen, außer wenn ihr eure Fehler und Irrthümer gesteht, daß sie eine schreckliche, aber heilsame Lehre für künftige Generationen seyn können!